Herders
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

Erster Band.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1877.

Ihrer Majestät

der Deutschen Kaiserin Augusta

Königin von Preußen

Herzogin zu Sachsen

geborenen Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Vorrede.

„Keiner unsrer Klassiker bedarf so unumgänglich einer historisch-kritischen Bearbeitung als Herder, keiner belohnt sie in so eminentem Maße, für keinen ist bisher so wenig geschehen." Mit diesen Worten weist Julian Schmidt in den Preußischen Jahrbüchern (Band XXXVII. 1876) auf das Erscheinen der Ausgabe hin, die lange von mir vorbereitet, jetzt an die Öffentlichkeit gelangt. Die Unzulänglichkeit der alten Gesamtausgabe betonend, deren hauptsächliche Mängel sich auf alle späteren Ausgaben fortgeerbt haben, faßt dies Urteil in bündiger Kürze alles das zusammen, was von Kennern unserer Literatur oft als Klage oder Forderung ausgesprochen worden ist. Von der Nothwendigkeit des Unternehmens zu reden, scheint hiernach überflüssig. Ich beschränke mich auf den Bericht über Plan und Umfang desselben und über die Mittel, die mir bei der Ausführung zu Gebote stehen.

Die Vollständigkeit und, soweit dies von den äußeren Hilfsmitteln abhängt, die Genauigkeit und Reinheit des Textes ist gesichert. Eine unschätzbare Grundlage ist der Ausgabe bereitet in dem reichen Handschriftenschatze des Herderschen Nachlasses, welcher auf Verfügung der preußischen Minister der Finanzen und des Unterrichts von den Erben Herders zum größten Theile käuf-

lich erworben und zu eingänglicher Benutzung mir anvertraut worden ist. Schwerlich kommt der Nachlaß irgend eines unsrer Klassiker, Goethe ausgenommen, an Umfang und Werth demjenigen gleich, den das Herdersche Familienarchiv uns aufbewahrt hat. Zu den meisten Werken Herders, vornehmlich den bedeutenderen seiner reifsten Zeit, ist das Manuscript vollständig oder doch in beträchtlichen Bruchstücken erhalten; theils liegen die letzten, theils die für das historische Verständniß außerordentlich wichtigen älteren Bearbeitungen vor, daneben eine Fülle von Vorarbeiten und Studien in Excerpten- und Arbeitsheften. In ihren ungedruckten oder bis jetzt getrennt von den „Werken" und meist unvollkommen veröffentlichten Bestandtheilen enthält diese Sammlung bedeutenden Zuwachs für die Werke, namentlich an solchen Stücken, die als Bindeglieder geeignet sind, den inneren Zusammenhang scheinbar getrennter Arbeiten erkennen zu lassen; und mit ihrer Hilfe wird es erst möglich einen authentischen Text herzustellen. Die ersten Herausgeber ließen die kritische Bearbeitung zurückstehen hinter anderen in ihrem Sinne wichtigeren Aufgaben, an deren Ausführung sie mit redlicher Mühe gearbeitet haben. Sie haben die Handschriften fast nur zur Vervollständigung der Werke benutzt, zur Berichtigung des Textes sind dieselben bis jetzt noch nicht verwendet worden, und hierfür leisten sie, da die Originalausgaben vieler Schriften äußerst fehlerhaft gedruckt sind, die wichtigsten Dienste.

Die literarische Wirksamkeit Herders soll sich in dieser Ausgabe vollständig und dem Gange seiner Entwicklung, der Folge seiner Wirkungen auf den ersten Leserkreis entsprechend darstellen. Nur dem prüfenden Auge des Forschers kann der Überblick über einen so weiten Wirkungsbereich, der Einblick in das Werden einer so unvergleichlich reichen und vielseitigen Individualität sich erschließen. So mußte denn in erster Linie den Ansprüchen des Kenners genügt und die Ausgabe in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden. Aber auch dem weiteren

Leserkreise, der bei Herder Genuß und Belehrung sucht — und den edelsten Genuß wird jedes tiefere, mit seiner „sittlichen Grazie" verwandte Gemüth, die mannigfachste Belehrung jeder Suchende bei ihm finden — auch diesem Leserkreise wird die wissenschaftliche Behandlung, die sich absichtlich nirgends hervordrängt, bald willkommen sein. Unmerklich gewöhnt sie zu historischem Verständnisse und läßt aus diesem eine erhöhte Antheilnahme erwachsen.

Der Inbegriff des gesammten literarischen Wirkens soll gegeben werden. Die Ausgabe wird also außer dem, was Herder selbst veröffentlicht hat, aus dem Nachlasse auch alles dasjenige darbieten, was er in der nämlichen Weise druckfertig ausgearbeitet hat, besonders Zusätze und Fortsetzungen; nur ausnahmsweise aber, falls historische Bedeutung und eigenartiger Werth es erfordern, werden Schriften auch in älterer bisher ungedruckter Redaction aufgenommen. Skizzen und Entwürfe gehören nicht in die Reihe der „Werke," geschweige denn Studien und Stoffsammlungen. Arbeiten der letzteren Art bleiben grundsätzlich ausgeschlossen, dagegen sollen Entwürfe, welche zumal für Herders früheste Epoche eine sehr belangreiche Ergänzung zu dem Bilde seiner schriftstellerischen Thätigkeit liefern, in einem Supplementbande zusammengestellt werden, und in diesem auch alle bis jetzt ungedruckten Schriften ihre Stelle finden, welche sich nicht mit Nothwendigkeit einem größeren Ganzen anschließen.

Die Ausgabe beginnt, der Entwickelung Herders folgend, mit den Prosawerken, so weit dies Früchte der freien künstlerischen Muße sind; es folgen die poetischen Werke, eigene und nachgedichtete. Den Beschluß machen diejenigen Schriften, welche der amtlichen Thätigkeit entstammen. Diese letzteren bleiben von den künstlerisch ausgebildeten äußerlich ebenso abgesondert, wie in Herders Wocheneintheilung das freie Schaffen von der amtlichen Arbeit sich ablöste. Sie gehören nicht zu den „Werken"

im strengen Sinne des Wortes, und Herder selbst hat nur weniges davon veröffentlicht, er wollte nicht einmal seine Predigten gedruckt sehen; aber die „menschliche" Wirksamkeit, in der so wesentlich Herders Größe mit beruht, berührt sich mit der literarischen so vielfach, daß ohne die Zeugnisse derselben das Bild seiner Persönlichkeit unklar und mangelhaft bleiben würde.

Die Voranstellung der Prosawerke wird, so sehr sie auch dem Herkommen widerstrebt, doch schwerlich befremden. Denn als Vertreter der wissenschaftlichen, der rhetorischen Prosa hat Herder den mächtigsten Einfluß geübt, in ihr liegt seine Meisterschaft, seine Classicität. Poet ist er am wenigsten da, wo er es sein will, am meisten, wo er unwillkürlich dichtet: in schwungvollen Stellen seiner Prosa, und wo die Seele eines andern Dichters in ihm webt: in seinen Nachdichtungen und Übertragungen.

Innerhalb der drei Abtheilungen, in welche sich die Ausgabe naturgemäß sondert, herrscht die historische Anordnung. Herders eigne genetische Betrachtungsweise muß für den Aufbau seiner Werke die Norm geben. Gesammelte Werke, bemerkt er selber einmal, wenn sie nicht bloß eine Auswahl des vorzüglichsten auf die Nachwelt bringen sollen, müssen in ihrer Reihenfolge die Entwicklung des Schriftstellers zur Anschauung bringen.

Am vollkommensten äußert sich Herders Individualität in seiner kunstmäßigen Prosa. In den Wandlungen seines Prosastils offenbaren sich die Phasen seines schriftstellerischen Characters. Deutlich unterscheidet man hier drei Stufen. Die Jahre 1769—70 und 1779—80 bezeichnen die Wendepunkte, wenn auch, bei der zweiten Grenzscheide besonders, Schwankungen und Übergangsformen sich nicht genau auf die bezeichneten Jahre beschränken. Um diese Perioden schärfer gegen einander abzugränzen, werden in dieser Ausgabe die minder bezeichnenden

kleinen Schriften, besonders die Recensionen, je an den Schluß derjenigen Periode verlegt, welcher sie angehören. Daß hiervon in der ersten Periode theilweise abgewichen ist, die kleinen Erstlingsarbeiten des Autors an die Spitze der ganzen Ausgabe gestellt sind, wird durch das Hauptgesetz der Anordnung bedingt.

Dies ist in den allgemeinsten Zügen der Grundriß der auf zwei und dreißig Bände veranlagten Ausgabe. Die Anordnung im einzelnen, besonders die Modificationen des Grundplanes werden in den Einleitungen der einzelnen Bände erörtert und gerechtfertigt, ebenso die Grundsätze, nach denen der Text gestaltet ist. Denn eine Behandlung des Textes nach ein und demselben Schema ist bei Herder nicht möglich. Ob von mehreren Ausgaben eines Werkes nur eine, ob alle, oder welche zur Geltung kommen sollen, welche ferner als Haupttext zu betrachten sei, dies sind Fragen, die je nach besondrer Erwägung entschieden werden müssen.

In der Orthographie und Interpunction ist Herders eigner Schreibgebrauch, den er stets mit Sorgfalt überwacht und geregelt hat, maßgebend. Wo der Text aus der Handschrift selbst gegeben werden kann, ist selbstverständlich Herders Orthographie treu gewahrt. Die Originalausgaben weichen von derselben öfters ab. Haben sie eine Schreibung verdrängt, an welcher der Autor regelmäßig festhält, so wird diese wieder zurückgeführt; bei schwankender Orthographie wird diejenige, welche in den Handschriften am häufigsten erscheint, vorgezogen. Die Fülle des handschriftlichen Materials, die für jede Zeit ausgiebige Belege liefert, gewährt diesem Verfahren genügende Sicherheit und schützt es vor Willkür. Auf orthographische Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Ich habe sie mit Sorgfalt behandelt als ein — wie es Herder mit einem Ausdruck Shaftesburys sagt — Amanuensis des Autors. Das Verhältniß des Herausgebers zum Schriftsteller ist durchaus ein dienendes, und

die Tugend, die darin geübt werden will, ist die Treue, auch im Kleinen.

Dienende Glieder sollen auch die Einleitungen sein. Sie gehen weder rühmend noch rettend auf den Inhalt der Schriften ein, sondern suchen lediglich das historische Verständniß zu vermitteln. Von den Keimen und Trieben aus, die in den Studienheften des Autors verborgen liegen, verfolgen sie die Ausbildung der Schriften zu ihrer druckfertigen Gestalt, und wenn, wie dies öfters der Fall ist, in dieser letzten Gestalt die Idee, welche dem Autor vorschwebte, sich nur bruchweise verwirklicht, so versuchen sie aus den erhaltenen Plänen zu neuer Bearbeitung das Ziel, dem er zustrebte, festzustellen. In der Darstellung des Werdens liegt für viele Schriften Herders zugleich die beste Erklärung. Ist diese gegeben und das Verhältniß des gereinigten Textes zu der früheren Überlieferung dargelegt, so ist des Herausgebers Arbeit gethan; hier muß der Literarhistoriker, der Biograph den Faden aufnehmen.

So sei denn mit dieser schlichten Rechenschaft über das Geleistete der Grundstein gelegt zu dem Denkmale, das einem der Edelsten unsres Volkes aus seinen eigenen Schätzen aufgebaut, in seiner Vollendung ein Zeugniß sein soll von der Macht und Tiefe deutschen Geistes. Erschien es doch gerade in den Tagen der neu erstehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches, ein Jahrhundert nachdem Herder mit seinen ersten Schriften die Nation zur Pflege ihrer eigensten geistigen Art und Kraft aufgerufen, als eine Ehrenpflicht deutscher Wissenschaft, seinem Genius gerecht zu werden und das Erbe, das er seinem Volke hinterlassen, in völligem Bestande, in unverfälschter Form dem gegenwärtigen Geschlechte nahe zu bringen, dem kommenden zu überliefern!

In diesem nationalen Sinne begonnen, hat sich das Unternehmen der vielseitigsten Förderung zu erfreuen gehabt.

Durch Kaiserliche Munificenz wurden dem Herausgeber die Mittel zu den umfassenden Vorarbeiten gewährt und das Erschei-

nen der Ausgabe in einer ihrer Bedeutung würdigen Gestalt ermöglicht.

Dem oben bereits erwähnten Ankauf eines großen Theils von Herders Nachlaß aus Staatsmitteln kamen die Erben Herders, vor Allem der Geheime Rath Stichling zu Weimar, in pietätvoller und patriotischer Gesinnung bereitwillig entgegen. Auch den in Weimar unter seiner Obhut noch zurückgebliebenen Theil des Nachlasses zu benutzen ist mir auf seine gütige Vermittlung von den Erben gestattet worden.

Vielfache Förderung ist mir von Gelehrten und von Freunden und Verehrern Herders zu Theil geworden. Ihnen allen namentlich zu danken, wäre hier nicht möglich. Den Plan der Ausgabe hat Moriz Haupt begutachtet und gebilligt, und auf die oben entwickelten kritischen Grundsätze der Bearbeitung ist das Urteil des großen Philologen von bestimmendem Einfluß gewesen. Unter den Lebenden, denen ich verpflichtet bin, nenne ich vorzugsweise Julius Zacher. Ohne die Beihilfe Zachers, meines verehrten akademischen Lehrers, wäre diese Ausgabe vieler äußeren Schwierigkeiten wegen nicht zu Stande gekommen, und sein wissenschaftliches Urteil hat die Ausführung auf allen ihren Stufen begleitet.

In der Gunst, der so mein Werk an höchster Stelle und überall bei den Berufenen begegnete, darf ich eine Gewähr erblicken für den Antheil, den es hervortretend in Anspruch nimmt. Wie mit neu erwachender Liebe hat sich bei uns in dem letzten Jahrzehnt die wissenschaftliche Forschung Herder wieder zugewandt. Auch im Auslande haben sich für ihn, der nach der Weite seines Sinnens und Schauens recht eigentlich zu einem Vermittler zwischen allen gebildeten Nationen berufen ist, neuerdings gewichtige Stimmen erhoben. Aber am meisten doch ist er der unsrige, und eben jetzt, nachdem so viel Großes und Edles, das er verkündet oder herbeigesehnt, in Erfüllung gegangen, ist es an der Zeit, daß die Wirkungen dieses wun=

derbaren Genius sich in dem Bewußtsein aller Gebildeten seines Volkes erneuern. Diese Ausgabe soll dazu helfen, und die Erwartung, in der sie unternommen ist, kann nicht täuschen, sofern der Deutsche bei dem Grundsatze verharrt, den idealen Mächten, denen er seine Größe verdankt, sich in treuer Verehrung und dankbarer Hingebung zu widmen.

Berlin, den 18. Januar 1877.

Bernhard Suphan.

Inhalt.

Einleitung.

Der vorliegende Band enthält die Aufsätze und kritischen Arbeiten, mit denen Herder seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnet, und das erste größere Werk, das seinen literarischen Ruhm begründet hat. Diese Arbeiten gehören dem dreijährigen Zeitraume von 1764—66 an, dem letzten Jahre des akademischen Lebens in Königsberg und den ersten beiden des Aufenthalts in Riga.

Die kleinen Schriften sind, eine Abhandlung ausgenommen, ohne des Schriftstellers Namen und, außer zweien, sämtlich als Beiträge zu localen Zeitschriften veröffentlicht worden. Jene Einzeldrucke sowol als die Journale sind nur noch in wenigen, zum Theil in einem einzigen Exemplar vorhanden. Es galten daher diese Erstlinge literarischen Wirkens schon damals für unerreichbar und verschollen, als man bald nach Herders Tode die Sammlung seiner Werke unternahm. Auch in „Herders Lebensbild" sucht man sie vergeblich. Der handschriftliche Nachlaß nämlich, aus welchem der Herausgeber des Lebensbildes schöpfte, enthält von allen diesen Aufsätzen und kleinen Arbeiten nur noch wenige Spuren; so kam es, daß nur ein Stück, welches darin, in seiner ältesten Gestalt wenigstens, erhalten ist, in das literarisch-biographische Sammelwerk übergieng.

Die Sammlung der kleinen Schriften, welche die gegenwärtige Ausgabe zum ersten Male darbietet, verdankt ihr Entstehen zuvörderst

der wirksamen Beihilfe, welche gelehrte Freunde in Königsberg, Riga und Dorpat mir geleistet haben.[1] Ihrer thätigen Theilnahme gelang es, mir die seltenen, verloren geglaubten ersten Drucke zuzuführen, und so ward es möglich auf dem Wege historischer oder philologischer Forschung vereinzeltes und verstecktes zu ermitteln und als Herders Eigenthum zu erweisen. Auf diesem Wege boten mir R. Hayms gleichzeitige Forschungen eine höchst willkommene Förderung. Ich habe den Gang und die Ergebnisse meiner auf die Aufsätze bezüglichen Untersuchungen in mehreren Abhandlungen der „Zeitschrift für Deutsche Philologie" dargelegt. Hier theile ich nur soviel mit, als zur Begründung der Reihenfolge und zum Verständnis der Angaben über die Stelle des ersten Drucks nöthig ist.

Die „Rigischen Gelehrten Beyträge,"[2] das Beiblatt zu den i. J. 1761 begründeten „Rigischen Anzeigen," erschienen in vierzehntägigen Lieferungen („Stücken") von einem bis anderthalb Bogen in Quarto, herausgegeben von Johann Gottfried Arndt, dem Verfasser der „Livländischen Chronik." Ihrer Anlage nach sollten sie mehr ein Organ zur Bildung des Bürgerstandes als ein Verkehrsmittel für die Gelehrten der Landschaft sein. Diese ihre Bestimmung behielt Herder, der unmittelbar nach seiner Uebersiedelung in die Reihe der Mitarbeiter eintrat, gewissenhafter und glücklicher als alle übrigen im Auge. Seine Beiträge sind demnach

1) Das meiste Verdienst um das Zustandekommen der Sammlung haben die Herren Dr. Rudolf Reicke, Custos der Königl. Bibliothek zu Königsberg, und Dr. George Berkholz, Bibliothekar der Stadt Riga; als Bewahrer und Kenner von literarischen Schätzen, die für meine Arbeit von hohem Werthe waren, sind sie mir Jahrelang, so oft ich ihres Beistandes bedurfte, weit über das Maaß amtlicher Zuvorkommenheit hinaus, förderlich und gefällig gewesen. Unter den Livländischen Herderfreunden ist es besonders Dr. Beise in Dorpat, dem ich für mannigfache Mittheilungen verpflichtet bin.

2) „Die Rigischen Gelehrten Beyträge und Herders Antheil an denselben." Zeitschrift f. D. Phil. VI, 45—83.

unter diesem Gesichtspunkte, als publicistische Versuche abzuschätzen, wie denn ihr Werth besonders darin besteht, daß sie die ersten Proben jener „menschlichen Philosophie" darstellen, auf welche von früh an sein Absehen gerichtet war.

Der erste Beitrag „Ueber den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" (S. 1—7) ist im October 1764, also noch in Königsberg verfaßt, Ueberarbeitung einer Schulrede, zu der die Lehrstelle am Collegium Fridericianum Anlaß gegeben hatte. Diese Rede ist, irriger Weise unter den Arbeiten des Jahres 1766, im „Lebensbilde" (I, 2, 151—162) nach dem Manuscripte abgedruckt. Die Neujahrsbetrachtungen („Aussichten über das alte und neue Jahr" S. 7—12) habe ich aus stilistischen Gründen für Herder in Anspruch genommen; der später aufgefundene Brouillon des Aufsatzes und des Schlußgedichts hat diese Zuweisung bestätigt. Die im Mai und Juni 1766 eingerückten Beiträge No. 5. 6. (S. 43—67) sind in Herders Correspondenz (Lebensbild I, 2, 150. 194) als sein Eigenthum erwähnt.

Die Abhandlung „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" (S. 13—28) ist eine bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Rigischen Rathhauses verfaßte Festschrift. Die Domschule, an welcher Herder die Collaboratorstelle bekleidete, beging die Feier des Tages (11. October 1765) durch einen Redeactus. Bei diesem soll, nach dem Berichte eines sonst sehr glaubwürdigen Zeitgenossen[1] in den „Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders" (I, 107 fg.) diese Abhandlung vorgetragen worden sein. Diese Angabe kann indessen nicht richtig sein; denn weder in dem Programm, mit welchem der Rector Gottlieb Schlegel zu dem Actus einladet, noch in dem Festberichte der „Rigischen Anzeigen" vom 17. October 1765 geschieht einer solchen Betheiligung Herders Erwähnung. Über Livland hinaus wurde diese Abhandlung, die einzige, auf welcher sich Herder als Verfasser genannt hat,

1) Karl Wilpert, Bürgermeister von Riga. Vgl. Erinnerungen I, 92.

durch den Nachdruck verbreitet, der in den Hamburger „Unterhaltungen", im Januarstück des Jahres 1768 (V, 5—20) enthalten war. In einer durchaus umgewandelten und bedeutend erweiterten Fassung nahm sie Herder dreißig Jahre später in die Briefe zu Beförderung der Humanität (V, 52—148) auf. In dieser neuen Form hat sie die weiteste und nachhaltigste Wirkung geübt. Ihr gilt die academische Schrift von C. F. Heinrich „Ueber eine Frage, die Herder gethan hat." Kiel 1810.

Die polemisch-kritische Schrift „Nachricht von einem neuen Erläuterer der H. Dreieinigkeit" (S. 28—42) ist zuerst von Goldbeck in seinen sorgfältigen und zuverlässigen „Litterarischen Nachrichten von Preußen" (I, 163. Berlin 1781) unter Herders Namen aufgeführt. Ein historisches Zeugniß für die Richtigkeit seiner Angabe war nicht zu ermitteln; eine allseitige Beobachtung des stilistischen Ausdrucks aber läßt keinen Zweifel an der Autorschaft Herders bestehen. Den Nachweis davon habe ich in dem Aufsatze „Herders theologische Erstlingsschrift" geliefert.[1] (Zeitschrift für D. Phil. VI, 165—203). Das im Februar und März des Jahres 1766 ausgearbeitete Schriftchen wendet sich gegen einen anonymen Tractat „Schrift- und vernunftmäßige Erläuterung der Lehre von der heiligen Dreyfaltigkeit." 1766. 40 S. 8°, dessen Verfasser nach Goldbeck der Kurländische gelehrte Prediger G. F. Stender ist. Etliche Stellen dieses Büchleins, die zum Verständnisse der Herderischen Polemik dienen, theile ich in dem Anhange dieses Bandes mit.

---

1) In einem Studienhefte Herders, welches mir, nachdem dieser Aufsatz erschienen war, zur Durchsicht überlassen wurde, habe ich mitten unter Aufzeichnungen, die im April und Mai des Jahres 1766 gemacht sind, eine Reihe von Themen gefunden, deren Bearbeitung sich Herder damals vornahm, wie die Überschrift „Plane" errathen läßt. Das letzte ist folgendes: „Simple Vorstellung der Lehre von der Dreieinigkeit nach der Schrift, ohne Polemik."

Die „Nachricht" nimmt nach Inhalt und Compositionsart eine mittlere Stellung ein zwischen den freien Aufsätzen und den kleinen, der Kritik fremder Leistungen gewidmeten Stücken, die gleichzeitig mit jenen entstanden sind, und die sich, chronologisch geordnet, in diesem Bande (S. 68—130) ihnen anschließen.

Die „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen," für welche diese Recensionen und Anzeigen verfaßt worden sind, wurden von dem Buchhändler Joh. Jak. Kanter ins Leben gerufen. Zweimal wöchentlich, Montags und Freitags, kam ein halber Bogen in Quarto heraus: das erste Stück wurde am 3. Februar 1764 ausgegeben. Hamann, welcher in den ersten Monaten die Redaction leitete, traf, in bewußtem Gegensatze zu der „Berlinischen privilegirten Zeitung," die durch den Titel gekennzeichnete Einrichtung, gemäß welcher der „gelehrte" Theil den „Staatssachen" vorantrat. Hamann war es auch, der seinen jungen Freund aufmunterte, sich in dem neuen Journal die kritischen Sporen zu verdienen. Herder, der sich zuerst mit zwei größeren poetischen Stücken[1] hervorwagte, hat sich als Recensent am ersten Jahrgange nur spärlich betheiligt; viel eifriger aber wirkte er aus der Ferne für den zweiten. Auch im folgenden Jahre (1766) setzte er lebhaft ein, zog sich aber in Folge eines Zerwürfnisses mit Scheffner, einem der tüchtigsten Mitarbeiter im ästhetisch-kritischen Fache, schon zu Ende des Februar zurück; knapp und vereinzelt lief seine Beisteuer zum vierten Jahrgange ein; an allen späteren ist er, bis auf einen längeren kritischen Aufsatz i. J. 1774,[2] unbetheiligt. Poetische Beiträge, wie die oben erwähnten, hat er nur für die beiden ersten Jahrgänge geliefert;[3] den populären Aufsätzen, die dann und wann

1) „Ein Fremdling auf Golgatha" und „Ostergesang" 1764 St. 23. 24.

2) R. Haym, „Wiedergefundene Blätter zu Herders Schriften." Im neuen Reich. 1873, II, 513—527.

3) 1765, Stück 75. Der Vater ein Mörder des Sohns, der Sohn ein Vatermörder. Eine Erzehlung. St. 97. Dreymal drey Verlocken.

den „gelehrten“ Artikel bilden, steht er wahrscheinlich nicht ganz fern.

Die einzelnen Beiträge Herders unter den Hunderten von anonymen Recensionen mit den unzulänglichen Mitteln, die sich heute dem Forscher darbieten, vollzählig aufzufinden ist ein Ding der Unmöglichkeit. Vor fünf bis sechs Jahren habe ich diesen verborgenen Stücken lange geflissentlich nachgespürt und öfters noch mich gelegentlich auf die Fährte begeben.[1] Der spärliche Ertrag dieser Entdeckungsgänge durfte mich nicht dazu verleiten, durch Aufnahme von Unsicherem oder Halbsicherem die Masse zu vermehren. Nicht was Herder allenfalls geschrieben haben könnte, sondern was er — sofern nicht alle kritischen Merkmale trügen — wirklich geschrieben hat, nur dies durfte hier eine Stelle finden.

Wenig Beihilfe leisten zu Feststellung des Herderischen Anrechts die Handschriften.[2] Ebenso reichen nur für eine beschränkte Zahl von Recensionen die historischen Beweismittel aus.[3] Zu weiteren Eroberungen kann nur die Beobachtung des Sprachgebrauchs verhelfen. Indessen bieten die Herderischen Recensionen, meist flüchtig hingeworfene Arbeiten von beschränktem Umfange, nur in seltenen Fällen für philologische Beobachtung genügenden Anhalt; selten finden sich in einer so viele charakteristische Stileigenheiten vereinigt,

---

1) Die ersten Angaben über die Königsbergischen Zeitungen und Herders Betheiligung finden sich in meinen Aufsätzen über „Herders Volkslieder,“ „Herder als Schüler Kants,“ „Peter den Großen, Herders Fürstenideal.“ (Zeitschr. f. D. Phil. III, 458—475. IV, 225—237. Altpreußische Monatsschr. X, 97—111. 1871—1873.).

2) Nur die Anzeige von Shaws Reisebeschreibung (1765, 80. 88) hat sich zum Theil handschriftlich erhalten. Mittelbare Beweise geben die Msc. für folgende Stücke an die Hand: 1765, 64 (Teller), 71 (Geßner), 81 (Geschichte des menschl. Verstandes), 88 (Grünwald über Damm), 102 (Burnet).

3) Durch die Correspondenz Herders sind nur folgende gedeckt: 1765, 46 (Mallet), 1766, 16 (Kants Träume), 1767, 66. 98 (Unterhaltungen).

daß aus ihnen Herders Verfasserschaft augenfällig erwiesen werden kann.[1] Allein daneben macht sich eine Anzahl von Recensionen weniger durch hervorspringende und greifbare Merkzeichen, als durch das stilistische Gepräge im Ganzen demjenigen bemerkbar, der sich ein sicheres Gefühl für die Darstellungsweise des Schriftstellers in dieser Periode angeeignet hat.

Zu dieser letzten Klasse gehören nicht wenige unter den von mir aufgenommenen Recensionen, hauptsächlich denen des zweiten Jahrganges. Sie haben Einlaß gefunden auf Grund einer Beglaubigung, wie sie günstiger in gleichem Falle nicht eintreten kann. Ihr Herderischer Ursprung ist verbürgt „durch zweier Zeugen Mund.“ Außer mir nämlich hat R. Haym sich eingehend mit diesen frühesten Arbeiten Herders beschäftigt. Als die drei Abhandlungen über „Herder und die Königsberger Zeitung“ erschienen („Im neuen Reich“ 1874, 409—19. 500—515. 611—25), in denen der bewährte Forscher die Ergebnisse seiner kritischen Bemühungen darlegte, war meine eigene Ausbeute schon seit geraumer Zeit registrirt. Es ging also an ein Vergleichen: und in den weitaus meisten Fällen stimmten Hayms Ermittelungen mit den meinigen zusammen. Aus einer überfließenden Masse kleiner herrenloser Stücke hatten wir also, unabhängig von einander prüfend und sichtend, eine nahezu gleiche, enggeschlossene Sammlung ausgeschieden. Dieses Zusammentreffen spricht, nach meinem Dafürhalten, als ein unverwerfliches Zeugnis für die Ächtheit auch derjenigen Stücke, denen es an einer bis ins einzelne genauen philologischen Bestätigung gebrechen möchte.

Nur eine kleine Anzahl von Stücken ist es, welche, von dem einen übersehen, der andere bemerkt hat. Über diese ist noch in der Kürze Rechenschaft zu geben.

---

1) Philologisch gesichert: 1764, 30 (Willamov, Dithyramben), 1765, 73 (Thomas Abbt), 94 (Biblioth. d. sch. Wiss.), 102 (Willamov, Das Deutsche Athene).

Es fehlten in meinem Verzeichnisse folgende von Haym entdeckte Stücke: „Millers Hofnung besserer Zeiten (S. 118—121); „Geschichte des menschlichen Verstandes“ (S. 87—89); „Trüblets Versuche“ (S. 123—125). Die Ächtheit der ersten Recension hat Haym überzeugend erwiesen (Im N. R. 615); für die beiden andern ließen sich zur Verstärkung der von ihm (S. 510. 617) angeführten Gründe weitere Belege geben. Etliche Recensionen, bei denen mein Mitforscher selbst nur vermuthungsweise an Herder als Verfasser gedacht hat, schienen mir zu wenig gesichert, und ich habe sie nicht aufgenommen.[1]

Vier Recensionen des Jahrgangs 1765, auf welche Haym nicht geachtet hat, füge ich hinzu: die der Tellerschen Streitschrift[2] (St. 83), vom „Zuschauer“ (St. 85), von Grünwalds Betrachtung (St. 88. Vgl. Zeitschr. f. D. Ph. VI, 190) und Burnets Reformationsgeschichte (St. 102). Ihre Gleichartigkeit mit den übrigen wird jetzt, wo sie im Zusammenhange erscheinen, schwerlich verkannt werden.

Einige Stücke, die ich nicht aufgenommen habe, weil ich mir mit dem Erweise ihrer Zugehörigkeit kein Genüge leisten konnte, will ich zum Schlusse wenigstens namhaft machen. Es sind im

---

1) Es sind folgende: Bazin, La philosophie de l'histoire (1765 Stück 87), Le Beau, Geschichte des morgenländischen Kaiserthums (1765 St. 98), Gordon, Geschichte Peters des Großen (1765 St. 99), Voltaire, Henriade, übers. von Reinhard (1766 St. 98). Auch die Recension von Homes Grundsätzen der Kritik schließe ich aus, eine der bedeutendsten im Jahrgange 1764 (St. 10), die ich für einen Beitrag Kants halte. (Vgl. Zeitschrift für D. Ph. VI, 180, 1).

2) Die Recension trägt in ihrem Satzbau Spuren des Herderischen Stils; ferner ist sie durch eine handschriftliche Stelle von gleichem Inhalte (1767) gesichert. Die patriotische Schlußwendung spricht nicht gegen Herder, der i. J. 1765 noch zu den entschiedenen Bewunderern Friedrichs d. Gr. gehört, wie die Recension von Willamovs Deutschem Athene, und noch mehr zwei handschriftliche Gedichte beweisen.

Jahrgange 1764 folgende: Stück 9. Anzeige der „Lindauer Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unsrer Zeit." 1763. (Vgl. Zeitschr. f. D. Ph. VI, 193, 4); Stück 68: Antwort auf das Schreiben im 59. Stück (über den Ovidischen „Hundecatalog"); Stück 92: Vorschlag und Entwurf einer allgemeinen Büchermanufaktur in und vor Deutschland. 1764; und der Originalaufsatz in Stück 71: Der Charakter des Menschenfeindes (Zeitschr. f. D. Ph. VI, 59 fgg.). Im Jahrgange 1765 Stück 71: Gensiken, Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen, 1765; Stück 84: Allgemeine Geschichte der Ost- und Westindischen Handlungsgesellschaften in Europa, 1764.

Die große Masse von Entwürfen, Skizzen und unvollendet gelassenen Aufsätzen aus den Jahren 1764—66, die in „Herders Lebensbild" veröffentlicht worden ist, darf man in diesem Bande ebenso wenig erwarten, wie die am genannten Orte abgedruckten ältesten Schulreden Herders. Jene werden, soweit sie der Aufnahme werth sind, ihre Stelle in dem Supplementbande finden, die Reden in der Sammlung der amtlichen Arbeiten. Derselben Sammlung werde ich ferner zwei kleinere Stücke der ältesten Periode überweisen, welche der Sphäre des theologischen Amtes angehören, und wiewohl damals im Druck erschienen, doch nur für den engsten Kreis bestimmt gewesen sind. Diese „Familienstücke" sind: 1) „Rede am Sarge der hochedeln Jungfrau M. M. Kanter. Königsberg, den 16. März 1764."[1] 2) „Denkmal dem Andenken einer Verehrungswürdigen Frauen Christine Regine Zuckerbecker bei ihrem Grabe geweihet. Riga den 17. September 1766."[2]

---

1) Aufgenommen in die „Erinnerungen" I, 70—79, ohne das Schlußgedicht, welches im „Lebensbilde" I, 1, 211—214 nachgetragen ist.

2) Nach einer sehr fehlerhaften Copie abgedruckt im Lebensbilde I, 2, 168—176.

Die zur Veröffentlichung gediehenen kleinen Schriften der Königsberg-Rigischen Periode enthalten zum Theil die Keime und Ansätze zu Werken, die weit später gereift sind; zumeist aber stehen sie als Vorübungen in nächster Beziehung zu dem ersten größeren Werke Herders. Dieses Hauptwerk kam unter dem Titel „Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend," in den Jahren 1766—7,[1] heraus. Die Fragmente haben, wie bekannt, in der Geschichte unserer Literatur Epoche gemacht; sie sind das kanonische Buch für die ästhetische Kritik des jungen Geschlechts geworden, und mit ihrem morgenfrischen Wehen haben sie den Tag der Wiedergeburt einer ächt nationalen Poesie eingeleitet. Nach ihren Wirkungen also nehmen sie eine hervorragende Stelle unter den literarischen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts ein; in der Reihe der Herderischen Schriften aber haben sie als deren erstes Glied einen besonderen Werth. In dem Erstlingswerke stellt sich der schriftstellerische Charakter des Verfassers am treuesten dar, um so untrüglicher, je unbefangener er darin seinen Neigungen Spielraum läßt; um so reicher an Aufschluß, je klarer ihm sein zukünftiger Weg und seine letzten Ziele vor Augen liegen. Von jener Unbefangenheit wie dieser Sicherheit zeugen Herders Fragmente in hohem Grade. Die Vielseitigkeit und Ausbreitung seines wissenschaftlichen Strebens, die Feinheit und Reizbarkeit seines Empfindens, der divinatorische, systematischen Zwang verschmähende Flug seines Denkens, diese Grundzüge seines Wesens sind dem Jugendwerke unverkennbar eingeprägt. Alle Gebiete, die Herders universaler Geist fortschreitend durchmessen und erobert hat, werden hier mit kühnen Zügen gestreift oder mit den ersten Linien umschrieben; und von ihnen gilt in höherem Sinne das Wort, mit welchem er Thomas Abbts Schriften charakterisiert: sie entfernen sich nirgends

---

1) Die beiden ersten „Sammlungen" sind verbunden im October oder November 1766, die dritte ist zur Ostermesse 1767 erschienen.

von der „Mittelsaite der menschlichen Empfindung, der Humanität.“

Dieser zwiefachen Bedeutung wegen scheint es geboten, die Geschichte der Fragmente so genau als möglich darzulegen. Sie geht weit über den Zeitraum der Entstehung hinaus, und es ist nicht bloß der gedruckte Text, sondern auch ein weitschichtiges, bis jetzt unverwerthetes handschriftliches Material ins Auge zu fassen, in welchem sich die Phasen der Entwicklung darstellen.

Mit den Fragmenten lenkt Herder in eine Bahn ein, die er in den drei Hauptwerken seiner ersten Periode (1764—69) planmäßig verfolgt: er begleitet die wichtigsten Erscheinungen der jüngsten Literatur mit seinem Urteile, um an ihnen die eigenen Ideen zu messen und zu prüfen, die in ihm mit und aus den von frühester akademischer Zeit an gehegten Plänen culturgeschichtlicher und philosophischer Arbeiten heranreifen. Die Studien und Vorarbeiten der Fragmente reichen gleichfalls in jene Zeit des ersten Aufstrebens zurück. Zwölf Theile der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend,“ waren erschienen, als Herder die Akademie bezog, und das Journal stand, obwohl der bedeutendste Mitarbeiter sich zurückgezogen hatte, auf der Höhe seines Ansehens. Seit Lessings Rücktritt mehrten sich in den Litteraturbriefen die theoretischen Abhandlungen, die sich nur äußerlich der Briefform anglichen; die besten Beiträge Mendelssohns und Abbts sind von dieser, der Anlage der Litteraturbriefe so wenig entsprechenden Art. Diese aber waren es eben, welche den in Kants Schule zu philosophischer Speculation unwiderstehlich angeregten Jüngling anzogen. Die in seinen ältesten Studienheften erhaltenen Excerpte beweisen unverkennbar, daß weit weniger die Briefe Lessings auf ihn gewirkt haben, als die Beiträge Abbts und Mendelssohns.

Den Plan, die durch die Lectüre der Litteraturbriefe geweckten Gedanken und Bemerkungen zu einer Schrift zusammenzufassen, hat Herder noch in Königsberg auszuführen begonnen. Der in den „Erinnerungen“ (I, 60) aufbewahrte Bericht eines Jugend-

freundes, noch vor der Abreise nach Riga habe ihm Herder einige Bemerkungen zu lesen gegeben, die er hernach in den gedruckten Fragmenten, weiter ausgeführt, wieder erkannt habe, findet handschriftliche Bestätigung in etlichen Bogen und Blättern, die von der ältesten Gestalt des Werkes eine Vorstellung geben. Ohne Zweifel ist schon in Königsberg verfaßt ein Versuch über „die Sprache in ihrer Kindheit," den wir in letzter Ausbildung in dem Fragmente „Von den Lebensaltern einer Sprache" (I, 27 fgg.) wiederfinden; im sprachlichen Ausdrucke verleugnet sich der Schüler Hamanns nicht, der es sich sauer werden läßt dem Meister nachzuräthseln. Gleich alt, oder doch im Anfange des Rigenser Aufenthalts aufgezeichnet [1] sind die Notizen über die Einrichtung des Werkes, von denen ich das wichtigste hier folgen lasse. Wir erkennen den Embryo der ersten Sammlung, wenn wir zusammengestellt finden:

> „Litteratur: 1) der D. Sprache, 2) der Beredsamkeit — Homiletik 3) Poet. Charaktere.
>
> Hamann, Cramer, Acken,[2] Gleim, Klopstock, Moses, Leßing, Zimmermann, Hypochondrist."

Die Form der Litteraturbriefe sollte wenigstens in einem Theile des Werkes nachgeahmt werden. So erkläre ich die Zeilen:

> „Was die Litt. Br. geleistet; was uns zur Aesthetik fehlt; Brief an Hrn. Sulzer, über seine Aesthetik, und Humische Uebersetzung [3] und seine Encyklopädie — Brief an Moses über seine Schriften — an Ramler — an Abbt, an Leßing, an Pazke, an Nikolai."

---

1) Die zwei ältesten Bearbeitungen des „Discours" (Fragm. I, 183—199) gehören ebenfalls in den Anfang des Jahres 1765.

2) Über Acken vgl. Fragm. I, 154.

3) „Zu D. Humes Philosophischen Versuchen über die menschliche Erkenntniß schrieb Sulzer eine Vorrede und Anmerkungen." Jördens 4, 777.

Zu Ende des Jahres 1765 ist der Entwurf einer Vorrede niedergeschrieben, aus dem ich folgenden Satz anführe:

„Ich weihe diese Blätter den Verfaßern der Litteraturbriefe, den großen Namen eines Leßing, Abbt, Moses, Ramler, Nikolai und Pazke. — Habe ich diese Wörter aus ihren Elementen nicht gut zusammengesezt:[1] so wird mehr als Buchstabiren dazu erfodert, und da ich dies am Christabend schreibe, so hoffe ich auch etwas vom Geiste der Weißagung erhaschet zu haben."[2]

Zu rüstiger Fortsetzung der Arbeit trieb Hamann im Mai 1765 an — und hier vernehmen wir zum ersten Male den Titel der Schrift: „Vergessen Sie Ihre Fragmente nicht" (Lb. I, 2, 33) — er bethätigte auch sein warmes Interesse an dem Fortgange durch reichliche Mittheilungen, „Briefe voll Auszüge und Bemerkungen, wo der Philolog gelesen, gedacht, beobachtet und treulich ausgeführt hat," wie der Empfänger diese Spenden rühmt.[3] Rastlos arbeitete dieser im Herbst und Winter des Jahres, so daß im Januar des nächsten die erste Sammlung vollendet, die zweite im Werden war. Im Anfange des Februar machte Hamann von Mitau aus einen Besuch in Riga; die mündlichen Erörterungen regten den zum Ändern und Umschreiben allzeit bereiten Herder zur Umarbeitung des ersten Theiles an; bis Mitte März folgte die Vollendung der zweiten

1) Mit dem Ausdruck „Elemente" sind die Buchstaben gemeint, mit denen die Verfasser sich unterzeichneten. Auf Patzke (Goedeke, Grundriß I, 553) zu rathen, verleiteten die Buchstaben P. Z. K., Chiffern Mendelssohns.

2) Ramlern suchte Herder irrthümlicher Weise selbst noch in den gedruckten Fragmenten (I, 115) unter den Mitarbeitern: im übrigen durfte er sich mit Recht rühmen, die Verfasser der einzelnen Briefe meist sicher errathen zu haben (Briefe an Nikolai im Lebensbilde I, 2, 374. 408). Völlige Sicherheit gab ihm erst ein Brief Nikolais, vom 24. Dec. 1768, der die Deutung sämtlicher Chiffern enthielt: abgedruckt im Lebensbilde I, 2, 393 fgg. mit Fehlern, die C. Redlich in seiner trefflichen Ausgabe der Litteraturbriefe (Berlin b. Hempel) berichtigt hat.

3) Lebensbild I, 2, 98 fgg. 121. 129 fg. Auch für die neue Ausgabe erbat sich Herder Beiträge von Hamann a. a. O. 302.

Sammlung. (Lb. I, 2, 118 fg.) Das Manuscript gieng nunmehr wiederum zur Beurteilung an Hamann, um von diesem an Hartknoch, den Verleger, befördert zu werden. (a. a. O. 127 fg.) Obschon des Freundes Urteil durchaus beifällig lautete, und der Ostermeßkatalog schon die Ankündigung des Werkes enthielt, nahm der junge Autor dennoch das Manuscript noch einmal zurück und gestaltete, indem er die bereits begonnene dritte Sammlung ruhen ließ, die beiden ersten vollständig um. „Sie haben," schreibt der zum dritten Male als Kunstrichter berufene Freund, „Ihre Arbeit gewaltig umgeschmolzen." Er bemerkt, daß mehr Auszüge vom Texte der Litteraturbriefe eingewebt seien. (Lb. a. a. O. 166.) Es entspricht somit die Angabe, die der Schriftsteller selbst (I, 276) von einer dreimaligen Redaction seiner Fragmente macht, genau dem Sachverhalte. Von der zurückgelegten Abhandlung „über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart," die er als ein Stück der vorletzten Bearbeitung erwähnt, hat sich bei den Handschriften nichts gefunden.

Eine zweimalige Bearbeitung hat die dritte Sammlung erfahren. Von der Ordnung der ältesten Redaction, welche im December 1766 abgeschlossen war, erhalten wir eine Vorstellung durch einen Brief an Hamann (a. a. O. 216 fg.), welcher „die vornehmsten Stücke" aufzählt. Unter diesen vermissen wir noch das wichtige Capitel (II): „Vom neuern Gebrauch der Mythologie." (S. 123 — 168.) Dagegen sind in dem Briefe zwei Capitel aufgeführt, die in den gedruckten Fragmenten fehlen:

„6) Von der Gallikomanie in den Comoedien (werden wir je eine comische Bühne bekommen?)

7) Vom britischen Geschmack in Trauerspielen."

Diese dramaturgischen Fragmente sind, soviel davon sich in der Handschrift erhalten hat, bereits von dem Herausgeber des Lebensbildes veröffentlicht worden, und sie verdienten es vollkommen als die einzigen Äußerungen, die wir aus jener Zeit

von Herder über das deutsche Drama kennen, doppelt wichtig, weil sie vor dem Erscheinen der Hamburgischen Dramaturgie verfaßt sind.

Von der Streichung eines dritten Stückes gibt Herder im Texte der Fragmente selbst Rechenschaft. „Mein folgendes Fragment,“ heißt es daselbst S. 295, „zeigt, daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fodre;“ dazu sind in der Anmerkung die Worte gesetzt: „Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde: so bleibts unter meinen Papieren.“ Unter Herders Papieren hat Haym dieses Stück wieder aufgefunden. In der vorliegenden Ausgabe erscheint das homiletische Fragment unter den Nachträgen zum dritten Theile (im II. Bande): es enthält die theoretische Grundlage zu den Predigten unseres Autors.[1]

Statt der beabsichtigten Fortführung des Werkes mußte Herder, wenige Monate nach dem Erscheinen des dritten Theiles, die Umarbeitung zum Zwecke der zweiten Ausgabe in Angriff nehmen. Im October 1767 ist er mit dem ersten Theile beschäftigt (Lb. I, 2, 277); neben und nach der Schrift über Thomas Abbt kam dieser so wie die Umschmelzung der zweiten Sammlung zum Abschlusse. „Der erste Band liegt gedruckt,“ antwortet Herder auf Nikolais ungeduldige Nachfrage im Januar 1769, „und der zweite geschrieben,“ — „ohne daß beide das Licht sehen sollten,“ setzt er hinzu, „wenn mein Verleger wie ich wollte.“ (a. a. O. 412) Zu dem auf den ersten Blick höchst wunderlichen Wunsche, den die Schlußworte verrathen, fühlte er sich durch Klotzens hämisch feindseliges Verhalten bewogen. Damit hatte es folgende Bewandtniß.

Durch die Recension, welche die Hallische Deutsche Bibliothek von den beiden ersten Sammlungen der Fragmente gebracht hatte (Bd. I, 1, 161—180), war Herder auf das widrigste berührt

1) Wie werthvoll ihm selber seine Reflexionen über die geistliche Beredsamkeit waren, und wie er sie weiter zu führen beabsichtigte, zeigen seine Bekenntnisse im Reisejournal (1769): Lebensbild II, 304 vgl. 293.

worden. Er merkte es, welcherlei Absichten sich hinter dem mit dem ungründlichsten Tadel vermengten Lobe dieser Kritik versteckten, und am tiefsten verdroß es ihn, daß hier sein Name und seine Personalien dem Publikum preisgegeben waren.[1] Einen Brief, mit dem ihn Klotz „aufgesucht" hatte, beantwortete er deshalb spät und abweisend (Lb. I, 2, 279. 318. I, 3, 2, 196); er wußte es, wessen er sich künftig von der verletzten Eitelkeit des Mannes zu versehen hatte. Und in der That ließ ihn Klotz nicht nur bei nächster Gelegenheit in der Anzeige des „Torso"[2] seine Feindschaft fühlen, sondern er suchte auch der bevorstehenden zweiten Ausgabe der Fragmente einen ungünstigen Empfang zu bereiten. Riedel, sein Parteigenosse, citierte in seinen Briefen „Ueber das Publikum"[3] mehrmals die neue Ausgabe, in die er „auf Schleichwegen hineingeschielt hatte;" die angezogenen oder angedeuteten Stellen waren sämtlich dazu angethan, literarische Stimmführer und Würdenträger, wie Cramer, Wieland, v. Moser, Michaelis gegen Herder einzunehmen. Gegen das unwürdige Treiben seiner Gegner säumte Herder nicht sich in einer öffentlichen Erklärung zu verwahren, die in der Vossischen Zeitung vom 24. Dec. 1768 erschien (abgedruckt im Lb. I, 2, 382 fgg.); mit Bezugnahme auf den Riedelschen Streich nennt er darin die neue Auflage ein Buch, „von dem er zum Publikum noch nicht gesagt habe: Siehe! und vielleicht auch nicht sagen werde." Inzwischen aber hatte sich Klotz in den Besitz eines aus der Druckerei gestohlenen Exemplars gesetzt, und rückte seine Recension in das erste Stück des Jahrgangs 1769 seiner Zeitschrift ein. (D. Bibl. III, 1, 119—138). Einiges sachlich

1) Herder hat sich öffentlich zu den Fragmenten erst in der Vorrede zum dritten Theile der „Zerstreuten Blätter" (1786) S. X. bekannt. Er verleugnet sich noch in der Vorrede zu Börmels Uebersetzung der Klagegesänge Jeremiä. 1781. (WW. z. Rel. u. Theol. IV, 147 der kl. Ausg.)

2) Deutsche Bibliothek II, 32—51.

3) Ueber das Publikum. Briefe an einige Glieder desselben. Jena 1768. S. 204. 214. 217.

unrichtige wurde höhnisch angestochen; besonders aber sollte wiederum die Person des Autors in Mißcredit gebracht werden. Das Urteil, das die neue Ausgabe S. 117 über Clodius fällt, begleitet Klotz mit der Glosse: „Ist es etwann nur den Verfassern der Fragmente, Antiquarischen Briefe, Kritischen Wälder erlaubt, mit einer hönischen Mine den Autoren ins Gesicht zu sehen?“ Es war eine Erneuerung des Riedelschen Manövers; und dieser „mehr als Kurl'sche[1] Streich,“ wie ihn Herder in höchster Entrüstung bezeichnet, entschied über das Loos des Buches.[2] Hartknoch war gutwillig genug, dem Anliegen Herders nachzugeben und die neue Auflage der ersten Sammlung, 1500 Exemplare, unter Siegel und Verschluß zu legen. Bei Herders Lebzeiten ist dieselbe nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.[3] Den hämischen Kritiker traf nun allerdings der Fluch der Lächerlichkeit, ein nicht erschienenes Werk beurteilt zu

1) Kurl, ein gewinnsüchtiger Buchhändler, durch Swifts Satire für jene Zeit eben so typisch geworden, wie „die Himburgs“ für die unsrige. S. das von Herder übersetzte Gedicht Swifts „Ueber den Tod des D. Swifts“ in der Adrastea I, 315.

2) Wenn Herder im Briefe an Nikolai (Januar 1769) als seinen eigentlichen Grund angiebt, daß er mit dem Stil und Ton der Schrift nicht zufrieden sei, den er trotz aller Bemühungen von den Sonderbarkeiten und Schroffheiten der ersten Gestalt nicht genügend habe befreien können, so ist dies doch nur die Hälfte der Wahrheit, und auch hier wird schließlich das Bekenntniß nicht unterdrückt, „er wolle den Klotzianern kein neues Vivat in den Mund legen, über Hamann u. dgl.“

3) Die Thatsache berichtet Gadebusch in seiner Livländischen Bibliothek II, 47 (1777). Seine Angaben fließen aus zuverlässiger Quelle. Aus Herders Briefwechsel mit Hartknoch erfahren wir, daß i. J. 1781 der Verschluß noch streng gewahrt blieb. (Von und an Herder II, 90 vgl. 46. 51.) Selbst die nächsten Freunde bekamen kein Exemplar. (Lebensbild I, 2, 434. 437.) Der größte Theil der Auflage ist, wie es scheint, „in Maculatur gegangen“ (Von u. an H. II, 90), und daher sind Exemplare dieser Auflage sehr selten. Das zu meiner Ausgabe benutzte Exemplar hat Prof. Michael Bernays mit dankenswerthester Bereitwilligkeit aus seiner Privatbibliothek dargeliehen.

haben,[1] aber jedenfalls um einen zu hohen Preis. Zu einer Zeit, wo es neu hervortretend die besten Wirkungen hätte hervorbringen können, war das Werk lebendig begraben; als es durch den Abdruck in den „Sämmtlichen Werken“ wiedererweckt wurde (1805), traf es auf völlig veränderte Zustände.

Bisher war die in den „Sämmtlichen Werken“ (Zur schönen Litt. und Kunst Band I) abgedruckte Erste Sammlung das einzige, was man von den umgearbeiteten Fragmenten kannte. Wie viel weiter indeß die Umarbeitung vorgerückt ist, erkennt man erst aus den ansehnlichen Zusätzen, mit welchen die vorliegende Ausgabe bereichert worden ist. Dieselben sind aus zweierlei Quellen gezogen.

(1) Es hat sich erstens das Handexemplar der beiden ersten Sammlungen (in erster Ausgabe) erhalten, das der Verfasser zum Behuf der neuen Ausgabe durchgearbeitet hat. Dasselbe wird in der Rigenser Stadtbibliothek aufbewahrt. Es enthält zahlreiche Randbeischriften von Herders Hand: theils Änderungen am Ausdrucke, theils skizzierte Angaben über beabsichtigte größere Zusätze. Die stilistischen Änderungen sind für diejenigen Abschnitte der zweiten Sammlung, welche ohne durchgreifende Umgestaltung in die neue Ausgabe herübergenommen werden sollten, von erheblichem Werthe.

Das Handexemplar veranschaulicht also in der Hauptsache die Vorbereitungen zur neuen Ausgabe. Die meisten Kapitel wurden aber einer gründlicheren Änderung unterworfen, sie wurden von Grund aus neu verfaßt. So lag denn allerdings, wie die oben angeführte Briefstelle ausdrücklich behauptet, die zweite Sammlung vollständig in neuer Niederschrift vor.

(2) Von diesem Manuscripte der Zweiten Sammlung sind sehr umfängliche Stücke im Nachlasse erhalten. Dieselben gehören drei verschiedenen Redactionen an. In letzter Redaction

---

1) Lebensbild I, 2, 425. I, 3, 2, 196. Erinnerungen I, 100.

besitzen wir noch die große vordere Partie (in meiner Ausgabe als „Erste Abtheilung" betitelt) mit Ausnahme der Einleitung und der Schlußkapitel; desgleichen das erste Kapitel der „Zweiten Abtheilung" („Homer und Bodmer."); alles übrige von der „Zweiten Abtheilung," so wie die Einleitung und das letzte Kapitel der „Ersten Abtheilung" ist bloß in der vorletzten Redaction erhalten. So ließ sich aus diesen beiden Redactionen die Zweite Sammlung ziemlich vollständig wiederherstellen. Man darf aber, um die Vollständigkeit richtig zu beurteilen, nicht außer Acht lassen, daß laut der Vorrede zur neuen Ausgabe die neue zweite Sammlung nichts weiter enthalten sollte, als „Anmerkungen über die Griechische Litteratur;" daß folglich nur der 4. Abschnitt der ersten Ausgabe, erweitert und kunstvoller abgerundet, ihren Inhalt bildet. Von dem, was in ältester Redaction vorliegt, erscheint in meiner Ausgabe nichts außer einem kleinen Abschnitte, dessen apologetischer Inhalt von Interesse ist.

Das Rigische Handexemplar enthält auf dem letzten Blatte Notizen, die auf des Verfassers Absicht, auch die dritte Sammlung neu zu bearbeiten hindeuten. Ernstlich mit diesem Plane beschäftigt finden wir ihn schon im Frühherbst 1767. „Die Anmerkungen zur Elegie," schreibt er im September an Scheffner (Lebensbild I, 2, 269) können freilich sehr elegisch scheinen, so lange sie zerstückt erscheinen; wenn sie aber in einer zweiten Auflage Haltung und Zusammensetzung des Systems bekämen, so dörften sich einige gegen einen allgemeinen Widerspruch rechtfertigen lassen." Nach einem solchen Plane neugeschaffen fand sich das Kapitel über die Elegie (220—252) im handschriftlichen Nachlasse vor; jedoch hatte es Herder in dieser späteren Fassung nicht mehr für seine neue Ausgabe der Fragmente bestimmt, sondern dem „Zweiten Stück" des „Torso" (seiner zweiten größeren Schrift) einverleibt. Es besteht aus einem systematischen und einem historischen Theile; den letzteren hat Herder, da er auch von der Veröffentlichung des Zweiten Stückes der erwähnten Schrift Abstand nahm, nach einer nochmaligen Bear-

beitung in das Erste Kritische Wäldchen aufgenommen (S. 32 fgg.). Von dem Beginn der Arbeiten für die zweite Ausgabe der Dritten Sammlung liegt noch ein anderes handschriftliches Zeugnis vor in dem „Zusatze" zu dem I. Kapitel des I. Abschnitts (S. 5—50). Er war dazu bestimmt, den bezeichneten Abschnitt gegen die Einwürfe zu retten, die in der Neuen Bibliothek der sch. Wiss. u. fr. Künste (V, 1, 256 fgg.) von Garve dawider vorgebracht waren. Die wichtigsten Stellen dieses „Zusatzes" theile ich im zweiten Bande mit.

Ehe die Kritik ihm die „Fragmente" verleidet hatte, waren Herders Absichten auf eine energische Fortführung des Werkes gerichtet. Im dritten Theile solle „von unsern Römern, Engländern und Franzosen" die Rede sein, verspricht der „Beschluß" der zweiten Sammlung; der vierte Theil „Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit" enthalten, „wenn diese weite Materie nicht das Maaß eines Theils übergehe." Diese Erkenntnis mußte sich alsbald einstellen, und daher die neue Vertheilung des Stoffes schon in einem Briefe an Hamann (December 1766): „Im 4. die Aesthetik, 5. Philosophie, 6. Geschichte;" „das sind aber," setzt er hinzu, „noch böhmische Dörfer in der Ferne." Aber der dritte Theil konnte nicht fassen, was jene Nachschrift ihm zuwies; es fehlt darin die Darstellung „unserer Engländer und Franzosen" (vgl. Fragm. I, 378), und nunmehr wurde dieser, mit Hinzunahme der „Italiäner," wie aus einer handschriftlichen Skizze ersichtlich ist, der nächste Platz eingeräumt. Aus dieser Veränderung der Oekonomie erklärt sich denn auch die Nachschrift der dritten Sammlung: „Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern .... Die Materien also, von denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, — Philosophie und Aesthetik — werden aufgeschoben oder aufgehoben." Herder entschloß sich zu dieser Einschränkung, weil es ihm lästig ward, in der Manier der drei ersten Theile, d. h. mit fortwährender Beachtung der Litteraturbriefe, weiterzuschreiben. „Ich bekenne Ihnen würklich meine Reue insgeheim," schreibt er im

Februar 1767 an Scheffner, „daß ich mir soviel Zwang angethan; ich höre also auch mitten in der Materie bei dem 4. Theil auf, und lasse ab, den Litt. Br. in der Aesthetik, Geschichte und Philosophie nachzuspüren. Ich thue dies zwar würklich mit Zwange, weil ich z. E. damit Gelegenheit verliere, Kants Schriften in mehrerer Klarheit darzustellen." (Lb. I, 2, 240.) Vier Sammlungen verspricht schließlich das Vorwort der zweiten Ausgabe, jedoch mit einer neuen Einschränkung: „die letzte Sammlung soll von den Morgenländern vollständiger, als zuvor reden." Diese sollte folglich dem bei der Neugestaltung ausgeschiedenen dritten Abschnitte der Zweiten Sammlung eingeräumt werden.

Alle diese verschiedenen Entwürfe und Wandelungen des Planes haben in den Handschriften bleibende Spuren zurückgelassen. Eine skizzierte Inhaltsangabe (1767 oder im Anfange des folgenden Jahres niedergeschrieben) gibt uns eine Vorstellung von der beabsichtigten Geschichte der deutschen Philosophie. Im I. Kapitel sollten Leibnitz, Thomasius und dessen pietistische Gegner behandelt werden; im II. Wolf und der Antheil der Göttinger Gelehrten einer-, der Sachsen und Schweizer andrerseits an dem Fortschritte der Philosophie und der Ausbildung der wissenschaftlichen Sprache; im III. Baumgarten, Mendelssohn und Sulzer; im IV. Geschichte und Theorie der Kunst (Winkelmann, Hagedorn, Mengs, Webb, Caylus, Spence); V. Lessing; VI. „Verachtender Zeitpunkt: Genies;"[1] auffälliger Weise fehlt hier der Name Kants, vielleicht aber ist die Skizze nicht zu Ende geführt. Gewiß sind die Untersuchungen über Baumgartens Philosophie, von denen in dem Vorbericht zu dem „Torso" zu reden sein wird, zunächst im Zusammenhange dieses größeren Planes angestellt worden; vielleicht auch die „Betrachtungen über Christian Wolfs Schriften," deren

1) Unter den „Genies" sind wahrscheinlich die im IV. Kritischen Wäldchen bekämpften unsystematischen Gegner Baumgartens zu verstehen.

erhaltner Anfang im Lebensbilde (I, 3, 1, 347—353) abgedruckt ist.[1]

Das Bändchen über die Aesthetik ist geschrieben worden, aber es ward vom Autor nicht mehr den Fragmenten, sondern den Kritischen Wäldern einverleibt. Als ein zwischen Fragmenten und Wäldern stehendes Mittelglied ist endlich eine handschriftliche Abhandlung über die Entwicklung und Methode der historischen Technik zu betrachten, welche, im Jahre 1767 entstanden, an die beabsichtigte Sammlung zur „Geschichte“ erinnert. Von dieser wird ausführlicher in der Einleitung des dritten Bandes die Rede sein.

Sein Erstlingswerk in einer durchaus neuen Gestalt zu „palingenisiren“ war ein Gedanke, der den Verfasser späterhin noch öfters, troß dem widrigen Geschicke der zweiten Ausgabe, angemuthet hat. Kaum fühlt er sich durch seine Reise ins Ausland den Mißlichkeiten seiner literarischen Lage entrückt, hat kaum in Frankreich festen Fuß gefaßt, so regt sich schon die Lust, mit einem „Fragment über die Franzosen“ den Faden fortzuspinnen. Während der ersten Monate, die er in glücklichster Stimmung und vielseitigster Thätigkeit in Nantes verlebte, sammelte er besonders auch für dieses Fragment: er hoffte, durch eine Menge von neuen Bemerkungen die Deutschen in Erstaunen zu setzen. (Lb. II, 53. 56.) Es sind die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Nationalcharakter, die sich ihm hier zum ersten Male in voller Klarheit darstellten. Diese aus lebendiger Anschauung gewonnenen Gedanken und Urteile ließen sich in den engen Rahmen der alten Fragmente unmöglich einspannen. Ein neuer Gesichtspunkt, eine neue Darstellungsart mußte gewählt werden. Daher der Plan zu einer völlig neuen Ausgabe. Dem Verleger, der es sich ausbittet, daß

---

1) Mit Sicherheit kann das Bruchstück den Fragmenten nicht zugewiesen werden, erscheint folglich auch nicht im Anhange derselben.

an dem ersten gedruckten Bande möglichst wenig geändert werde, erklärt er (Sept. 69), dies stimme mit seinem Plane nicht überein, der größer sei und manches in sich faßte, das weitläuftig erklärt werden müßte. „Ueberhaupt, schließt er, haben sich viele Ideen und Vorurtheile meiner Autorschaft ganz geändert.“ (Lb. II, 69. 79 fg.). Aber die hier angedeutete Änderung des Princips führte über die ältere Arbeit hinweg zu völlig neuen Schöpfungen. Vor diesen, die in den Schriften der nächsten Periode ausgestaltet werden, treten die Fragmente zurück; dennoch taucht noch öfters in den nächsten Jahren das Project der neuen Ausgabe auf,[1] und wenigstens der Plan derselben erhält festeren Umriß.

Das neue Werk sollte den Gedanken, der in den alten Fragmenten nur bruchweise zur Darstellung gekommen war, befreit von allem kritisch-polemischen Beiwerk, in historischer Ordnung ausführen: den Gedanken, daß die deutsche Literatur mächtige Einwirkungen von den Nationalliteraturen der alten und neuen Culturvölker erfahren habe. „Ueber die Wurzeln der Deutschen Literatur. Fragmente zur Archäologie derselben“ lautet die Ueberschrift einer „Anlage zur neuen Ausgabe der Fragmente,“ die in ein Studienheft im Anfang der siebziger Jahre eingetragen ist. Der Entwurf ist nach Nationen und Zeiträumen gegliedert. „Wurzeln aus Juden; Griechen; Römern. — Wurzeln aus den mitlern Zeiten: Italiäner; Franzosen. — Nordische Völker: Skandinavier; Schotten; Engländer.“ Literatur- und Culturgeschichte sind dabei ungetrennt. Die weitere Gliederung berücksichtigt die Gattungen der literarischen Production und ihre Hauptvertreter. Die deutsche Literatur wird nicht abgesondert, sondern als Ableitung oder Seitenstück der ausländischen betrachtet. Wieland z. B. wird mit Agathon und Musarion in Beziehung zu Sokrates und Plato gebracht: bei

1) „Jetzt wollen wir auch ernstlich an die Fragmente denken,“ meldet er Anfangs 1772 seinem Verleger, und erst gegen Ende des folgenden Jahres: „Fragmente müssen noch ruhen.“ (Von und an Herder II, 22. 50.)

den Römern an Lukrez gemessen; unter den Italiänern erscheint er wieder mit Idris hinter Ariost und Boccaz.

Etwa zehn Jahre später dachte Herder an eine neue Bearbeitung nach gleichem, nur etwas ermäßigtem Plane. Absicht und Veranlassung erfahren wir wiederum aus einem Briefe an seinen Verleger. „Die Fragmente haben jetzt," schreibt er im April 1781, „durch die Schrift Seiner Majestät von Preußen (Friedrich des Großen Sur la Litérature Allemande) einen neuen Zunder der Wiederauferweckung erhalten; der erste Theil wird aber meist in Maculatur gehen müssen: denn die Zeiten haben sich zu schrecklich verändert, um mich und an mir . . . allmaßen ichs zu einer ganz neuen Schrift zu machen gedenke." (Von u. an H. II, 90). Der Entwurf, den Herder damals niedergeschrieben hat, ist ausführlicher und übersichtlicher als der vorher beschriebene. Für die drei alten Culturvölker ist je ein Theil bestimmt, wie in jenem: der vierte Theil für eine Darstellung des Altgermanischen (Skandinavier; Angelsachsen), der mittelalterlichen Literatur bei Deutschen und Romanen, und ihrer Nachwirkungen in der Dichtung des Shakespear, Milton, Pope, Young. Unter den Erscheinungen der neueren deutschen Literatur sind die des sechsten Jahrzehnts sorgfältiger bedacht, als die der siebziger Jahre. Zur Veranschaulichung des Entwurfs mögen zwei Abschnitte dienen:

Aus dem Zweiten Theil.

a) Homer;) wie wir ihn haben? Damm. Bürger. Form des Heldengedichts; was [daran] Griechisch; wie wenig nachzuahmen, und wie wenig man Homer kenne, und das Heldengedicht noch höher u. s. — Roman in die Stelle des Heldengedichts. Tom Jones.
Romanze. Geschichte.

— — — — — — —

g) Sophokles: Leßing: Göthe: Griechisches Trauerspiel; unsres u. s.

Aus dem Dritten Theile:

— — — —

2) Lukrez: Haller: Creuz: Withof: König von Preußen. — Lehrgedicht über die Seele. Lavater.
3) Satyre: Klotz. Hutten; Erasmus.
4) Sinngedicht: Leßing; Kästner u. s.

Die Ausführung scheiterte beide Male an der Weitschichtigkeit des Planes. Ansehnliche Theile desselben hat Herder in den beiden nächsten Jahrzehnten bearbeitet; es sind die werthvollsten Partien in den Sammelwerken seiner letzten Periode: den Briefen zu Beförderung der Humanität[1] und der Adrastea.

Es erübrigt, daß ich von dem bei Herstellung des Textes befolgten Verfahren Rechenschaft gebe.[2]

Für die erste Sammlung bildet die erste Ausgabe den Haupttext. Der Vorzug gebührte ohne Zweifel derjenigen Gestalt, in welcher das Buch auf die Entwickelung der Literatur eingewirkt hat. Von der zweiten Ausgabe der ersten Sammlung werden alle stärker umgearbeiteten Stellen, vereinigt mit den ihr eigenen umfangreichen Vermehrungen als besonderer Text im zweiten Bande veröffentlicht, das übrige erscheint als Variante der ersten Ausgabe.[3]

Aus den zu der umgearbeiteten zweiten Sammlung gehörenden Handschriften wird (im zweiten Bande) das in letzter Redaction

---

1) Die literaturhistorischen „Fragmente" des 7. und 8. Theils erinnern noch durch diese Ueberschrift an die Abstammung von dem Erstlingswerke.

2) Ich bezeichne die erste Ausgabe in den Anmerkungen mit A, die zweite mit B, das Rigische Handexemplar mit b, die Cotta'sche Ausgabe (Vulgata) mit V. Die unbezeichneten Varianten der I. Sammlung sind sämtlich aus B, die der II. Sammlung aus b, die der III. aus V.

3) In der zweiten Ausgabe sind häufig die Stellencitate unter dem Texte fortgelassen. Das Fehlen derselben in jedem einzelnen Falle anzumerken hielt ich für überflüssig.

erhaltene vollständig abgedruckt; von dem in älterer Redaction erhaltenen nur dasjenige, dessen Inhalt an und für sich beträchtlich ist oder zur Erläuterung des Haupttextes dient.[1]

Die Lesarten des Rigenser Exemplars habe ich in der ersten Sammlung nur in dem Falle beigefügt, wenn sie als Mittelglieder zwischen der Lesart der ersten und zweiten Ausgabe einige Bedeutung hatten.

Die Textgestalt der Fragmente in der ersten Gesammtausgabe (Zur schönen Litt. u. Kunst I. II. 1805) durfte, wie eine genaue Untersuchung derselben ergab, nicht unberücksichtigt bleiben. Die Revision des Originaltextes hat Heyne besorgt. Er hat die erste Sammlung bloß nach der zweiten Ausgabe aufgenommen, es fehlen also alle die Stücke, welche der älteren eigenthümlich sind.[2] Ueber sein Verfahren bei der Durchsicht des Originaltextes gibt Heyne (Vorrede S. XXV fg.) folgende Auskunft: er habe sich auf Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten im Druck und auf Abänderung sehr weniger Ausdrücke beschränkt, „welche der Selige selbst mit andern vertauscht haben würde." Die zahlreichen Änderungen des wörtlichen Ausdruckes, die sich in der Vulgata finden, gehen indessen weit über jenes bescheidene Maaß hinaus; und in schroffem Widerspruche mit dem zweiten Theile der Heynischen Erklärung steht die Thatsache, daß sowohl etliche längere Partien als viele kürzere Stellen willkürlich gestrichen sind.[3]

---

1) Einige Stellen, die zu den „Parallelen" der Zweiten Sammlung gehören, mußten in unmittelbarer Verbindung mit dem Texte der I. Ausgabe gegeben werden, an den sie sich eng anschließen. Sie sind unter den Varianten mit „Msc." bezeichnet.

2) Größere Stellen von dieser Art sind: die Vorrede (S. I—VIII). 3—18. 23—26. 49—53. 62—65. 74—80. 108—121.

3) Zweite Sammlung S. 192—199 (Vulg. II, 10—12) arg verstümmelt. Dritte Sammlung 295—322 gestrichen. Kleinere Streichungen z. B. I (Zweite Sammlung) S. 274. 281. 297. 362. Dritte Sammlung S. 40. 41. 56. 57.

Die eigenmächtig vorgenommenen Änderungen und Verstümmelungen des Vulgattextes haben selbstverständlich keinen Einfluß auf den Text meiner Ausgabe geübt.[1] An zwei Orten jedoch hatte die abweichende Textgestalt der Vulgata eine weit andere Geltung. Zweimal nämlich trifft man in derselben auf Einsätze bedeutenderen Inhalts und auf Veränderungen, ähnlich denen des Rigenser Handexemplars.

Zuerst in der Zweiten Sammlung, S. 258 fg. Die Änderungen, die sich hier finden, haben urkundliche Geltung. Es hat nämlich dem Herausgeber ein Handexemplar des Verfassers vorgelegen, welches an dieser Stelle mit Randbemerkungen ausgestattet war; „es erweckte," wie er sagt, „die Vermuthung, daß dieser Abschnitt einst zu einer besondern Schrift bestimmt gewesen sei;" (zu welcher? hätte ihm die Vorrede der zweiten Ausgabe sagen können) „allein die Veränderungen, und ihrer waren wenige, giengen nicht über die ersten Blätter."

Dies Weimarische Handexemplar, welches leider verloren gegangen ist, muß noch an einem zweiten Orte handschriftliche Zusätze enthalten haben, die von hier aus Eingang in den Vulgärtext fanden. Die Varianten nämlich, welche derselbe in dem ersten Abschnitte der dritten Sammlung (S. 1—122) bietet, gehen zumeist über das bloß Formelle hinaus und stellen sich als inhaltliche Erweiterungen oder Modificationen der älteren Gestalt dar. Die nächstliegende Annahme, der Herausgeber habe hier die selbstgesteckten Grenzen überschritten, erweist sich bei einer auf den Inhalt genauer eingehenden Prüfung als irrig. Es stellt sich vielmehr heraus, daß mehrere Änderungen mit Rücksicht auf die beiden Recensionen in der Leipziger und Hallischen Bibliothek der schönen Wissenschaften

---

1) Wenige sachliche Berichtigungen von einigem Belang, die von Heyne herrühren, habe ich mit Beisetzung von Heynes Namen angeführt. Für Correctur des Textes hat Heyne sehr wenig geleistet.

vorgenommen sind,[1] Kritiken, um die Heyne sich keinesfalls gekümmert hätte, selbst wenn sie ihm bekannt gewesen wären. Ferner gibt sich in etlichen Zusätzen ein verschärftes Urteil über Klotzens Schriften[2] kund, das von dem in den Fragmenten selbst gefällten ebenso merklich abweicht, wie es mit der alsbald nach dem Erscheinen derselben sich einleitenden Polemik gegen Klotz im Einklange steht. Diese Zusätze können unmöglich auf Heynes Rechnung kommen; hat doch dieser vielmehr, wo er es irgend für thunlich hielt, weggelassen, „was Beziehung auf verlebte gelehrte Streitigkeiten haben könnte." (Vorrede S. XXVI.) Endlich sind an mehreren Varianten die Stileigenthümlichkeiten der älteren Herderischen Schriften ganz unverkennbar.[3] Aus diesen Beobachtungen ist zu folgern, daß die

---

1) S. 24, 1 „Römische Sprache" verändert in „Lateinische Mönchssprache." Der Recensent in der Leipz. Bibl. hat den Einwurf gemacht: „Ist aber denn das Mönchslateinische dieser Jahrhunderte wirklich lateinisch?" (hat also wirklich die Lateinische Sprache auf die Deutsche eingewirkt?). Darauf antwortet Herder in dem handschriftlichen „Zusatze zur neuen Ausgabe": „Römisch Latein war es nicht, aber wirklich Lateinisch ohne Zweifel" (die Stelle ist in der Handschrift gestrichen). S. 47, 1: Der Zusatz „nach der Griechischen" wegen der Behauptung desselben Recensenten, das Griechische verdiene den Lobspruch, Sprache der Philosophie zu sein, mehr als das Lateinische. S. 73: „im Belvedere" gestrichen, wegen der Bemängelung des sprachlichen Ausdrucks in der Klotzischen Recension („im Torso" scheine ebenso eine locale Bezeichnung zu sein, wie „im Belvedere"). Vgl. die Anmerkung zu dieser Stelle.

2) S. 34. „auch in Klotzens Deutschen Schriftchen." S. 87. die Einschiebung: „Roller's, Klotzen und anderer Schulpoeten." S. 88 der Zusatz „Homerischen Briefsteller" zu „einen neuern."

3) S. 10. „Sohn oder Vater" (des Pabsts) vgl. Krit. Wäld. III, 146. „Was ihn zu einem Vater des Pabsts gemacht." S. 88. „einen Cento von Redarten" (Heynische Form ist „Redearten") vgl. Lebensbild I, 3, 2, 52: „ein Cento von biblischen Worten" (Recension von Giesete) S. 52. die Auslassung des „dadurch" vor „daß." S. 72, 1. die Apostrophe. Entscheidend ist ferner eine Änderung wie die von „Algarotti" in „Fontenelle" bei Vergleichung mit Krit. Wäld. III, 183.

Varianten dieses ganzen Abschnittes zum großen Theil auf Herder selbst zurückgehen, der ja, wie erwähnt ist, außerdem einen längeren „Zusatz" zum ersten Kapitel desselben Abschnitts verfaßt und für die „neue Ausgabe" bestimmt hat. Die Quelle aller dieser Varianten von urkundlichem Werthe muß jenes Handexemplar sein; Heyne hat dasselbe ohne Erwähnung benutzt; sein Bericht ist also hier unzulänglich, wie er oben sich als unzuverlässig erwiesen hat.

Ueber den ersten Abschnitt ist Herder mit seinen Correcturen schwerlich hinausgegangen. Von S. 123 an stößt man, vielleicht mit Ausnahme einer einzigen Seite (207) lediglich auf die kleinen formellen Änderungen von Heynes Hand.[1] Und dergleichen Änderungen fehlen auch im ersten Abschnitte neben den charakteristischen des Verfassers nicht. Sie beseitigen meistentheils Eigenthümlichkeiten des älteren Herderischen Stils und Sprachgebrauchs,[2] sind also fast immer sicher zu entdecken.

Dem dargelegten Sachverhalte gemäß habe ich unter dem Texte zu S. 1—122 die Lesart der Vulgata als Variante gegeben mit Ausschluß alles dessen, was ich als Heynes Zuthat erweisen kann.

---

1) Ganz unbedeutend sind dieselben im zweiten Abschnitte S. 123—169. Hätte Herder sich mit demselben überhaupt befaßt, so wäre es ohne die durchgreifendsten Umwandlungen nicht abgegangen, wie die Wiederaufnahme desselben Gegenstandes in den Kritischen Wäldern (II, 54—117) beweist.

2) So die Zusetzung des Artikels: S. 8. „dem" Orient. S. 108. zu „den" Höhen. Umwandlung von Wortformen: „Zügling" in „Zögling" (S. 76), „Geschichte" (Plural) in „Geschichten" S. 154. 159; von Redensarten: „ich führe Beispiele" (S. 47, wie Herder öfters schreibt) in „führe — an;" „lasset einen Schulrector ein Lehrer werden (S. 63) in „einen Lehrer;" „zitternd machen" (S. 215) in „zittern machen." Ueberhaupt Einführung des Schulmäßigen: Relativpronomen statt des relativen „so" (S.21), Beseitigung des pleonastischen Possessivum „des erstern sein" (204); „Täuschung" für „Täuscherei" (143), „gewöhnlich" für „ordinair" (S. 163, welches doch hier Citat ist), „vertraut mit" für „familiär mit" (S. 52), „treffend" für „triftig" (S. 52), „bemerken" für „sich bemerken" (s'apercevoir S. 149) u. A.

Von S. 123 an sind nur diejenigen spärlichen Abweichungen angeführt, die etwa noch von Herder selbst herrühren möchten.

Die kritischen Noten finden sich auch unter den zahlreichen, oft langen Citaten aus der „neueren Deutschen Literatur." Herder behandelt nämlich seine Citate nach einer eigenthümlichen Redactionsmanier. Er verändert Constructionen (auch wo dies nicht, wie oft bei den Literaturbriefcitaten durch die Verschiedenheit der Stilart erfordert ward) kürzt ab, schiebt seinen eigenen Ausdruck unter. Von fünf Citaten ist etwa eins wörtlich treu. Oft hat nun die originale Form so wenig Werth, daß es pedantisch gewesen wäre, sie neben der bessern der Herderischen Redaktion zur Geltung zu bringen. Ich habe also die Abweichungen nur dann unter dem Texte angemerkt, wenn es sich entweder um Worte eines namhaften Schriftstellers handelt, oder wenn die Verschiedenheit zu sprachlichen Beobachtungen zu führen geeignet ist. Wenn sich dagegen die Abweichung im Texte bloß aus flüchtiger Benutzung der Quelle herschrieb, habe ich stillschweigend die berechtigte Form des Originals in den Text aufgenommen.

Die im Anhange dieses Bandes gegebenen Anmerkungen wollen keineswegs für einen vollständigen Commentar gelten. Ein solcher erfordert für sich eines eigenen Arbeiters volle Kraft. Meine Aufgabe schränkte sich zunächst darauf ein, die in den Studien- und Collectaneenheften zusammengedrängten Aufzeichnungen für die Erklärung nutzbar zu machen. Öfters bin ich allerdings über diese Grenze hinausgegangen, theils um Beziehungen aufzudecken, die zwischen Herders Werk und der gleichzeitigen Literatur bestehen,[1] theils um die nach der Mode jener Zeit möglichst fernher geholten Citate nachzuweisen.

---

1) Für manche werthvolle Notiz dieser Art bin ich C. Redlich zu Dank verpflichtet. Ich habe seine Beiträge durch beigesetztes (R) kenntlich gemacht.

Ueber den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen.

(Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1764. XXIV. Stück.)

Jene blühende Zeit ist dahin, da der kleine Kreis unserer Urväter, um die Patriarchen, wie Kinder um ihre Eltern wohnten: jenes Alter, in dem, nach der einfältig erhabnen Nachricht unsrer Offenbarung alle Welt nur eine Zunge und Sprache war. Da herrschte statt unserer gelehrten Lasten, und statt der Masken unsrer Tugend, rauhe, einfältige Zufriedenheit. Doch was schildre ich ein verlornes Porträt von unersetzbaren Reizen? sie ist nicht mehr, diese goldne Zeit. — —

Da die Kinder des Staubes jenen Bau, der den Wolken drohete, unternahmen: da wurde der Taumelkelch der Verwirrung über sie ausgegossen: ihre Familien und Dialekte verpflanzten sich in verschiedne Himmelsgegenden; und es schuffen sich tausend Sprachen nach dem Clima und den Sitten von tausend Nationen. Wenn hier der Morgenländer unter einem heissen Scheitelpunkt glühet: so strömt auch sein brausender Mund eine hizzige und Affektvolle Sprache fort. Dort blüht der Grieche in dem wohllüstigsten und mildesten Himmelsstrich auf: sein Leib ist, nach Pindars Ausdruck, mit der Gratie übergossen: seine Adern fliessen von sanftem Feuer: seine Glieder sind ganz Nerve: seine Sprachwerkzeuge fein, und unter ihnen entstand also jene feine Attische Sprache, die Gratie unter ihren Schwestern.

Die Römer, die Söhne des Mars, sprachen stärker, und holten erst aus Griechenland Blumen, ihre Mundart zu verschönern.

Noch männlicher redet der kriegerische Deutsche; der muntre[1] Gallier erfindet eine hüpfende und weichere Sprache; der Spanier giebt seiner ein gravitätisches Ansehen, sollte es auch blos durch Schälle seyn: der träge Afrikaner lallet gebrochen und hinsinkend, und der Hottentotte verirret sich endlich in ein Stammlen Kalekutischer Töne. So verwandelte sich diese Pflanze nach dem Boden, der sie nährte, und der Himmelsluft, die sie tränkte: sie ward ein Proteus unter den Nationen. —

Hat also eine jede Sprache ihren bestimmten Nationalcharakter, so scheint uns die Natur blos zu unsrer Muttersprache eine Verbindlichkeit aufzulegen, da diese vielleicht unserem Charakter angemessener ist, und unsre Denkungsart ausfüllet. Fremden Nationen werde ich vielleicht ihre Sprache nachlallen können, ohne bis auf den Kern ihrer Eigenheit zu dringen. Gestorbne Sprachen werde ich vielleicht den Worten nach aus ihren Denkmälern mit vielem Schweisse erlernen, aber ihr Geist verschwand mir. Glücklich, daß die Völker, denen sie eigen waren, verlebt sind; sonst würden sie mir vielleicht,[2] wer weiß, welche Unwissenheit, Rauhigkeit und Zwang Schuld geben. Und diesen fremden Sprachen müssen wir unsre blühendsten Tage, unser lebhaftestes Gedächtniß, unser frischestes Jugendfeuer aufopfern, wie man jenem Abgott die Blüthe der Jugend in seine glühenden Arme gab. Würden nicht Sachen statt Worte, und Begriffe statt Zeichen uns weit mehr nähren.

Alle diese Einwürfe wider die Sprachen unseres Fleisses scheinen würklich sehr die Natur auf ihrer Seite zu haben, weil aber die heutige Beschaffenheit der Kunst sich sehr davon entfernt: so ists beinahe der Mittelpunkt unserer Schulwissenschaften, die Gränzen des Fleisses zu bestimmen, auf den fremde und eigne Sprache ein Anrecht haben.

---

1) in der Schulrede: „tänzerische.“

2) „Glücklich .... mir vielleicht“ Lesart der Schulrede. Fehlerhaft im ersten Drucke: „Glücklich vielleicht, daß .... würden sie ihnen nie, u. s. w.“

Genösse jede Nation, in ihre Gränzen eingeschlossen, und an den Boden ihres Landes geheftet, die Gaben der Natur aus dem Schoos ihrer Erde, ohne von andern Völkern den Tribut des Reichthums wiederrechtlich zu fodern; so würde vielleicht niemand das Bürgerrecht seines Vaterlandes gegen ausländische Vorzüge vertauschen dörfen. Ich brauchte es nicht, andern galante Sprachen und zweideutige Höflichkeiten nachzuäffen, und keine Stadt würde ein Gemisch von zehn Handelssprachen. Aber was brauchen unsere jetzige glänzende Bedürfnisse nicht vor Bewegungen in beiden Welten? Das Gold auf den Königsdiademen, die Delikatessen unserer Tafeln, alle die Geräthe der Pracht und des Luxus, den man mit der Maske der Bequemlichkeit verhüllet: sind ein geplünderter Raub ferner Welten. Je theurer die Beute wird, desto mehr steigt ihr Werth, und die Staatsklugheit des Handels erlernet also Sprachen, um andre Nationen wenigstens mit Worten ihrer Zunge zu hintergehen. Hier knüpft die Politik des Staats die Sprachen zur allgemeinen Kette der Völker, und eben so werden sie ein großes Band der Gelehrsamkeit. So lange über die zerstreute Menge der Gelehrten kein Monarch herrscht, der eine Sprache auf den Thron der Ruinen so vieler andern erhübe: so lange die Plane zu einer allgemeinen Sprache unter die leeren Projekte und Reisen zum Monde gehören: so lange bleiben viele Sprachen ein unentbehrliches Uebel, und also beinahe ein würkliches Glück.

Wie wenig Fortschritte würden wir gethan haben, wenn jede Nation in die enge Sphäre ihrer Sprache eingeschlossen, für die Gelehrsamkeit allein arbeitete? Ein Newton unseres Landes würde sich mit einer Entdeckung martern, die dem Englischen Newton lange ein entsiegeltes Geheimniß war. Er würde höchstens eine Bahn durchlaufen, die jener schon zurückgelegt; und tausend Fußstapfen würden ihm fehlen, seine ermüdeten Schritte aufzumuntern. — Jetzt aber, welch ein Schatz von Entdeckungen ist jede Sprache der Gelehrsamkeit! Geheimnisse, die die Mitternächtliche Lampe der Alten erfand, siehet jetzt die Sonne des Mittages.

Schätze, die der Schweiß einer fremden Nation aus den Adern der Tiefe grub; theilt ihre Sprache unter andre Völker als Beuten aus. So sproßten die Samen, die im Morgenlande keimten, unter den Egyptern: Griechenlands Sonne entfaltete völlig ihre Knospen: und Rom reifte die Griechische Blüthe zur Frucht. Es erhob sie durch seine Kolonien zu einem Baum, unter dessen Schatten die Nationen ihre Samenkörner der Litteratur pflanzten. Eben so können die Neuern auf den Grundstein der Alten bauen, bis endlich eine glücklichere Nachwelt das Gebäude so vieler Hände mit dem Kranz der Vollkommenheit krönet.

Und wie? gemeinschaftlich sollen sie bauen, ohne daß sie sich verstehen, so daß jede Sprache der andern eine Sammlung leerer Töne bleibt? — So arbeiteten sie ja so fruchtlos als jene an dem Babylonischen Thurmbau in ihrer Verwirrung. —

Aber ein Einwurf, und seine Wiederlegung wird unsere Gründe für mehrere Sprachen noch mehr stüzzen! — „Es sey, sagt man, daß jede Sprache ein Schlüssel zu vielen Schatzkammern ist: daß der Tempel der Wissenschaften in England voll tiefsinniger Beobachter der Natur, voll Bacons und Lockens und Newtone sey: daß Frankreich eine reiche Ernte von schönen Geistern, von Fontenellen und St. Mards liefere, daß Italien mit Statüen und ihren Bildhauern, mit Tonkünstlern und Mahlern prange — es sey alles dies: sagt man; ist nicht der Weg der Uebersezzungen kürzer, als jedes dieser Werke in seiner Muttersprache zu lesen? Können nicht einige diese Bürde auf sich nehmen, um tausend davon zu befreyen?"

Allerdings ist der Weg kürzer; aber leider unsicher; er ist zu kurz, um hinreichend zu seyn. Es giebt immer Schönheiten, die durch den Schleyer der Sprache mit doppelten Reizen durchscheinen; man reisse den Schleyer weg, und sie zerstäuben. Es giebt Rosenknospen, die mit Dornen verwebt sind: Blüthen, die man zerstört, wenn man sie entfaltet. Jene heilige Reliquien der Dichtkunst und der Beredsamkeit unter den Römern, den Griechen, und insonderheit unserer Offenbarung, verlieren ihren Kern der Stärke, das

Kolorit, den Glanz der Einfalt, den klingenden Rhythmus; alles verlieren diese Gratien von Blumen, wenn ich sie wider ihre Natur verpflanze. Und verdient es nicht jener Mäonische Sänger, daß man ihn selbst höre, ohne blos zerstückte Glieder von ihm zu lesen! Hat er allein vor seinen elenden Markt gesungen; Pindar vor sein Jahrhundert allein die Olympischen Kronen unter die Sterne verpflanzet; soll August allein das Königliche Vergnügen geniessen, Horaze und Virgils zu hören? — Nein o Kayser! du wecktest sie durch deinen Mäcen auf; ich geniesse sie! Du o Ludwig, schuffest durch deinen Kolbert das güldne Jahrhundert der Wissenschaften; ich verpflanze mich darinn; zwey oder drey Sprachen darf ich lernen; und ich höre jeden grossen Geist mit seiner eignen Zunge reden. —

Alsdenn erhebe ich mich zu ihm, und gebe meiner Seele die Ausdehnung jedes Klimas. So ward Cicero an Demosthenes Schriften ein Redner: so weinte Alexander am Grabe Achills nach dem Ruhm des Ueberwinders; an Alexanders Bilde schuff sich Cäsar zum Helden, und Peter an der Säule des Richelieu zum Schöpfer von Rußland. Eben so, sagt Plato, so wie der Magnet durch die Berührung seine eigne Kraft unzählichen Körpern auf einmal mittheilt; so begeistern Genies, neue Genies mit fortgehenden Wundern. Mit dem Deutschen Fleiß, suche ich die gründliche Englische Laune, den Witz der Franzosen, und das schimmernde Italiens zu verbinden. Ich sammle den Geist jedes Volkes in meine Seele! — Belohnungen, wie ich denke, gnug, um unsern Fleiß zu vielen Sprachen aufzuwecken.

Aber welch ein Gränzenloses Meer sehe ich hier vor mir, wohin ich mich ohne einen Palinur zu haben, nicht wagen kann — ein Labyrinth von Sprachen, wo ich mich ohne Leitfaden verirre! Wohl! und dieser Leitfaden ist meine Muttersprache, der ich also meine Erstlinge des Fleisses opfern muß. So wie uns gemeiniglich die Liebe zu unserm Vaterlande mit innigen Banden fesselt: so hat auch die Sprache unserer Väter Reize, die in unserm Auge alle andere übertreffen. Sie druckten sich uns zuerst ein, und

bildeten sich gleichsam mit den feinsten Fugen unserer Empfindlichkeit zugleich. Oder unsre Muttersprache hat würklich die zusammenstimmendste Harmonie mit unsern feinsten Organen und zartesten Wendungen. So wie nun ein Kind alle Bilder mit dem ersten Eindruck vergleicht: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten zu unserer Muttersprache, und wie nützlich kann dieses sein? Dadurch bekommt die grosse Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit: unsre Schritte in fremden Gegenden werden kürzer und gewisser, wenn das Ziel unseres Vaterlandes uns stets in die Augen blickt: unser Fleiß wird durch sie erleichtert: ich schwimme mit einer Rinde, die mich trägt.

Wenn wir unsre Muttersprache auf der Zunge behalten: so werden wir desto tiefer in den Unterschied jeder Sprache eindringen. Hier werden wir Lücken, dort Ueberfluß — hier Reichthum, dort eine Wüste erblicken: und die Armuth der einen mit den Schäzzen der andern bereichern können. Denn in welchem genauen Bande steht Sprache und Denkungsart? Wer den Umfang einer Sprache übersieht: überschauet ein Feld voll Gedanken, und wer sie genau ausdrücken lernt: sammlet sich eben hiemit einen Schatz bestimmter Begriffe. Die ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine unserer Erkenntniß, und die Wärterinnen unsre erste Lehrer der Logik. —

Und wozu kann unsre Muttersprache unentbehrlicher seyn, als zur Dichtkunst und Beredsamkeit; da mit den todten Sprachen die grösten Donner ihrer Stärke, die leuchtendsten Schönheiten ihrer Wendungen ausgestorben sind. Die Homere, die Ciceronen, die Voltäre, die Popens — waren sie es in erlernten Sprachen? Man nehme unter den Alten einen Terenz, und unter uns ein paar andre Schriftsteller aus; so verwarf niemand seine eigne Mundart. Nur jene mitlere Zeiten, da man sich aus der Barbarey los wand, um blos ein Nachahmer der Alten zu werden: da die Skaligers, die Buchners, die Rapins dichteten; nur diese Zeiten beteten die Römische Sprache, als die einzige Monarchin

an, und liessen die Muttersprache in Schlacken — wie gut ists aber, daß diese Zeit nicht mehr ist!

Noch immer rede ich über den gelehrten Nutzen der Muttersprache, und vergesse ihn im Gesichtspunkt der Menschheit. Der Gelehrte in fremden Sprachen, der in seiner eignen ein Barbar bleibt, der Masoreth des Priscians, den jede Zeile eines Deutschen Briefes lächerlich macht, der die Versarten des Horaz zählt, die Prosodie Anakreons und Lukrez verbessert, und dennoch — solch ein Gelehrter ist er — dennoch kaum die Dichter seiner Sprache versteht; o vor tausend Jahren wäre er ein Apostel der Weisheit unter Barbaren gewesen; jetzt ist er ein lächerlicher Allwisser. —

Unsre Gelehrsamkeit muß beiderley Sprachen bauen, beide zum Bande der Wissenschaften verknüpfen. Oft müssen wir, wenn wir uns unserer Heimath entziehen, den Bienen nachahmen,

— — — — — die in zerstreueten Heeren
die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden,
und denn heimkehren zur Zelle, mit süsser Beute beladen
und liefern uns Honig der Weisheit — — —

Aussichten über das alte und neue Jahr.[1]

(Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1765. I. Stück.)

Unsere Einbildungskraft sezzet uns durch Wünsche und Erwartungen, durch Zurückerinnerungen und Klagen beinahe beständig ausser uns selbst entweder in das Vergangne oder die Zukunft, daß wir selten bey uns selbst sind. Diese Ausdehnung unsers Gesichtskreises, ob sie gleich der Quell unsrer meisten Unglücke ist,

---

1) In der handschriftlich erhaltenen älteren Gestalt hat der Aufsatz die Überschrift: Aussichten am Jahreswechsel. Den Jahrgang eröffnet Herders Lobgesang am Neujahrsfeste (Erinnerungen I, 117—119).

schmeichelt doch immer zu sehr unsrer Neugierde, als daß sie nicht angenehm seyn sollte: ja oft wird sie uns angemessen und sehr wichtig. Ist unser Leben ein Weg: so ist jede grosse Veränderung desselben: es sei Jahreswechsel oder Geburtsfeyer, oder ein anderer Tag, den wir uns weiß oder schwarz anzeichnen, gleichsam ein Grenzstein und ein Ruheort der Wanderer. Man sezze sich also, so viel wir Mitwanderer einer Zeit sind, heute mit mir nieder, um — was müde Wandrer thun — sich umzusehen, und vom Wege hinter und vor uns zu schwazzen. — Man erinre sich des Vergnügens, sich von alten Dingen zu unterhalten: ein Vergnügen, um welches manche grosse Reisen thun, um einst in einer Dämmrungsstunde der Vater Aeneas zwischen Kindern und Gesellschaftern zu werden, und seine Schicksale zu erzälen. Wir wechseln die Jahre; und wer wird hier nicht Blikke um sich wagen: wer wird sich nicht schämen, mit an die Erde gefesselten Augen so der Zeit zu folgen, als Sancho der Roßinante, oder jener Reuter dem Zügel seines Pferdes.[1] Jeder Tag, jedes Jahr samlet Erfahrungen, aber zu diesen Gliedern wird blos die Vernunft eine Kette; ohne sie fehlt uns das Band zwischen gestern und heute: die Kunst, alle Einheiten zur Summe zu verknüpfen: und also auch die güldne Regel[2] der Politik, aus zwo gegebnen Grössen, dem Vergangenen und der Gegenwart, die Zukunft auszufinden. — Genug! man durchlaufe also mit mir die Schreibtafel des vorigen Jahres; nicht aber Comtoir- und Oekonomische Rechnungen, noch Journäle; sondern, da ich als Mensch rede, das Buch der Menschlichen Handlungen.

Plato sezte seine Weltweisheit ins Rechnen, und ein noch älterer Plato, Moses, der erste Schriftsteller, ins Zälen — nicht der Interessen, der Schriften, eines Quartblatts voll Ehrentitel, sondern — — seiner Tage. „Lehre mich meine Tage zälen, daß ich klug werde.“ Wir werfen diese Klugheit gemeiniglich

---

1) Msc.: jener Peruaner, wohin ihn sein Pferd hinführte.

2) Msc.: Regel de tri.

weg, entweder, als reiche, die zu verschwenden haben, oder als arme, die so wenig haben, daß sie nie zu lange ihre Rechnung aufschieben. Unser Oekonomisches Jahrhundert vergißt also gemeiniglich die Haushaltung des Lebens bis an die Zeit, da man mit jedem grauen Haar ein weggeworfnes Jahr zälet, und um verschwendete Schäzze Trauer anleget.

Ich stehe in Gedanken vor dem Altar der Zeit, derjenigen Göttin, die mit der Aegyptischen Isis, war und ist, und seyn wird. Ich höre ein Murren über die Kürze der Zeit, und bemerke darunter diejenigen blos, die vormals über die Länge der Zeit, jähneten; der im Familienstuhl, und die am Spieltische. Jetzt sind ihnen alle unbezeichneten Tage voll Nacht: alle Buchstaben ihrer Rechnung zusammen geflossen, und das dunkle Andenken des vorigen Jahres ist ihnen, wie die Aussicht der fernsten Allee, blos durch sich selbst begränzt. — — So wiegt euch denn wieder in eure Schlafsucht ein, ihr Mörder der Zeit, zu hart, um den sanften Wurmstich der Reue zu fühlen; zu fühllos für das Göttliche Vergnügen, seine Zeit wohl gebraucht zu haben; — liegt und vermodert! —

Der Tage sind freylich viel, aber ihr Werth hängt, wie der Werth des Geldes in der Politik nicht von der Summe, sondern von dem Gebrauch ab: und ich muß sie aufs beste brauchen! Aufs beste? Freylich ist dies einzuschränken; denn um die Zeit aufs beste anzuwenden, muß ich auch einen Theil davon wegzuwerfen wissen: und die Kunst zu verschwenden gehört nothwendig in die Oekonomie eines Reichen, der sich Vergnügen erwuchern will.

Der Tage sind viel; und ich bezeichne also jeden mit einer fruchtbaren Handlung: so wird endlich die ganze Laufbahn meines Jahres mit Merkstäben unterschieden seyn, die mir einen sonst unmeßbaren Gesichtskreis ausmessen helfen. Und was wünschte ich mir, am vorigen Jahre vor Thaten gesäet zu haben, um Garben zu samlen? Ein Abend fällt mir ein, der ganz Musik, Scherz und Spiel war; ein anderer, wo ich in Gesprächen des Herzens

mit meinem Freunde zerfloß; das Andenken von jenem, ist todt, von diesem aufwallende Freude. Noch einmal war ein Tag, dessen Linien ich ganz mit fruchtbaren Arbeiten füllte; einen andern zeichnet eine stille Tugend aus, die ich als Rose brach, aber bald verwundeten mich ihre Dornen: o die kleinste Tugend, auf die mir mein Gewissen ein Lobredner ist, wird mir grösser, als ein Jahr von einer Geschäftigkeit der Ameisen. —

Blos Laster nagen im Andenken: Physische Uebel flößen einen angenehmen Schauer ein. Auch der leichteste Zärtling, der sein Gewissen beinahe stets ungebraucht läßt, wird wenigstens einmal den Stachel der Reue gefühlt haben. — Blut wird eine Gefühlvolle Seele weinen wollen, um einen solchen schwarzen Strich an ihrer eignen Schuld auszutilgen. — Wenn ich hingegen im vorigen Jahr ohne meine Schuld litte; so triumphire ich jetzt über mein eisernes Schicksal. So erinnert sich ein Wandrer mit zitternder Freude der Mördergruben, denen er entging, und lacht über die vorigen Stürme, da ihm jetzt sein Camin Sommer schafft. —

Um also dem künftigen Jahr einst nachklatschen zu können: will ich seine Tage zwischen Nuzzen und Vergnügen theilen; ich will die berauschenden Freuden der Sinne durch Vergnügen des Geistes beleben, mir Stoische und Epikurische Freuden erwuchern, und an statt über die Frage: welches ist ein glückliches Jahr? zu grübeln, soll der heutige Tag lieber ein Fest von Entschlüssen seyn.[1]

---

1) Msc.: Der erste Jahrstag wird also ein Fest von Entschlüssen der Thaten seyn sollen: und es ist immer ein sehr wichtiges Neujahrsproblem: welches ist ein glückliches Jahr! In einem jeden Staat, ja beinahe in jeder Stadt, die vor sich ein Ganzes ausmacht, wäre dies eine Aufgabe, die eben solche Patrioten zu Lesern haben müste, als der Verfasser wäre. Vorschläge, die Sittenlehre bei gewissen Ständen eingänglicher zu machen; gewisse Stände zu verbinden, die sich die beiden Poke der Gesellschaft auszumachen scheinen ... einen gewißen Luxus auch in die Wissenschaften, und in die Erziehung einzumischen; alles dieses wären vielleicht ... hingeworfene Bruchstücke zum Bau davon.

Ein jeder zäle seine mißgerathene Erwartungen des vorigen Jahres, und wenn er nicht ein Phrygier ist, wird er seine Projekte zäumen, und nicht ein Luftbaumeister in leeren Hofnungen werden.

Heute zimmre ich den glänzendsten Entschluß, und freue mich über dies Gebäude meiner Phantasie wie Nebukadnezar über sein Babel; allein ich seh in die Ferne; und der Pallast droht mit Ruinen; noch weiter — und er stürzt. Lieber will ich in meiner Sphäre würksam seyn, und den vesten Tritt auf der Erde, die unser aller Mutter ist, nicht verlassen; sonst beschiffe ich mit Flügeln die mir nicht die Natur gab, das luftige Reich der Möglichkeit, und werde unglücklich. O es ist lächerlich, Wünsche auf die lange Bahn zu schieben; sie sind meistens alle ohne Prophetische Salbung, beynahe alle unpassend und ungereimt; beynahe alle bis zum Lachen schön. In diesem Gesichtspunkt lese man, statt der Neujahrswünsche des Nachtwächters von Ternate, die folgenden Neujahrsreime:

Ridentem dicere verum
— — quis vetat?

Wünsche, die sich reimen.

Heut Muse, was wünscht man sich nicht?
Man tanzt Respekte vors Gesicht
Und jägt Wind in die Ohren.
Möcht alles, was man wünscht, geschehn,
Würd alles, was man denkt, gesehn,
Da zeigten sich die Thoren.

Die Mode wünscht — wünscht sie denn frey?
Ach! ungereimt — stets Einerley
Den Weisen und den Thoren.
Sie seyn dumm oder wohlgelahrt,
Zu küssen, oder mit dem Bart
Klug, oder hochgebohren.

Nein freier wünscht man bey dem Wein
Nackt wie die Wahrheit, schalkhaft, fein,
Von Herzen, nicht vor Thoren.
Der Wein löst Zung und Phantasie
Macht Reimreich; und kein Reim ist nie
Beym Neujahrswunsch verloren.

Ich reim zum Neujahrswunsche dann
Auf Jungfern — reimt sich nichts — als Mann!
So sagt mir Doris heute:
Auf karge Filze — süsse Herrn,
Den lieben Tod — zu Schuldenern,
Und Bräutigam auf Bräute.

Zu goldnen Tressen reimt Verstand,
Auf Schulmann — ey! nur nicht Pedant,
Auf Tugend (leider!) Jugend.
Auf Kaufmann — Witz mit Kapital!
Auf alte Spröde — Hospital
Und ins Spital die Tugend.

Auf Mädchen Küß'; auf Zeitvertreib
Nur Stuzzer nicht; nicht altes Weib,
Das reimt mit Eheplagen.
Auf Stolze — mit Respekt! — ein Narr.
Auf Aerzte; ach ist nicht Neujahr?
Wer wird da lange fragen.

Nehm jeder! was der Reim beschert,
Noch wär zwar viel zu reimen werth,
Doch jeder reim' auf sich.
Zu Neujahrswunsch reimt sich Präsent,
Das ist mehr als ein Compliment,
Und das reim ich für mich.

Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?

Eine Abhandlung, zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses.

Von J. G. Herder, Mitarbeiter der Domschule.[1]

Es ist immer ein feierlicher Auftritt, wenn geistliche und Politische, wißenschaftliche, und Oeconomische Tempel, zu Pflanzstäten der Gottesfurcht und der Gerechtigkeit, der Weisheit, und der Barmherzigkeit eingeweihet werden. Ich verstehe unter diesem vierfachen Heiligthum: die eigentlichen Tempel, und Gerichtshäuser, die Schulen, und die Gebäude für die Versorgung des Elenden und Verdienstvollen: Oerter, die ohngeachtet ihrer verschiedenen Ueberschriften, in ihren heiligen und festlichen Zwecken verwandt sind. — Schon die Seltenheit dieser Ehrwürdigen Scene rühret mit Achtung: wir weihen sie für unsre späteste Geschlechter und für Jahrhunderte ein, die nach langen Jahrhunderten erst selbst gebohren werden sollen. Was ist hier natürlicher, als der Gedanke: hier werden, wenn wir schon Staub sind, unsere späteste Enkel wandeln: sie werden den Baum genießen, den wir ihnen gepflanzt: sie werden einen Blik des Andenkens selbst bis auf unsere Zeiten zurückwerfen — was ist natürlicher, aber auch feierlicher als diese Erinnerung? Noch mehr aber erreget die Wichtigkeit dieses Aufzuges Ehrfurcht: Dieser Tempel wird zur Wohnung des Allerheiligsten, zum Zufluchtsort der Bekümmerten, zum Heiligthum der Gebete und Gottesdienste eingeweihet. Diese Schule soll ein Pflanzgarten der Weisheit, Tugend, und Religion, die Werkstatt der Weisen und Menschenfreunde, die Rüstkammer für den Staat seyn. Unter diesem Dach der Barmherzigkeit sollen Verdienstvolle Greise

1) Riga, gedruckt mit Frölichischen Schriften 1765.

Ruhe in ihrem Alter athmen: hier soll sich das Elend selbst freuen: hier sollen Arme im Reichthum lächeln. Dieser Ort des Gerichts soll eine Freystadt für den Unterdrückten, eine Zuflucht der weinenden Unschuld, ein Siz der Gerechtigkeit und ein Bild des obersten Richters seyn. — Wer fühlet nicht über die Wichtigkeit dieser Anordnungen einen heiligen Schauer!

Unter denen vier Oertern, die ich vergleiche, ist der lezte uns im grünendsten Andenken: das Gerichtshaus, das wir nach 16 Jahren jezo mit Patriotischer Freude beziehen sahen, ja das eine Ehre genoßen, die so viele andre Einweihungen entbehren, von unserer Landesmutter selbst, von der höchsten Pflegerin und Schuzgöttin der Gerechtigkeit in Ihrem weiten Reiche, von unserer theuresten Monarchin selbst, der Themis, Ihrer Schwester, eingeweihet zu werden. —

Wer ist ein Patriot, der hiebei kalt bleibet? — Nein! ein jeder, dem das Blut eines Bürgers nicht blos seine Zunge durchströmet, sondern auch sein Herz erwärmet: wer ein Glied unserer Stadt nicht blos im Genuß, sondern auch im Gefühl, und in Thaten ist: nimmt Theil hieran: und kann er nichts mehr, so — — freuet er sich mit. — Ja so stolz ein Spartaner auf den Stein war, den er zum Bau eines Tempels dazutrug: so stolz dünket er sich bei dieser Patriotischen Freude. —

Ich entschuldige mich also, im Namen des Publikum selbst; warum ich diese Abhandlung schreibe, und auf öffentlichen Wink gemein mache. Ich wäle, um nicht blos Worte zu säen, eine Materie, die der jezigen Gelegenheit so wohl, als meiner Lage gemäß ist. Was kann einem Schulmanne bei der Einweihung eines Gerichtshauses mehr einfallen, als die Ehrfurcht, mit der die Alten das Wort Areopagus und Curia, ephorus, und curulis nannten: der Stolz, mit dem das Publikum in Griechenland auf den Namen Volk (*δημος*) trozete, und die erhabene Mine, mit der man in Rom das senatus populusque Romanus unterzeichnete: kurz ich werfe also die Frage auf: ob unsere **Zeiten** noch ein **Publikum**, ein **Volk**, ein **Vaterland** der **Alten** haben?

Erster Abschnitt.

Haben wir noch ein Publikum?

Die Welt hat durch eine Reihe von Auftritten, seit ihrem Ursprunge sich so verändert, daß es ein sehr Lehrreiches und angenehmes Schauspiel ist, wenn man aus der abgelebten Zeit, die graueſten Schatten und die Geschlechter nach ihnen, vor unserm Auge vorbeiruffet. — Wenn wir uns in das Publikum der Alten versezzen: so verliert, so verirrt sich gleichsam unser Blick; und noch staunender würde der Anblick seyn, wenn unser Vater Adam, wenn Solon und Lykurg, wenn Cato oder der Hermann der alten Deutschen aufstehen, und unsre Politische Verfassungen sehen sollte: eben der Anblick, der einen Grönländer oder Afrikaner betäubt, wenn er auf einmal in die Zauberkünste von Paris eintritt: nur jene würden uns beßer zu beurteilen wißen, weil sie aus einer andern und weisern Denkart gleichsam in die unsre überschiffen müßen. —

Jenes Mädchen, das den Schatten ihres Liebhabers an der Wand mit einer Kole umriß, um sein Bild zu haben: war ohne ihren Willen die Erfinderin der Mahlerei: jener Grieche, der einen Stamm behieb, oben roth färbte, und ihn statt der Füße unten von einander sägete, schnitzte die erste Götzenstatüe: und jener Hausvater, der seine Familie in einen Kreis von Zelten samlete, und einen Zaun umherzog, war der erste König, der ein Publikum stiftete. So ist der Anfang einer jeden Sache ein Versuch; durch fallen lernen wir gehen, durchs verspielen lernen wir gewinnen: durch seine mißlungenen Feldzüge lehrte Peter der große seine Armee Tapferkeit und Sieg: und blos durch eine Menge von Revolutionen haben die gröſten Staaten ihre Ruhe und Gipfel erreicht. —

Wollten wir also unser Publikum mit diesem Anfangsversuche vergleichen: so wäre es, als wenn wir den Albanischen Pallast in Rom mit der ersten Hütte eines flüchtigen Wilden verglichen, und das wäre ungerecht. Nein! wenn das Schicksal zweier

Kriegsheere einem Duell überlaßen wird: so wählt man einen Goliath und den kühnsten Israeliten dazu: wenn die Deutschen sich mit den Römischen Poeten meßen: so wählen sie nicht Hans Sachs' und einen Bathyll: sondern Virgil und Klopstock; kurz! wir nehmen das Griechische und Römische Publikum in seiner vollen Blüthe; eben so das Publikum unsrer Zeiten, und nun wollen wir losen!

Erstlich: in Absicht der Regierung ist das Publikum der Alten ausgestorben, da nach den heutigen Staatseinrichtungen keine eigentliche Demokratie und Regierung des Volks mehr möglich ist.*) Man weiß, daß nach den Staatsplanen Lykurgs und Solons, die als die Muster der übrigen glänzten, die Stimme des Volks, eine Stimme des Staats, ja beinahe selbst Gottes war. Von seinem Munde hing Krieg und Frieden, Leben und Tod, Verbannung oder Erhebung ab: überall war es Rathgeber, und Richter zugleich. Würde heut zu Tage auch der freieste Staat dem Pöbel den Zaum in die Hände geben, da man eben in dem freiesten Publikum ihm den Zaum anzulegen sucht? Welch ein heutiger Solon oder Minos würde verordnen: fraget das Volk, ob dieser Held vertrieben, jener umgebracht, und jener ins Feld geschickt werden soll? Entweder haben sich also die Sachen der Berathschlagung oder das Volk geändert?

Beides! In den Zeiten der eingeschränkten Einfalt worüber hatte man sich zu berathschlagen, als über wenige und einfache Fälle? Soll hier Krieg geführt werden? — Dies konnte das Volk beantworten, nicht aus Staatseinsichten, sondern weil jeder Bürger streiten muste, und das in einem Feldzuge, wo es mehr auf List und Gewalt, als Klugheit und Wißenschaft ankam. —

---

*) Es ist immer zu bewundern, daß die Schweizer jetzt die Mode aufgenommen, Politische Systeme, nach dem verjüngten Maasstabe Griechischer Staaten, zu zeichnen: davon ich die Gespräche des Phocion, die Betrachtungen über den Lykurg, und die Patriotischen Träume besonders nenne.

Soll dieser Aristides vertrieben werden? das Volk antwortete: Ja! denn er ist nach eines jeden Lobe der Gerechteste: er kann Tyrann werden! — Eine Antwort, dazu man kein Staatsmann seyn dorfte. Soll Scipio sterben? Ja! er hat eine Schlacht verlohren: freilich eine Todesursache, die niemand als das Volk geben wird.

Die Staatsgeschäfte, und die Kriegsanschläge waren damals also so simpel, daß man die Generale vom Pfluge holen, und wieder dahin schicken, daß Alcibiades ohne allen Unterricht der Staatsrath von Athen werden konnte. So kann noch jetzt jeder Janitschar Dey in Algier werden, wenn er nur ein Paar Meßer in seinem Gürtel hat: jener konnte zum Englischen Consul im Zank sagen: „mein Vater verkaufte Bocksfüße und meine Mutter Ochsenzungen; aber eine solche, wie deine würden sie zu verkaufen sich geschämt haben." Er konnte so sagen, denn Algier ist eine Räuberbande, und der Dey ist ihr Anführer.*

Aber bei dem allen gab es doch verwickelte Fälle? Ja! und alsdenn waren Redner, Orakel, und Priester die Krücken, worauf das Volk hinkte, wenn es nicht gehen konnte. Das abergläubische Volk wollte, was das Orakel, das Orakel, was der Priester, der Priester, was der Redner wollte; (denn oft war ein Stand beides —) der Redner, was sein Vortheil, Ehre, Familie wollte: und so spielte man mit dem Volke damals eben das blinde Spiel, was Knaben heute noch zum Zeitvertreib spielen — die blinde Kuh!

Und denn: was gab es damals nicht für blutige und ungerechte Katastrophen? War Scipio würklich des Todes schuldig: so war es blos ein glücklicher Einfall, der ihm das Leben schenkte: „an diesem Tage hätte er vormals Rom gerettet." Nein! heut zu Tage bezahlt man witzige Einfälle nicht so theuer. Wie viel Verdienstvolle Leute sind offenbar ohne Verbrechen unglücklich geworden, blos weil das Volk sie vor Drüsen ansahe, die das Publi-

*) s. Shaws Reisen, in den Anmerkungen über die Barbarey.

kum abschneiden müßte. Wie viel opferte man unter dem Namen Tyrannen einem blinden Götzen auf, der Freiheit hieß.

Solcher Katastrophen war indeßen damals das Publikum gewohnt, und litte sie so gar in Trauerspielen, wo offenbar die Unschuld oft bis ans Ende leidet. Der Agamemnon und Prometheus im Aeschylus, die Trojanerinnen, Hekuba, und Andromache im Euripides; ja selbst im Sophokles litten Ajax, Antigone und Oedipus unschuldig, und doch ohne Rettung unglücklich. — Wir würden über den Dichter aufgebracht werden; allein sie sahen es blos mit Mitleiden an —*) denn ein Orakelspruch, eine traurige Weißagung bedeckte alles! — Unsere neuen Propheten gelten nicht so viel, und unser Publikum frägt zum Glück nichts nach einem alten Weibe, es mag auf der Tonne, oder auf dem Dreyfuß des Apolls sitzen; es mag Mund- oder Bauchrednerin seyn.

So sehr hat sich also die Art der Regierung geändert: und ich sezze dazu: selbst das Volk ist nicht mehr dasselbe. Dort war dieser Name ehrwürdig: er begriff alle Bürger, Rath und Priester ausgenommen: jetzo ist er gemeiniglich so viel als Pöbel und Canaille. Dort waren alle Bürger gleich: sie waren Soldaten, Ackersleute, und Staatsräthe zusammen; heut zu Tage sondert man Ackerbau, und Soldatenstand, ja gemeiniglich auch die Regierung vom Bürgerstande ab: man sezzt Kaufmann und Handwerker dagegen. — — Wo ist also das alte Publikum im Absicht des Staats, und ich sezze dazu

Zweitens: in Absicht der Redner. Denn wo keimten die Demosthene und Ciceronen? Auf dem Rathhause! Und wo ist das? Wo sind die versammleten Stämme, und Fürsten, die Bürger und Patricier, die Curulischen Stühle und die Augurstäbe? Wo redet ein Redner heut zu Tage vor das Leben und Tod: so daß es blos von ihm, und nicht von der Gerechtigkeit abhinge, vom Tode zu retten? Was wars für ein critischer Standpunct

*) Eine Abhandlung hierüber steht in der Parallèle entre les Tragiques Grecs et François pag. 25.

für einen Cicero, wenn er vor seinen Richtern stand, wo blos ein mißlungenes Argument, eine unglückliche gewagte Entschuldigung den Todesstrick seines Clienten zuziehen konnte? wo von einem glücklichen Augenblick, von einem Ausdruck, der ihr Herz ergriff, und die Ballen ihrer Hände zusammen klatschte, Krieg und Frieden abhing? wo keine Verzögerung, kein Bedenken galt: sondern es muste entschloßen seyn; entweder jetzt oder niemals gewonnen. — Alle diese Gelegenheiten waren das Treibhaus der Redner; aber wo sind sie jetzt? selbst nicht bei dem Parlement in England; denn wo wird das Publikum jetzt eine wichtige Unternehmung nach dem Eigensinn eines Augenblicks bestimmen? wo wird es den Zauberkünsten eines Rednerischen Charletans seine gesunde und kalte Vernunft aufopfern? Nein! unsre Zeiten sind hierinn gerechter, bedächtiger, weiser; und will ein Richter bestochen seyn: so läßt er sich nicht das Ohr, sondern die Hand kitzeln. —

Man wendet mir vielleicht ein: „hat nicht der geistliche Redner ein Publikum? wo er seine Stärke beweisen kann!“ Auch hier muß man sehr einschränken. Seine Sache, sein Vortrag, sein Redestand ist zu ehrwürdig, als daß er zu der Schminke, und den Kunstgriffen der alten Redner flüchten müßte: sein Publikum ist auch so verschieden, daß er sich über die meisten fortschwingt, wenn ihn einige erreichen: Drittens ist durchaus sein Zweck nicht blos zu gefallen, sondern zu erbauen: und denn soll er ja nicht auf 3 Viertelstunden rühren, sondern auf eine ganze Lebenszeit heilige Entschlüße zu erregen suchen: Entschlüße, die nicht im Taumel der Leidenschaft, sondern in einer heitern stillen Seele aufblühen müssen. — Eben daher sind auch die besten geistlichen Reden blos Homilien, und der hat seiner Pflicht, als Redner, ein Gnüge gethan, der auch für die Athenienſischen Neulinge seine Sache in ein neues Licht stellen kann, der weder trockne Lehren, noch Pflichten in einem homiletischen Scelett vorträgt: sondern jedes Stück mit der dringenden, Praktischen Fülle vorstellt, die das Herz wecket. Freilich bleibt noch immer sein Publikum sehr ungleich: Cramer hatte in dem Dorfe Crellwitz ohne Zweifel nicht die Zuhörer, die

er in Koppenhagen hat; aber auch die Homilien eines frommen Augustins und eines beredten Chrysostoms sind sehr verschieden; nur nie kann ein geistlicher Cicero aufstehen, weil ihm das Publikum des Cicero fehlt.

Beinahe bin ich hiebei zu weitläuftig gewesen: allein ich habe mirs eben damit erspart, zu beweisen: daß auch der gelehrte und Akademische Redner im hohen Verstande der Alten, kein Publikum habe, das er mit Neuigkeiten betäuben, und mit Donnerschlägen rühren kann. Jetzt sollte ich zeigen: daß auch das Theaterpublikum sehr geschwächt, und beinahe verschwunden am Werthe sey: daß selbst das Parisische und Londonische Parterre kaum ein Schatten des Griechischen seyn könne; allein hier verirre ich mich in die weiten Felder der Aesthetik, aus denen der Rückweg schwer wird: und vielleicht sagen schon einige Leser: ohe jam satis! hoc sane leve et non dignum. — — —

In der That ist heute zu Tage, außer öffentlichen bestimmten Geschäften, wo einige, gleichsam als die allein bedeutende Zahlen, eine große Reihe von Nullen geltend machen; außer diesen Fällen ist das Wort Publikum oft ein Räthselhafter Name. „Dies, sagt man, ist die Stimme, ist das Urteil des Publikums?“ Des Publikums? Ich nehme zehn, zwanzig, hundert aus, die der Name fast aller ihrer Mitbürger sind: diese denken, urtheilen mit sich und schweigen vielleicht. — Aber der große Haufe dieses vielköpfichten Geschöpfes; wo hat der seinen Sitz und Stimme? Wo soll man stehen, um sich von diesem Publikum richten zu laßen? Auf dem Markt, oder in Privat-Häusern? —

Wenn ich in eine Bibliothek eintrete, wo die Spinnen Sammetne Bände um die Bücher gezogen haben: so hat mein Autorauge oft so einen wehmüthigen Anblick, als Darius, da er sein Kriegsheer übersah: arme, weise Folianten, ihr seyd alle für das Publikum geschrieben, erschwitzt, geschmieret: Wer ist euer Publicum? Die stillen, gelehrigen, Kunstrichterischen Motten! Ist es nicht blos ein Compliment zum Spaß, daß jeder Autor seinen Geist in sein Buch einschließet, — vielleicht wie jener Zauberer

den hinkenden Teufel des le Sage in eine Spiritusflasche einschloß — Ist es wahr: so muß jeder Verfaßer seinem Buch zu guter letzt noch nach seufzen, was Hadrian seiner Seele zurief: animula vagula, blandula, quae nunc abibis in loca?

— — vielleicht zerstückt es doch
der Schneider hartes Volk, ein ungelehrter Koch
und was verderben nicht der Haare Kräuseleyen,
Gewürz und Käsekram, Toback und — — —

Vielleicht schreibe ich mir eben jetzt mit unglücklicher Hand auch mein Schicksal hin, wie sich der arme Persius das seine schrieb: quis leget haec? aut duo, aut nemo! — Vielleicht haben sich einige meiner Leser hier schon längst satt gelesen, und denen zu Gefallen kein Wort mehr; auch sie gehören zum Publikum.

Zweiter Abschnitt.

Haben wir noch ein Vaterland?

Das Publikum der Alten hat sich also auf gewisse Art für den Staat, den Redner, den Schriftsteller verloren; ist das Vaterland denn auch ausgestorben, das Vaterland, deßen Namen der Stolz Roms, der Mittelpunkt von Sparta, und das Losungswort von Athen, Theben, Kreta war? Hat die Liebe zum Vaterlande, die dort den Jüngling ins Feld und in den Tod rief, die ihm das Wort Freiheit zum süßen Tone machte, die ihn zu den uneigennützigsten, Patriotischen Thaten weckte, die einen öffentlichen Lorbeerkranz zum glänzenden Ziel aller seiner Bestrebungen erhob; hat diese große Triebfeder jetzt zu würken aufgehört?

Ich will mich nicht in die besondere Distrikte des Gesezgeberischen Montesquieu wagen, um seinen Triebfedern der verschiedenen heutigen Regierungsarten nachzuspüren: ich müste vielleicht den Crevier* zum Geleitsmann mitnehmen, und das würde Streit

*) Crevier ist unter allen Feinden des Montesquieu der einzige, der Achtung verdient: in seinen Observations sur le livre: de l'Esprit des Loix.

sezzen. Ich betrachte blos die Sache allgemein, da ich die alten und neuen Staaten zusammenhalte. Haben wir kein Vaterland mehr in Ansehung der Ehre, des Nutzens, der Freiheit, der Tapferkeit, und Religion? Ich beantworte diese Fragen rückwärts.

Die Religion war bei den Griechen und Römern fast blos Politisch. Die Schriften des Cicero, von der Natur der Götter, zeigen, da er selbst Augur war, und öffentlich schrieb, die Lage ihrer Glaubenslehren. Ohne daß wir uns mit Shaw und Warburton* über die Orphischen und Eleusinischen Geheimniße, über Symbola und Hieroglyphen den Kopf zerbrechen wollen: so sieht man, daß ihre Schutzgötter, und ihre Gottesdienste, daß Orakelsprüche und Ceremonien blos heiliger Nebel und Opferrauch waren, die Augen des Volks zu blenden, Zaum und Gebiß, sie zu lenken. —

So eine Religion des Vaterlandes haben wir nicht, die bis an die Mauren einer Stadt blos ihren Werth behielte, und sich mit der Luft einer andern Gegend veränderte. Was auch Montesquieu, und sein Anbeter Beaumelle, was auch Baile, Roußeau und Diderot über das Verhältniß unserer Religion gegen den Staat sagen mögen:** so bleibt es doch die sicherste Wahrheit, wenn auch Grotius, Puffendorf, Haller und Mably*** nicht davor geschrieben, und der jüngere Herr von Moser nicht davor predigen möchte: es bliebe immer eine veste Erfahrung, daß eine lautere, vernünftige Religion die Grundveste der Thronen und Staaten, die Stüzze der Rathhäuser, der Palläste und der Hütten sey, ja daß unsere Göttliche Religion unser Glück hier und jenseit des Grabes

*) Warburton, dieser gelehrte Träumer, voll Staatssysteme hat dieser Untersuchung viel Raum in seiner Göttlichen Sendung Moses gegeben.

**) s. Baile Dictionaire sub loco Pomponet. — Montesquieu l'Esprit des Loix hin und wieder: Beaumelle in den Mes Pensées: Rousseau im Contract social: und Diderot in den Pensées philosophiques.

***) s. Grotius de veritate Christ. relig. — Puffendorf de respectu religion. ad rem publ. — Haller in seiner Antwort gegen la Mettrie, und Mably in den Entretiens de Phocion.

baue. — — Eben so hat auch der Handel und die Commerze unsere Zeiten toleranter gegen fremde Religionen gemacht, wenn sie nur nicht die Grundpfeiler des Staats untergraben, und die Freiheiten der Städte unterdrücken. Holland, England und andre Staaten sind dadurch aufgeblühet, und eine Inquisition an einem Handelsorte, ist ein Bote, der die Gäste mit der einen Hand unterthänigst einladet, und mit der andern brüderlich fortpeitschet.

Zweitens: Haben wir ein Vaterland, davor der Krieger streiten, Blut vergießen, sterben kann? Allerdings! Ist er mehr als ein todter Soldmann, der sich seine Tapferkeit, sein Blut, sein Leben, nach einem Aßientovergleich, baar bezahlen läßt: so wird der Name Vaterland, Monarch, Monarchin für ihn ein Siegston sein, der seine Adern anglüht, sein Herz belebt, seine Hand mit Nerven, und seine Brust mit einem eisernen Panzer stärket. Auch für das Vaterland ists dem Patrioten süß und ehrenvoll zu sterben, nicht blos, wo das Gesez und hunderte herrschen, sondern auch für das, wo Gesez und einer herrscht; einer, der aber der Vater oder die Mutter glücklicher Völker ist. Das kleine Buch: vom Tode fürs Vaterland führt hierin an meinerstatt das Wort. —

Drittens: haben wir ein Vaterland, deßen süßer Zuname Freiheit ist? Ja! nur wir denken bei dem Worte Freiheit anders, als die Alten. Bei ihnen war die Freiheit eine ungezähmte Frechheit, ein Erkühnen, selbst das Rad des Staats lenken zu wollen, ein Eigensinn, nur keine Namen über sich zu leiden. Zu unsern Zeiten sind alle Staaten in ein Gleichgewicht gesunken; was sich nicht selbst Schutz ist, braucht Schutzherren, braucht Väter: der Charakter unseres Volks ist nicht mehr die dreuste Wildheit der Alten; sondern eine feinere und mäßigere Freiheit, die Freiheit des Gewißens, ein ehrlicher Mann und ein Christ seyn zu dörfen, die Freiheit, unter dem Schatten des Thrones seine Hütte und Weinstock in Ruhe genießen zu können, und die Frucht seines Schweißes zu besitzen; die Freiheit, der Schöpfer seines Glückes und seiner Bequemlichkeit, der Freund seiner Vertrauten, und der Vater

und Bestimmer seiner Kinder seyn zu können, dies ist die Freiheit, die gemäßigte Freiheit, die sich heut zu Tage jeder Patriot wünschet, sie ist das Kleinod, das Riga aus den Händen seiner gerechtesten Monarchin so vorzüglich, und mit aller Dankbarkeit genießet.

Endlich: gibts in unseren Zeiten noch ein Vaterland, deßen Liebe uns zur uneigennützigen Aufopferung unser selbst bewegen kann; wißen wir noch von der Leidenschaft der Alten, nach der Liebe unseres Vaterlandes, nach seiner Ehre und Lohn, als dem schönsten Kranz des Patrioten zu buhlen? — Wer wird diese Frage verneinen, der ein edles Blut auch für seine Obern fühlet, dem ein warmes Herz für seinen Bruder in dem Busen schläget, der ein Glied von der Kette des Ganzen seyn will, und es mit Freuden ist. —

Nur ein Helvetius,* der blos eigennützige Triebe im Menschen finden will; ein Mandeville,** der uns blos in Bienen verwandelt; ein Hobbes,*** der für jedes Menschen Stirn Feindschaft schreibt, ein Machiavell,† der jenes Ungeheuer des Despoten schafft, das durch Zöllner, Vampyren und Igel das Blut aussaugt, nur diese niedrige und kalte Misanthropen rauben uns die sanfte Empfindung des Patriotismus; und jede schlechte Seele läßt sie sich rauben, die sich von ihrem Vaterlande losreißt, und nach dem Ptolomäischen Weltgebäude, ihren eignen Erdenklos zum Mittelpunkt des ganzen macht. —

Freilich opfern wir uns nicht mehr blind auf: die Kriegerischen Ritterzüge sind vorbei, da man ins Schwert lief, um Ehrensäulen und Kränze um ein blutiges Haar zu bekommen; da der Jüngling mitten im Schlachtgetümmel den Namen: Vaterland! anrief, wie jene irrenden Helden die unsichtbare Prinzeßin, für die sie sich aufopferten: diese Zeiten sind vorbei, aber ist mit ihnen

---

*) Helvetius über den Geist: sur l'Esprit.

**) The fable of the Bees.

***) Hobbes bekandter Leviathan.

†) Machiavells Prinz.

das Feuer der Vaterlandes Liebe erloschen? — War Peter der große nicht ein wahrer Patriot, da er, als der Name und das Wunder unsers Jahrhunderts, der Vater seines alten, und der Schöpfer eines neuen Vaterlandes wurde? Warum regierte er nicht mit der Gemächlichkeit seiner Vorfahren? Was gab ihm den großen Gedanken* ein, den Gedanken, der allein eine Petreade verdient, seine Kinder damals wider ihren Willen, der angeerbten Schmach zu entreißen? Welche Glut wars, die ihn zum Fremdling, zum Schüler machte: was wars, das seine Hände um die Säule des Richelieu schlug „Großer Mann! wenn du lebtest: mein halbes Reich will ich dir geben: lehre mich die andre Hälfte zu regieren": was wars, das bei allen Stürmen und mißlungenen Bestrebungen ihn immer höher emporhob, immer mehr anfeuerte, — o großer Vater deines Vaterlandes! aus deinem Patriotischen Geist könnten zehn Regenten werden, und wir würden sie noch alle verehren! —

Man nehme von einem Monarchen, einer Monarchin den süßen Gedanken weg: du arbeitest für ein Vaterland, du regierest Kinder: was würde er leichter, als das Porträt des Machiavels, was würde sie leichter, als eine Machinenmäßige Bienenkönigin des Mandeville werden. Man nehme einem Richter, einer Obrigkeit, die ihre Privatgeschäfte dem Publikum aufopfern muß, die sich selbst entkräftet, die den Vortheil ihrer Familie und ihr eignes Vergnügen dem Vortheil des Ganzen hingiebt, man nehme das erquickende Wort weg: vors Vaterland: o so ist er zu verlachen, wenn er statt eines kleinen Lorbeerkranzes, nicht eine grüne Judenmütze auffsezzt: wenn er nicht statt auf dem Richterstuhle zu arbeiten, hingeht, Goldgruben, und Kirchenschätze suchen, wo ihn nur niemand sieht. — Man verwerfe das Wort: Vaterland, und viele stille und edle Thaten des Menschenfreundes fallen weg; viele Steine, die er trug, weil das Wort: Vaterland darauf stand,

---

*) Beaumelle mes pensées: pensée 35. — in der Berliner Ausgabe 1761.

schüttelt er ab: er tritt auf die Lasten, die er vorher mit Patriotischen Stolz auf sich nahm. — Kann man sich außer dem Geburtslande kein Vaterland durch Verdienste erwerben: o so muß der Fremde verzagen, wenn er als Patriot arbeitet, wenn er sich aufopfert, und der Thor durch Geburt sein Opfer mit der Hofnung einer Karte im Pharaospiel gleichschätzt. Wo bleibt alsdenn jede großmüthige Gesinnung, die sich nicht verpachten läßt. — Nein Vaterland! du Triebfeder der Verdienste, du Begeisterung des Weisen, und Lorbeerkranz des Schweißes: dir, dem auch unser Haus des Raths durch edelmüthigen und gemeinnützigen Beitrag aufgebauet, gekrönt, und geweihet ist, dir singe ich mit der Stimme aller Patrioten:

O Vaterland! dem Ohr des Patrioten
Ein Silberton — ein Ton des Ruhms dem Geist,
der hundert andrer werth, sich von lebendgen Todten
Hinauf ins Heilge der Verdienste reißt:
wo die wie Erdengötter glänzen,
die dir, o Vaterland! sich weihn,
und sich mit Lorbeerkränzen
aus deinen Händen freun:

Für dich, o Theure! geht der Held zum Streite
Wie zum Triumph, und lockt sein goldnes Haar:
der Jüngling glüht ins Feld, und gibt aus seiner Seite
sein bestes Herzens Blut dir jauchzend dar:
und sterbend labst Du seine Ohren,
schon brechend lallt der Zunge Band:
dir, die du mich gebohren,
dir sterb' ich, Vaterland!

Ja, Vaterland! du Mutter! der der Weise
die Erstgeburt des Geists zum Opfer bringt:
o du, sein Sonnenflug, wenn er zum hohen Preise
der Tugend dich mit edlen Thaten singt:

Dich, die mit goldnen Liebesseilen
der Söhne Herzen an sich zieht
und wie mit Sonnenpfeilen
mit Ruhme sie durchglüht:

Dir Göttin! dir, der Freiheit süßer Namen,
Für den der Held den Tod, als Freund, umfaßt:
dir sä't der Menschenfreund, der Bürger stillen Samen,
und kann er nichts, so — trägt er deine Last.
dir weihn die Götter auf dem Throne,
der Handel und die Künste weihn
zu deiner Siegeskrone
den besten Edelstein.

Dein sind die Schulen! deine zarten Söhne
erziehn sie dir. — Damit dein Hofnungsreis
mit Blüthe dich, mit Frucht, mit Schatten kröne:
so trinkt sein junger Keim erst theuren Schweis.
dir blühn die Tempel, denn sie weihen
Den Bürger dir zum Christen ein:
der Weihrauch, den sie streuen,
o Vaterland ist dein. —

Dein ist dies Haus in Catharinens Schatten
das sie dir selbst voll Majestät geweiht:
so lang sich Rußlands Adlershäupter gatten:
so lange blüht hier Recht und Billigkeit:
die Unschuld flieht zu diesen Schranken
zurücke wird sie lächlend gehn
und Thränen werden danken
so lang hier Pfeiler stehn.

Ich seh! Asträa sinkt von Himmel nieder,
Mit Palmen, Oel und Lorbeer neubekränzt!
Vor ihr der Wahrheit Schild! nach ihr der Engel Lieder!
Wie flammt ihr Schild! seht, wie ihr Antlitz glänzt!

Es sinken ihrer Waage Schalen:
sie streiten: keine überwiegt:
hier wirft die Weisheit Stralen;
wie dort die Treue siegt.

Ich seh! Ich seh! sie schreibt mit ewgen Zügen,
hier das Gesetz, und dort des Handels Glück
an beide Pfeiler! schreibt hier Ruhe, dort Vergnügen,
hier Rußlands Huld und dort der Sonne Blick —
O kommt, die unsre Freude loben,
und schreibt mit Patriot'scher Hand
als Krone, mitten oben:
Gott und dem Vaterland!

Nachricht von einem neuen Erläuterer der H. Dreieinigkeit. 1766.

Unsere Zeit, in der die Erläuterungen der Religionswahrheiten beinahe zur Modekrankheit geworden: hat im Jahr 1766 einen neuen Erläuterer des Geheimnisses der heiligen Dreieinigkeit hervorgebracht, der „diese Lehre auf eine mehr geistliche Art erklären," und damit „einen grossen Stein des Anstossens, sowohl für das Judenthum, welches uns der Dreigötterei, als auch für den Naturalismus wegräumen will, der uns eines der Vernunft widersprechenden Glaubens beschuldiget."

Es muß aufmerksam machen, daß der Verfasser zween Feinden auf einmal den Mund stopfen will, die zwei einander entgegengesezte Gründe haben, die sie unserer Lehre entgegensezzen. Zwei Gegner von besonderer Rüstung, Kriegslist, und Tapferkeit, davon der eine vorn, der andere hinten angreift, erfodern einen Mann, der stehen, und von beiden Seiten streiten kann.

Noch aufmerksamer machts, daß der Verfasser auf eine „neue geistlichere Art" diese Lehre erklären will, und sie gewissen steif

eingeknüpften und mit der Muttermilch eingesognen Begriffen entgegensezzt. Er zeigt uns also neue Streitregeln, und neue Waffen wider unsre Gegner.

Und das dritte und besonderste ist, daß er seine Erfindung aus der Erfahrung bestätigt hält, weil er „manchen vernünftigen Juden dahin gebracht, die Dreieinigkeit zuzugeben, und auch oft die giftigsten Pfeile der Deisten und Naturalisten zurückgeprellet zu haben" vorgibt.

Lasset uns also sehen, was der Verfasser für eine Erklärung vortrage; ob sie neu, und geistlicher, als die gewöhnliche sey: und ob sie ihren Zweck erreiche. In drei Abschnitte zerfällt unsere Nachricht, die nicht grösser, als ihr Text, und so wenig eine Streitschrift werden soll, als der Verfasser eine Erklärung vorgetragen hat.

Da der Verfasser vielleicht selbst ein Diener der Religion, oder wenigstens ein eifriger Christ seyn muß, dem die Bekehrung der Juden und Deisten am Herzen liegt: so wird er hoffentlich die Lehre der Dreieinigkeit nicht unter „gewisse Begriffe des Gottesdienstes sezzen, die man mitbekennet," und noch weniger unter „gewisse Cerimonien, die man mitmacht": wie er sich etwas dunkel verlauten läßt.

Er wird es auch zugeben, daß man ihn ins Licht treten läßt, und prüft; dies thut man ja bei einem guten Erläuterer am meisten. Wenn er sich auf eine Christliche Liebe beruft: so wird diese der Christlichen Wahrheit keinen Eintrag thun dörfen: weil wir nicht mit dem Herzen denken können, und bei dem unpartheiischen Urteil nicht lieben müssen.

Ich schreibe ohne heiliges Vorurtheil: weder in einem Theologischen Amt noch um dasselbe; ich schreibe auch ohne Personalabsichten, weil ich blos das Buch, und nicht den Verfasser kenne.

Erster Abschnitt.

(Der einen Auszug von der Schrift selbst in sich hält.)

„Es kleben noch den meisten unter uns, die wir von dem abgöttischen Bilder- und Heiligen Dienst befreiet sind, gar zu

harte* Begriffe von den 3 Personen der Gottheit an, die fast auf eine Dreigötterei hinauslaufen."

Nun ist zwar die Lehre der Dreieinigkeit ein Geheimniß; aber es soll auch eins bleiben, weil wir nicht das Wie? in ihr erklären wollen, das nur Gott weiß: sondern wir wollen nur so deutlich reden, als Gottes Wort uns offenbart.**

Wir haben das Recht hiezu, als die Gottesgelehrten haben, die Menschwerdung und die beiden Naturen Jesu zu erklären.***

* * *

Das Wort Person kommt nicht in der Bibel vor: man kann es beibehalten, aber man verstehe nicht Menschliche Personen (vielleicht Individua) auch nicht körperliche Personen; nicht Personen ausser einander, sondern in einander.

Die drei Personen sind nicht blosse Namen der Verhältnisse Gottes gegen die Geschöpfe: dies wäre ein Unterschied ausser Gott, und alsdenn dörften nicht eben blos drei Personen seyn.

Sie sind auch nicht blos göttliche Eigenschaften, weil sonst auch mehrere seyn müßten.†

Sondern eine Person†† ist „ein geistlicher Unterschied in Gott, wobei die göttliche wesentliche Einheit besteht," und solcher Personen sind drei.

* * *

Gott hat von sich die vollkommenste Vorstellung in seinem Verstande; diese ist das Ebenbild seines Wesens, und heißt bei dem Johannes das Wort.

---

*) Der Verf. hätte sich mehr erklären sollen.

**) Biblisch reden, möchte heissen, so deutlich reden, als die H. Schreiber zu ihrer Zeit.

***) Aus der Erläuterung des V. würde diese folgen: so wie bei den Gottesgelehrten aus ihrem Lehrbegrif.

†) Dies paßt nachher alles auf den Lehrbegrif des Verfassers.

††) Ein König ist ein Politischer Unterschied unter den Menschen, wobei die natürliche Gleichheit besteht.

Der Ausdruck: Sohn wird vielfach uneigentlich gebraucht, und bedeutet einen geistlichen Unterschied in der Gottheit, der nicht für sich bestehet, sondern von Gott erzeugt wird.*

Das Wort Geist bedeutet oft Kraft und Trieb eines Geistes, und der Geist Gottes ist die Kraft und Würkung Gottes.

Der Vater ist also nach Joh. 17, 3 allein der wahre Gott; ist immer die sendende Person, und ein Vater, weil er die Quelle der übrigen Personen ist.

Der Sohn ist das in Gott ewig vorhandne wesentliche Bild seiner selbst, der Glanz seiner Herrlichkeit, der Sohn von Ewigkeit gezeuget, der in des Vaters Schoos, die selbstständige Weisheit,** der eingebohrne, das Bild der Gottheit ist.

Der H. Geist ist die vom Vater und Sohn unendlich ausgehende Kraft Gottes, welche die Maria überschattete, auf Jesum und die Jünger kam, noch jetzt in den Schwachen mächtig und der Urheber der Schrift ist.

* * *

Jetzt erklärt der Verfasser das Athanasianische Glaubensbekenntniß harmonisch mit seiner Erläuterung: wie der Sohn und H. Geist auch Gott seyn könnten: der Sohn in dem Vater, der Vater im Sohn und der Geist in beiden sey, als ein Ausfluß aus Gott und der selbstständigen Weisheit.

Man könnte eben so sagen:*** alle Dinge wären in Gott und Gott in allen Dingen, besonders in den Gläubigen.

Dies ist das Geheimniß, das im A. Testament dunkler, im N. Testament heller verkündigt worden, welches der Grund der

---

*) Ein Weib ist ein Unterschied unter den Menschen, der Politisch nicht für sich besteht, sondern dem Mann zur Zeugung dient.

**) Die selbstständige Weisheit ist der Unterschied in Gott, der nicht für sich besteht.

***) Man könnte eben so sagen: alle Dinge wären Personen Gottes, und die Personen Gottes belebten alle Dinge, wie der Weltgeist.

Seligkeit seyn soll; dies ist die Dreieinigkeit, in deren Namen wir getauft werden.*

Der Verfasser erklärt darauf den Spruch, 1. Joh. 5, 7 auf eine seinem Systemchen gemässe Weise, und schließt mit der gewöhnlichen Bestimmung der Sünde wider den H. Geist.

Dies ist die Erläuterung des Verfassers, treu, kurz und im Auszuge gegeben. Ist sie der gewöhnlichen Lehre der Dreieinigkeit vorzuziehen? und ist sie neu? Dies sind die natürlichsten Fragen, die man thun kann; die erste ist wichtiger als die zweite, und der Mittelpunkt meiner Schrift.

Zweiter Abschnitt.

(Der die neue Erklärung mit den gewöhnlichen Bestimmungen vergleicht.)

Bei jedem Neuen frägt ein guter Hauswirth: kann ichs brauchen? und muß er gar etwas von dem, was er besizzt, und etwas grössers aufopfern: so sagt er, wie Sokrates, da er durch den Jahrmarkt ging: o wie viel kann ich entbehren.

Ich sehe zuerst nach der Beträchtlichkeit der neuen Erklärung, und bedaure, daß es dem Verfasser nicht beliebt, seinem Titel genauer nachzukommen, und sie Vernunft- und Schriftmäßiger vorzutragen. Nun aber wird uns in einer so wichtigen Sache die Erläuterung blos als eine Hypothese vorgelegt, ähnliche Schriftstellen als Akkommodationen angezogen, und nie daran gedacht, daß, um die Sache aufs gelindeste zu nehmen, auch andre und mehrere Schriftstellen dieser Hypothese entgegen sind, ja wenigstens, daß es auch eine andre Erklärungsart gebe, die sich auch auf etwas mehr, als Nichts, oder Schein stüzzen will.

Ich führe diese 4 Stücke nicht aus, sondern gebe sie nur dem Verfasser und den andern Lesern durchzudenken auf.

Zuerst halte ich die Lehrart durch Hypothesen gar nicht für die wahre Theologische Methode. Sobald wir einen Erkenntniß-

*) Vielleicht möchte der Verf. nicht eben auf diese Dreieinigkeit getauft seyn; und ich glaube noch minder selbst getauft haben.

grund annehmen: so müssen wir blos aus diesem Grunde herleiten; nie aber erfinden, und willkührlich zusammen passen, um nachher zu sehen, ob sich unser Gebäude auf den Grund auch passe. Wer will doch gern eine Arbeit umsonst gethan haben? und was ist leichter zu hintergehen, als der Erfindungsgeist.

Der Verfasser denkt sich zuerst, was er unter Person verstehen will: nimmt unter vielen Bedeutungen, die dem Wort: Vater, Sohn, Geist zukommen, welche ihm beliebt: und ruft mit einem erfinderischen Ton: Seht! das soll es bedeuten. Nun Himmel! so kann man ja viele Erklärungsarten aus sich spinnen, und weben.

Nicht, was Vater, Sohn und Geist nach dem Redegebrauch bedeuten kann: sondern was es nach dem Sinn der heiligen Schriftsteller, nach ihrer Art des Ausdrucks, nach ihrer Zeit, und der Verbindung, in der sie schrieben, würklich bedeutete, und also auch uns bedeuten muß, das ist die Lehrart der heiligen Religion. Wer wird sagen: in der Rhetorik steht eine Figur, die diese Auslegung möglich macht; darum ist sie würklich, und eben an diesem Ort die einzige.

Der Weg, in den zu unserer Zeit die Theologie glücklich einschlägt, die Dogmatik durch die Hermenevtik zu bestimmen, die letztere auszubreiten und zu bevestigen: dies ist ein Pfad, auf[1] dem unser Glaube Vernunft- und Schriftmäßig sich zeigt; nicht aber der Richtsteig willkührlicher Hypothesen. Wenn ein Michaelis in der Geschichte der Ebräischen, und ein Semmler in der Geschichte der Hellenistischen und Kirchen-Sprache gräbt; wenn Ernesti mit einem gestärkten Philologischen Auge heilige und Profan-Scribenten, alte Wahrheiten und neue Hypothesen vergleicht und sie gegen einander abwägt: so ist dies die Methode, bei der Religion zu denken.

* * *

Nachdem der Verfasser sein Gemälde aus dem Kopfe entworfen; so hält ers gegen die Bibel, und sagt: „Sehet! welche

---

1) „auf“ fehlt im ersten Drucke.

Aehnlichkeit! gewiß wie aus den Augen gerissen.“ Er siehet Aehnlichkeit! armer Leser wenn du sie nicht siehest: so mag es dir gehen, wie jenen ehrlichen Leuten, die das Bild nicht sehen konnten, was Eulenspiegel mahlte: sie waren unächte Kinder.

Zuerst: Joh. 17, 3 wird der Verfasser aus dem Griechischen kennen, daß es nicht heisse: daß du allein der wahre Gott bist, sondern: daß du der allein wahre Gott seyst; oder vielmehr: daß du (unter allen Göttern) der allein wahrhaftige seyst, weil du mich, (den lange versprochnen) gesandt hast. — Der Ausdruck: „Der Vater ist grösser, als ich,“ paßt ja gar nicht zur Erläuterung des Verfassers, weil die unendliche Idee im Geist Gottes, ihm gleich seyn muß: oder vielmehr es ist zwischen einem Menschen, der von der Idee Gottes geleitet wird, und Gott selbst nur immer die mindeste Aehnlichkeit, die fast keine Vergleichung leidet.

Der Verfasser wiederspricht sich selbst, wenn er das Bild, das Gott aus sich selbst zeuget, und nach seiner Meinung der Sohn ist: ein selbstständig Wort nennt. Es bleibt immer nur ein nothwendig Prädikat in Gott, dem die Selbstständigkeit durchaus fehlt, und dem also nichts von alle den persönlichen Handlungen zukommt, die in der H. Schrift dem Wort zugeschrieben werden. Warum versteckt man sich hinter Worte, die man als Feigenblätter zu Schürzen der Blöße aus Noth braucht?

Der Verfasser wird doch nicht glauben, daß er mit seiner Erklärung des Ausdrucks: Wort den Sinn des H. Johannes entsiegelt habe: sonst hätte ers uns auch erklärt: „Das Wort ward Fleisch!“ Nie ist die neue Erläuterung unzusammenhängender, als wenn sie zeigen will, wie die Dreieinigkeit nach seinem Lehrbegrif der Grund unsrer Seligkeit geworden. Ist es denn Philosophisch bestimmt gesprochen, wenn es heißt: „Es senkte sich der Glanz der Herrlichkeit Gottes (d. i. das Bild, was Gott von sich hat) in die geheiligte Menschheit Jesu.“ Wer verbindet hiemit einen Begrif?

Noch weniger wird der Verfasser seine Erklärung aus Ps. 2, 7 hernehmen; wo sie noch niemand selbst von den Säzzen des V.

jemals hat finden wollen. So hat doch alsdenn die Auslegung: „Du bist mein Sohn; heute habe ich dich zum Könige eingesezzt:“ ungleich mehr scheinbaren Zusammenhang, als diese; ja in der Angst will ich lieber sagen: David rede blos von sich, als einem Könige Gottes; — alles ist wahrscheinlicher, als die Erklärung: „du Idee bist das Kind meines Geistes; von Ewigkeit habe ich dich erzeuget.“

Am allerwenigsten wird der V. seiner Erläuterung des Spruches: 1. Joh. 5, 7 einigen Werth zuschreiben. Sie ist gezwungen, weil der siebente Vers dem achten damit weder entgegen, noch nebengesezzt wird; weil er ganz aus dem Zusammenhange gerissen wird, um zu seiner Absicht zu dienen, und weil seine Ursprünglichkeit noch überhaupt streitig ist.

Es ist zum Erstaunen, wie der Verfasser Sprüche und Redarten der H. Schrift zusammenwirft, die nie einmal einen ähnlichen Verstand leiden. So ist Röm. 1, 20 die Kraft Gottes, die aus den Werken erkannt wird, dieselbe, die den H. Geist bedeuten soll: so ist 1. Theß. 5, 23 in dem Wort Geist, die Kraft Gottes zu finden, die er doch Person nennen will: so ist 1. Cor. 2, 4 „in Beweisung des Geistes und der Kraft,“ eine Beweisstelle für ihn: so ist Ps. 33, 6 „der Geist des Mundes Gottes“ ein Grund für seine Behauptung — Schriftstellen, die so andere Auslegungen fodern, daß sie meistens kaum Homiletische Gründe abgeben können.

Auf die Art, wie der Verfasser durch Akkommodationen beweiset, die nur beinahe wahr sind; könnte ich mit leichter Mühe aus dem Werkchen, über das ich schreibe, eine Chymische Untersuchung herausbringen, wenn ich so ein Florilegium von seinen Ausdrücken sammlete, als Bruder Peter in Swifts Märchen von der Tonne mit den Buchstaben in seines Vaters Testament für billig fand.

Jeder Leser wird es finden, was ich ihm zeige: eine Rhapsodie von Sprüchstellen, die alle ohngefähr das Wort Geist und Sohn, und auch nicht einmal ohngefähr einerlei Bedeutung haben. Er wird es so, wie ich wünsche, daß der V. seine angeführte

Beweise unterstüzzt hätte; bewiesen hätte; aus der Sprache erläutert hätte; statt, daß er uns jetzt zu glauben aufgibt.

Aber alsdenn wäre seine Erläuterung gelehrt, Philosophisch, Griechisch, Ebräisch geworden, sie hätte mehr gefodert, und mehr gesagt; oder vielmehr sie wäre gar unterblieben. Damit wäre sie zwar nicht, wie die jezzige für den gemeinen Mann fein lesbar geworden; aber sie hätte es zugleich bedacht, daß eine „neue geistlichere" Erklärung auch billig zuerst für die Gelehrten, und für sie zuerst allein sollte geschrieben werden.

* *
*

Und ist denn die ganze Erläuterung neu? nichts weniger! Der ganze Einfall, Jesum, als die Idee Gottes zu betrachten, ist ja schon zu den Zeiten der Gnostiker und der Platonisirenden ersten Christen alt gewesen, wiederlegt, nochmals aufgewärmt, und wieder vergessen. Sollten dem Verfasser nicht die Namen Mosheim, Michaelis in seinem Brief an die Hebräer, und Semmler in der Geschichte der Dogmatik bekannt seyn? Wenigstens, wenn es eine Vernunftmäßige Erläuterung seyn soll: so muß ja der Erläuterer auf so viel schon längst gemachte Einwürfe antworten, die sonst aufs neue gemacht werden müsten.

Noch weniger ists neu, daß der Geist Gottes blos eine Kraft bedeute. Die Socinianer haben dies längst, mit ungleich scheinbarern Gründen behauptet, und man hat ihnen — so viel wenigstens wird der Verfasser einräumen — auch mit scheinbaren Gründen wiedersprochen. Warum läßt sich nicht der Verfasser ein, auf unsere Behauptungen zu antworten, und die seinigen zu beweisen. Behauptet er ohne zu beweisen; so könnte es ja sein Gegentheil auch thun, und denn hiesse es: ich sage Ja! jener Nein! ihr Römer, wem glaubt ihr?

So wenig ich geneigt bin, mit dem Namen Valentinianer, Socinianer und Arminianer um mich zu werfen: so wenig wird der Verfasser die ächte Lutheraner doch auch nicht unter die Aner sezzen: und ihre Lehre erst erforschen, ehe er sie bessert. Noch

minder aber wird er die Orthodoxe Schminke für wahres Teint halten, die er sich bei seiner Erläuterung zu geben sucht.

Es dörften also nur einige wenige Leser sagen: er scheint neue Götter zu verkündigen; die meisten, die da prüfen, werden den Kopf schütteln: *τι αν θελοι ο σπερμολογος ουτος ειπειν;*

Dritter Abschnitt.

(Ist diese Erläuterung geistlicher, um Juden und Deisten zu bekehren?)

Der Verfasser trägt uns also eine Hypothese ohne Beweise vor; vielleicht aber wenn sie ein andrer zu unterstüzzen suchte, würde sie wider Juden und Deisten dienen, wie es der Verfasser von der Seinigen vorgibt — wir wollen sehen!

Die Juden haben sich in die Lehre von der Einigkeit Gottes vernarrt, nicht weil sie unsre Dreieinigkeit der Vernunft wiedersprechend finden: sondern weil sie jene Lehre für ein Erbstück aus dem Schoos des A. Testaments ansehen, weil sie dieselbe für das einzige Unterscheidungs-Merkmal der jüdischen Kirche von den Sekten der Abgötter halten, und weil sie mit ihr zugleich die ganze Lehre vom Erlöser, von unserer Heilsordnung und von der Oekonomie des N. Testaments in den Kreis ihres Systems aufnehmen müsten. In diesen Gesichtspunkten muß man ihnen die Dreieinigkeit erläutern. Aber unser Verfasser? — Zuerst! erläutert er die Lehre seiner Dreieinigkeit aus dem A. Testamente, auf welches die Juden doch ihre hartnäckigte Einheit bauen? Nichts! denn der Spruch Sprüchw. 8, 22 wird ja schon von den Juden selbst so ausgeleget, wenn ich das Wort s e l b s t s t ä n d i g wegstreiche, das nach des Verfassers Hypothese doch auch nicht dastehen kann. Die Stellen Ps. 33, 6 und Spr. Sal. 30, 4 würden von den Juden so lange vor Akkommodationen gehalten, als der Verfasser seine Erläuterung daraus nicht beweiset. Und alle angezogne Oerter des N. Testaments sind ja für Christen oft schwankend, wie sollten sie denn für Juden treffend sein?

Zweitens: Der Mittelpunkt dieser Lehre und unserer Religion, der Artikel vom Sohn Gottes, dem Erlöser, wird ja für die Juden durch diese Erläuterung noch dreimal mehr verwickelt. Gott der Vater trat von Ewigkeit her ins Mittel zwischen sich selbst und die Welt, sandte seine ewige Idee in die Welt; um sich durch dieselbe zu versöhnen. Welch ein Jude kann diese Platonisirende Erklärung ausstehen? Noch weniger wird einem Juden die Haushaltung in der Kirche durch den H. Geist erläutert: Er will es bewiesen haben, daß eine Kraft Gottes in Jesu gewohnt, in der ersten Kirche gewürkt, in unsren Seelen durch den Glauben an Jesum würke. Alles was der Verfasser gegen die Juden sagt, ist petitio principii, oder mutatio caussae.

Und denn! wenn der Verfasser auch seine vernünftige Juden von der Dreieinigkeit überführt hat; was hat er damit für das Christenthum gethan? Nichts! Denn seine Göttliche Personen sind ja keine Personen; es sind, so sehr er sich verhüllt, blos Beziehungen Gottes auf die Welt, oder er spricht ein Non-sens. Seine Idee Gottes ist, wenn er aufrichtig seyn will, blos die Beziehung der Göttlichen Entschliessung auf die Welt, ihr zu helfen; seine Kraft ist die Beziehung der Göttlichen Entschlüsse auf die Kirche, um sie zu regieren. Er bekehrt Irrige zu andern Irrthümern.

* * *

Die Deisten und Freidenker — leider! gibt man ihnen so unbestimmende Namen! — finden noch weit weniger wider sich, und wir gar nichts wider sie in dieser Erläuterung.

Sie beschuldigen uns eines der Vernunft wiedersprechenden Glaubens: und der Verfasser macht ihn noch wiedersprechender.

Eine Person ist ein Unterschied in Gott:) gut! auch nach unsrer Lehre findet sich dies bei der Person; aber wenn der Göttliche Geist, sein Bild, und seine Kraft, als Unterschiede neben einander gesezzt werden: so ist dies ja Unsinn. Gott der Vater ist denn das Ganze,

dem sein Sohn, als ein Prädikat, und der Geist, als eine Handlung zukommt. Ein Unterschied, der keine Personen unterscheidet.

Eine Person ist ein geistlicher Unterschied in Gott:) Auch wir nehmen weder einen körperlichen, noch einen ausser Gott an: der Verfasser aber thut das lezte würklich. Denn das Bild, was Gott von sich bildet, die Kraft, die von ihm ausgeht, ist blos in meiner Seele ein Unterschied, den ich von den äussern Beziehungen Gottes abgezogen habe; nie aber in Gott selbst. Was der Verfasser aber mit seiner mehr geistlichen Erläuterung will, weiß ich nicht. Er wird die „steif eingeprägte" Säzze unsrer Religion doch nicht für Anthropomorphistisch halten; freilich hat der Pöbel in jedem Lande oft grobe Begriffe von Gott, für die aber hat der Verfasser doch nicht geschrieben. Ihnen muß man die Dreieinigkeit gewiß anders erläutern.

Eine Person ist ein Unterschied, wobei die wesentliche Einheit besteht:) Ich weiß nicht, ob der Verfasser dies für eine Erklärung halten dörfte. Eine Person wird unterschieden, und ist nicht ein Unterschied selbst: sie wird von innen unterschieden, nicht von aussen: sie wird neben der andern in Absicht auf ihr Wesen, nicht unter die andre als Bestimmung gesezt.

Warum hat denn der Verfasser 3 Personen? Er hat in der That 7. Erstlich* Gott selbst; alsdenn das ewige Bild** von seinem Wesen: ferner die Göttliche Idee,*** die eine Menschheit ausrüstete: viertens: die Kraft,**** die man aus den Werken der Schöpfung sieht: ferner: die Kraft,† die der Menschgewordnen Idee beiwohnte: die Kraft, die die Schrift eingab,†† und Wunder that: und die Kraft,††† die uns durch die Taufe und Einwohnung mitgetheilt wird. Nun aber! weiß ich nicht, wie der Verfasser den 2. und 3. Unterschied für einerlei, und den 4 — 7. auch für einerlei halten kann? Daher, weil seiner Erläuterung

---

*) p. 15 und 20. **) p. 15. 21. 22. ***) p. 17 und 32—34. ****) p. 17 und 38 unten. †) p. 24. 26. ††) p. 34. 35. †††) p. 35. 36.

nicht 3 Personen zureichen, und er ihr nicht offenbar 7 geben will: muß er folgendes ungereimte sagen: der Sohn Gottes ist das Bild Gottes in seinem Geist, und denn auch (vielleicht im uneigentlichen Verstande) das Ebenbild Gottes in der Menschheit Jesu: der Sohn Gottes vor der Menschheit Jesu ist nach p. 17 von dem in der Menschheit unterschieden. Die Kraft Gottes in der Schöpfung, in der Einwohnung Jesu, in der Eingebung der Schrift, und in der Heiligung der Seele ist einerlei. Der Geist Gottes ist so in beiden Personen, und aus ihnen ein Ausfluß, wie alle Dinge in Gott und Gott in allen Dingen wäre u. s. w. Ausdrücke, die sich selbst wiederlegen. Der Sohn Gottes ist das selbstständige Wort, die selbstständige Weisheit, und doch auch ein Unterschied in Gott, der nicht für sich selbst besteht, sondern erzeugt wird; s. p. 17 und 21.

Elender Wiederspruch, und du sollst wider Deisten dienen? Wider Leute, die die feinsten Unterschiede machen, Weltweisheit bis zu ihren geheimen Gemächern verfolgen, nichts ohne Erklärung und Beweis annehmen, am wenigsten eine Biblische und Homiletische Erläuterung verlangen, und die Gnostische Schwärmerei allemal verabscheut haben. Für diese ist der Verfasser gar kein Mann!

* * *

Und ist er denn ein Sachwalter unserer Religion? da seine neue [1] unzusammenhängend ist? Das Wort Geheimniß (μυστηριον) bedeutet theils eine Sache, die wir nicht erklären können; oder zu der Apostel Zeiten eine Glaubenslehre aus dem innersten der Christlichen Religion, die den Heiden und Juden fremde war. Beidemal kann ein Geheimniß erläutert werden, d. i. man kann seinen Nichtwiederspruch mit der Vernunft zeigen, wenn es gleich nicht erklärt werden kann, d. i. wenn man gleich nicht die Uebereinstimmung selbst zeigen kann. Der Verfasser thut weder das erste noch das andre.

---

1) Es fehlt „Erläuterung."

Er will und kann keinen neuen Lehrbegrif vortragen, und wiederspricht doch dem alten; will erklären, und kann nicht unterscheiden; will erläutern, und schreibt unbestimmt. Da er nichts vorgetragen: so habe ich auch nichts neues sagen dörfen: will sich der Verfasser belehren: so wird er sichre Wege wissen.

Beschluß.

Alle die, so die Dreieinigkeit bisher haben erklären wollen: sind, wie mich dünkt, von dreierlei Gattung: ich will die erste die kirchliche, die zweite die Historische, die dritte die Philosophische Erklärungsart nennen.

1) Die kirchliche: Man sucht das Wort Geist aus der heiligen Sprache des A. und N. Testaments zu erklären; man bestimmt das Wort: Sohn Gottes aus dem Verstande der Hellenistischen Zeit. Die Machtsäzze Johannes erklärt man aus der Bedeutung der Platonisirenden Christen: die Ausdrücke des Briefes an die Hebräer aus der Allegorischen Denkart der Philonisirenden Christen: das Wort zeugen, erlösen, salben aus dem Redegebrauch der Kirche; man entdeckt die Metempsychosis der Begriffe, die nach jedem Zeitalter in einerlei Worten und Lehren gewesen sind u. d. m. Diese Erklärungsart sollte keinen Eifer gegen sich erwecken: sie fodert Gelehrsamkeit, Historische und Sprachenkenntniß, und einen Auslegergeist; daher kann sie wenigstens, wenn sie treu ist, Bauseräthe liefern. Und sollte der Gräber auch nicht eben den besten Gebrauch machen, oder die beste Erklärung treffen: so hat er es ausgegraben; und hat drüber gerathen: ein andrer erkläre und baue. Ich wünsche dieser Arbeit noch viel Hände in unsern Tagen.

2) Die Historische: Man hat in allen Religionen Spuren der Dreieinigkeit finden wollen; und hat daher vielleicht etwas überall [1] Tradition vorausgesezt. Die dies lezte nicht gethan, haben bemerket, daß diese Art der Dreieinigkeit vielleicht eine Personificirung der 3 Haupteigenschaften Gottes, der Macht, Liebe und Weisheit

1) „über alle"?

sey. Die alten Chaldäer und Egypter, Perser und Indianer, Scythen und alle ihre Colonien haben die heilige Zahl 3 in der Gottheit verehret, und der Mittelgott, sie mögen ihn Mithras oder Orus, Adonis oder Sommono = Kodom, Lamma oder Thor geheissen haben, ist jederzeit ein Ueberwinder des Bösen, oder Wiederhersteller der goldnen Zeit gewesen. — Man hat in dieser Art viele Beiträge, aber noch keinen allgemeinen Versuch, der gleichsam die vornehmsten alten Religionen vergliche, um aus ihnen die Geschichte des Menschlichen Verstandes, oder die Geschichte der Völker zu lernen.

3) Die Philosophische: Die zum Theil von der Historischen abhängt: da man in den 3 Personen Gottes die 3 Verhältnisse seines Wesens zu der Kreatur finden will: den Schöpfer, den zweiten Schöpfer, und den Erhalter der zweiten Schöpfung, die sich jede Nation nach ihrer Denkart gebildet hat. Daher ist vielleicht auch die Platonische Dreieinigkeit entstanden, weil man diesen 3 abgezognen Verhältnissen freilich die Flügel einer hohen Einbildung hat geben können. — Wenn sich ein Historisches und Philosophisches Genie daran wagte, diese 3 Erklärungsarten zu vergleichen; so würde man vielleicht den Grund vieler Irrthümer und der Wanderungen vieler Lehrsäzze erblicken; allein freilich bleibt dies das Werk eines Gelehrten, der für die Litteratur der Historie, der natürlichen und andern Theologie schriebe, und für Gelehrte schriebe.

Unser Verfasser, der ohne diese 3 Erläuterungsarten recht sicher erläutert, muß freilich einen frommen Zweck haben; allein die meisten Leser werden auch hinten auf sein Buch schreiben: „wenn du nichts bessers sagen kannst: so hättest du schweigen können!“

Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?

(Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766. X. Stück.)

„In dem Angesicht wohnet der Geist!" Diese Maxime ist seit den ältesten Zeiten gäng und gäbe gewesen: man legt sie noch jetzt im täglichen Umgange zum Grunde seines Urteils, und nur die scheinen daran zu zweifeln, denen die Natur selbst eine widrige Bildung gegeben; daher hält man ihre Einwendungen für partheiisch und behält den Satz, den man hatte: „in dem Angesicht wohnet der Geist!"

Ist diese Regel allgemein wahr: so hat die Mutter Natur uns freilich kein beßeres Empfehlungsschreiben an unsre Mitmenschen mitgeben können, als ein vortheilhaftes Gesicht — im Gegentheile aber sind wir beklagenswerth, wenn wir bei einer nachtheiligen Bildung des Körpers, nicht blos den Trost entbehren müßen, uns an der Seele schadlos zu halten, sondern auch den allgemeinen Verdacht gegen uns erwecken, „unser Geist tauge nichts," „unser Herz sey schlecht," warum? weil unser Leib, das Wohnhaus der Seele, so wenig reizet.

Alsdenn haben diejenigen zu triumphiren, die von der Natur durch ihren Körper geadelt sind; um den schönsten Geist kennen zu lernen, lerne man sodann den schönsten Körper kennen; man wird sich alsdenn nie irren, wann man sich nach diesem sichtbaren Merkmal des Geistes, und nach diesem redenden Zeugen richtet. — Alsdenn aber bleibt auch denen, die zu spät gekommen sind, da die Natur wohlgebildete Glieder austheilte, nichts übrig, als, wie es die Spartaner mit ihren häßlichen und schwachen Kindern machten, sich in den Fluß zu stürzen. Man gehe alsdenn in ein Hospital, oder zu dem Kahn des Charons, oder in seiner Mutter Leib, um noch einmal gebohren zu werden.

Ich halte es also nicht für ganz unnütz, diese Maxime, der man so sehr in seinem Urteil folgt, zu beleuchten, und einige

Beobachtungen, Schlüße und Beispiele über die Frage zu sammeln: ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?

Ich verspreche mir zu dieser Abhandlung viele Leser und Leserinnen: die Schönen werden mich lesen, weil sie ein schmeichelhaftes Ja auf diese Frage erwarten; die Häßlichen, weil sie sich einen Trost, und ein erbauliches Nein! versprechen. Die aber, so nicht schön und häßlich sind, wenigstens aus beiden sich nicht viel machen, werden allein meine unpartheiische Richter seyn können: — Zu der lezten Claße dörften also vielleicht nicht viele vom schönen Geschlecht gehören, wenn anders der große Frauenzimmerdichter, Gellert, Recht hat, wenn er sagt:

daß es beinah kein Mädchen gibt
die nicht den Putz und ihr Gesichtgen liebt.

Indeßen unterziehe ich mich auch dem Urtheil dieser partheiischen Richterinnen mit so viel Achtung gegen den Namen: „das schöne Geschlecht,“ daß ich beinahe geneigt wäre, ihnen zu Gefallen den Satz mit willigen Fingern, und noch willigerm Herzen zu unterzeichnen: „die Schönheit des Körpers ist allerdings ein untrüglicher Bote von der Schönheit der Seele!“ Allein zum Unglück erinnere ich mich, daß ein Richter und ein Philosoph unbestochen und unpartheiisch seyn, oder wenigstens sich so stellen müße; daher lege ich mein Gesicht in ernsthafte Falten, und fange meine Untersuchung an.

Die Alten, insonderheit die alten Griechen, hielten so viel auf die edle Bildung des Körpers, daß ihre Weisen, unter denen ich insonderheit Sokrates und seine Schüler, Plato und Xenophon nenne, dieselbe für ein Sinnbild Göttlicher Eigenschaften, und für Fußstapfen von der Gegenwart der Götter erklärten. Man findet im Plato ein Gespräch zwischen dem Sokrates und einem jungen Athenienser, dem Phädro, von der Schönheit, welches den Satz: „die Schönheit des Leibes ist ein Bote von der Schönheit der Geister,“ mit so edler Einfalt vertheidigt, daß mir Sokrates noch immer ein liebenswürdiger Weiser bleibt.

Man höre, wie Plato die Frage beweiset, über die ich schreibe: unsere Seelen, erzält er, sind aus dem Reiche der Götter heruntergesandt, entweder zum Lohn für ihre schon geübte Tugenden, oder zur Strafe für ihre Laster. Hiernach richtet sich ihr Schicksal in dieser Welt. Einer schönen Seele ward der Leib einer blühenden Mutter angewiesen; wo sie sich selbst aus dem zartesten Geblüt einen Körper bereitet, der durch seine Schönheit ihre Ehre, ihr angenehmes Wohnhaus, das Werkzeug, mit dem sie voll seliger Ruhe würket, und der Spiegel seyn soll, in dem sich ihre Schönheit offenbaret. Die bösartigen Seelen wurden hingegen in den Schoos Lasterhafter Mütter gewiesen; ihr Leib sollte ein dunkler Kerker, und ihr Antlitz der Spiegel seyn, in dem sich die schwarze Gemüthsart des Geistes abspiegelte.

Plato mag, was er sagt, beweisen. Ich, der das glückliche Gedächtniß nicht hat, zu wißen, wie meine Seele in den Körper gekommen, enthülle dies schöne Märchen, und finde in ihm den Kern folgender Wahrheit, die sehr zu meinem Satz gehöret: „in dem Leibe unsrer Mütter bekommt so wohl die Bildung unseres Körpers, als Geistes, ihre Form." Und hier muß also die Erklärung anfangen.

Es ist eine gar zu bekannte Sache, daß mit dem Geblüt der Eltern sich zugleich ihre Bildung und ihre Denkart in einigen Zügen fortpflanze. So wie es Familien gibt, die man beinahe ganz kennt, nach ihrem Gesicht und ihrem Gemüth, wenn man drei von ihnen kennet, so ist es noch bekannter, daß die Kinder ihre Eltern meistens in ihren Augen, vor ihrer Stirn, und in ihrem Gesichte tragen, dem Geist und der Bildung nach.

So wie man also Geschlechter und Racen von edlen und zugleich schönen Thieren ziehet, erhält, fortpflanzet, insonderheit dadurch, daß man sie für der Vermischung bewahret: so könnte ja auch das schöne und edle Geblüt unter den Menschengeschlechtern sich erhalten und gemeinschaftlich fortpflanzen. Hat es doch Völker gegeben, bei denen Adel des Geistes und Schönheit des Körpers beinahe ein unterscheidendes und allgemeines Merkmal ihres Cha-

racters gewesen; und gibt es doch noch Völker, bei denen die Schönheit und Häßlichkeit nichts seltnes ist, weil eine von beiden allgemein ist? Irre ich mich nicht: so habe ich diesen Einfall mit andern und weitern [1] Wendungen im Montesquieu, Montagne und Beaumelle gelesen. —

Jetzt sollte ich mich über die Fragen der Philosophen einlassen; ob unsre Seele mit dem Körper zugleich, wie eine Weinrebe, sich fortpflanze? wie ein Theil in den andern würke und so weiter; allein da diese Fragen noch immer zu den Geheimnißen gehören, und zu meinem Zwecke sich nur von der Seite nähern: so überlaße ich jedem meinem Leser diese Lücke in seinen Gedanken vollzufüllen, wie fern mein Weg auf sie stößt; ich aber fahre fort.

In dem Leibe der Mutter hänget die Bildung des Körpers und der Seele gemeinschaftlich von einerlei Dingen, Zufällen, oft Kleinigkeiten ab, und muß sich also ähnlich werden. Dieselbe Leidenschaft, die das Blut der Mutter in Gährung und Unordnung sezzt, macht den Leib des Kindes ungesund, und legt den Geist desselben in eine Falte, die nachher sehr vieles in seinem Charakter bestimmt. Ich will hier auf einzelne Fälle verweisen, die wir aber jetzt zu selten bemerken, weil in unsrer Zeit der gewöhnlichste Charakter der Bildung Schwachheit ist, Schwachheit an der Seele und im Körper. Dieselben großen Leidenschaften, die in ihrem höchsten Grad Mißgeburten hervorbringen, verursachen in einem niedrigern Maas die unregelmäßigen Bildungen, die in der Seele und im Körper beinahe stets parallel sind.

Wenn hingegen das Gewächs des Menschlichen Leibes, ohne einen Sturm der Leidenschaft, und ohne schwächende Stockungen des Bluts zu seiner Reife kommt, so hat die Seele, die in diesem freien Wohnhaus sich nach ihm bildet, eben einen Ort, sich in die Höhe und nach allen Seiten auszudehnen; und in einer Zwanglosen Ruhe samlet sie sich aus dem Schlummer ihres vori-

---

1) Im ersten Drucke: „weitere."

gen Zustandes zu den ersten sanften Empfindungen, die natürlich viele Folgen ihres neuen Lebens bestimmen.

Die alten Lacedämonier warfen ihre schwachen Kinder weg, weil sie auf eben so schwache Seelen schloßen, so wie allemal der Kranke kleinmüthig, und der Großmüthige auch in seinem Tode gesund ist. Sie thaten ohne Zweifel auch schon Politisch Unrecht; aber man kann ihren Fehler doch aus ihrer kriegrischen Verfaßung noch wenigstens erklären, da Stärke des Leibes über alles galt; wenn aber in unsern schwachen Zeiten Wegelin* ihre Stärke nachzuahmen sucht, und Roußeau** sich nicht sehr abgeneigt bezeigt gegen diese Kinderprüfung; so ist ja die Vergleichung unleidlich.

Indeßen haben sie doch bis auf den Punct recht: „schwache Körper geben schwache Seelen," und ich laße mir nicht entgegen ruffen: siehe diesen schwachen Mann; dies Gerippe und seine starke Seele; siehe diesen großen Mann, den ein Wind umwehen kan. — Ich gebe alles das zu, und sage blos: mein Freund! hat diesen die Natur schwach am Körper gebildet? und hat nicht statt der Natur die Kunst seinen Geist erhoben —? Dies ist die leichtste Frage, die schwerere würde seyn: was ist seine Größe? vielleicht eben eine Folge von der Schwachheit seines Geistes? und was ist seine Schwachheit des Körpers? vielleicht eine Folge von Fehlern, die blos der Starke thun konnte. Hier sprechen wir von Natur, nicht Kunst.

Im galanten süßen Gespräch hört und spricht man nichts als Ausnahmen; nach Ausnahmen und über Ausnahmen urtheilt man, um mit einem beständigen höflichen: „Aber im Gegentheil!" nichts zu sagen und auszumachen. Wer sich nicht blos die Zeit vertreiben will: schließt nach der Mehrheit der Fälle um aufs Allgemeine und Gewiße, wenigstens aufs Wahrscheinliche zu treffen.

Siehe jenen Mann, deßen starker Körper von seiner starken Seele zeigt: Einförmig ist der Umriß seines Körpers; in seiner

*) Wegelin über die Gesetzgebung des Lycurgus.

**) Roußeau Emile, Th. I.

Gestalt ist wohlgebildete Form, Freiheit in der Stellung, Macht in der Brust; die Leichtigkeit in den Beinen, die Stärke in den Schultern: so wird auch sein Geist seyn, der sich mit diesem Körper geformt hat. Siehe! Aufrichtigkeit ist in seiner Stirn; die Vernunft zwischen den Augen, die Gesundheit in seinen Wangen, die Lieblichkeit auf seinem Munde; sein männliches Feuer in den Augen: siehe! das ist der Spiegel seiner Seele.

Siehe dieses Frauenzimmer: und ihr schöner Körper ist muthmaßlich ein Sinnbild von der Schönheit ihrer Seele. Das sanft gesenkte Profil ihres Gesichts, die zarte Völligkeit ihrer Bildung, die geistige Natur in ihrem ganzen Wesen verkündigen einen eben so schönen Geist. Siehe! dieser wohnt in ihren Augen, auf ihrer Stirn, den Wangen, den Lippen. — Der Verliebte wird sagen: das sind die Augen der Pallas, die Stirn der Juno, die Lippen der Svada, die Wangen der Gratien, die Augenbranen der Venus — wir wollen alles das nicht sagen; aber daß ihr Körper nicht die Muthmaßung zu einer schönen Seele sey, wird auch der Kälteste nicht läugnen.

So ist also in diesem Betracht die Schönheit des Körpers mit der Schönheit der Seele verwandt; denn beides sind Zwillinge, die zusammen gebildet werden.

Wo die Natur also nicht schöne Körper hervorbringen kann: da sind auch die schönen Seelen fremde. Unter den Negers sind die Menschen nicht blos mit ihren Lippen, sondern auch am ganzen Körper, Brüder der Affen; und sinds noch mehr an Geist. Hume sagt: noch nie ist ein Genie unter ihnen bekannt geworden, und es ist bekannt gnug, daß sie die Affen für Menschen halten, die aus Faulheit nur nicht sprechen, um nicht arbeiten zu dörfen. Sie erkennen also ihre Verwandschaft selbst, die überdem aus Physischen Ursachen noch näher wird; kurz, dieselbe Natur, die ihre Köpfe bei der äussern Bildung zu früh aus der Hand warf:

Da ihre Form sich erst aus grobem Leim gebar:
die wurde auch bey der innern Bildung verdrießlich und warf sie fort:
Da zum Gehirn noch kaum der Kasten fertig war.

Ein gleiches gilt von den kalten Zonen: In Grönland sind Männer und Weiber nicht zu unterscheiden, weil sie gleich häßlich sind, und es ist bekannt, daß so wie die Form ihres Körpers kleinlicht und ungestalt ist, so ist ihr Geist auch eingeschränkt, abergläubisch, dumm und klein. Nur die mitlere Gegenden sind die Werkstäten der Natur, wo sie die Schönheit des Körpers und Geistes gemeinschaftlich zur Reife bringen, ausbilden und erheben kann.

Ein großer Mann unsrer Zeit, ja vielleicht der größte in der Känntniß der Alterthümer und der Antiken Schönheit, der Präsident Winkelmann* in Rom, hält Griechenland und Italien blos für Gegenden, wo die Natur das Schöne ganz und gar ausbilde: jenseit der Alpen gäbe es auch in den schönsten Gesichtern nur hingeworfene und halbvollendete Züge. Ich überlaße es dem genannten Abbt, diese Bemerkung gegen das schöne Geschlecht seiner Landesleute, der Deutschen zu behaupten. Mein Problem wird von seinem schönen Ideal nur so fern berührt, daß wenn unsre Nordliche Natur nicht die Schönheit der Körper völlig reifen kann: sie eben auch die Empfindung und den feinen Sinn an der Schönheit nicht reifen könne. Wir würden also gegen diesen Mangel der Schönheiten durch eine Unempfindlichkeit, und gewiße Nordische Strenge schadlos gehalten, die uns im ganzen mehr vortheilhaft, als nachtheilig seyn dörfte: nur so unbeträchtlich das lezte gegen die gepriesene Länder sein dörfte: so wenig würde auch das erste bemerkbar seyn.

In der Erziehung wird es bis auf eine gewiße Stuffe noch immer der Erfahrung gemäß, daß Körper und Geist in ihrer Bildung sich parallel bleiben. Die Amme, die das Geblüt des Kindes vergiftet, ändert oft seine ganze Bildung, und gibt dem Geiste deßelben oft eine Form, die man vielleicht nie ganz zurückbilden kann. Das Kind, deßen Mine des Gesichts, durch ein langwieriges, strenges und bittres Schreien sich verzerrt, und endlich diese Carikatur Figur in seine Züge einprägt, bekommt sehr

*) S. Geschichte der Kunst des Alterthums.

oft eine eben so widerliche und unumgängliche Wendung des Geistes. Jener Mensch, der sich von Jugend auf, durch eine unleidliche Verzärtelung, eine weibische Bildung gegeben: wird sicherlich eben den Geist haben. Dieser, deßen Körper sich nach einem baroquen Geschmack lange Jahre formt: hat seiner Seele wahrscheinlich eben diesen Geschmack mitgetheilt. Die Talepoinen und Fakirs in Indien, sehr andächtige Priestergeschlechter, tragen die heilige Betrügerei so gut in der gerunzelten Stirn, und in den niedergeschlagnen Augen, als im finstern und tückisch-gefalteten Herzen: die Heiligkeit wird ihnen, so wie den Marabutten in Africa erblich.

Unser Charakter des Körpers und der Seele bekommt im 20ten Jahre Haltung, und so wie man alsdenn seine Gesichtszüge schwerlich ändern kann: so hält es noch schwerer, der Seele anderen Schwung zu geben, und ihre Bildung zu verändern. Es sei denn, daß eine tägliche Mühe, eine große List, und ein unabläßiger Fleiß, große Zwecke auszuführen, die Natur überwindet. — Ich habe bis jetzt allgemein einen nahen Anschein von Möglichkeit gezeigt, daß die Schönheit des Körpers ein Zeuge von der Schönheit des Geistes seyn kan. — Jezt näher:

Das Wort Schönheit ist im gemeinen Verstande so schwankend, unbestimmt und vieldeutig, daß nicht blos Nationen, sondern auch einzelne Menschen, ein Ideal der Schönheit ihrer Einbildungskraft eindrücken, das vielleicht oft eine schöne Grille des Eigensinns wird, meistens aber eine Zusammensezzung von den Zügen ist, die auf uns einen Eindruck machten, als sich unser Geschmack formte und bildete. Von diesem ersten mächtigen Eindruck hängt, nach der Beobachtung des Montesquieu,* der verliebte Eigensinn ab, der hier ein kleines Lispeln, dort ein Grübchen auf dem Kinn, und hier ein kleines Blatternmal auf der Wange entzückend findet, weil es mit dem Idealbilde übereinkommt, das sich in unsre Phantasie von Anfange so gleich einwebte.

---

*) Ueber den Geschmack.

Indessen lassen sich, wenn wir den Geschmack des gemeinen Lebens durchsuchen, alle Urtheile vielleicht auf folgende drei Arten bringen. Der niedrigste Geschmack läßt sich an der blossen Völligkeit begnügen, und urtheilt höchstens nach Munterkeit und dem Anstrich der Wangen. Der feinere erhebt sich, um Regelmäßigkeit bis in den feinsten Zügen zu empfinden; der dritte ist auf die geistige Schönheit aufmerksam, die sich in den Augen, den Wangen und den Stellungen und Nuancen des ganzen Körpers entdecket. Wie fern sind diese drei Stuffen Zeugen von der Schönheit der Seele?

Die meisten Menschen sind weder schön noch häßlich, und diese große Mittelgattung dient gleichsam dem Ganzen zur Vestigkeit und erhält den Stamm der Geschlechter. Ein guter, nicht übelgebildeter Mann, der in der Welt ist, um zu thun und um zu genießen, der sein Thun selten bis zum Denken und sein Genießen selten zur feinen Empfindung erhebt: hält das für Schönheit, das zu diesen tüchtigen Zwecken bequem ist. Bei den Nationen, die das andre Geschlecht blos zu den genieß- und nutzbaren Sachen zälen, die ihre Häuser bevölkern und anordnen sollen: bei diesen gilt muntre Dauerhaftigkeit, die nur nicht widerlich ist, statt aller körperlichen Reize, und ein guter, gesunder Haus- und Küchenverstand statt aller Schönheit des Geistes. Man sagt, daß diese beide Gattungen von Schönheit also das erste Paar ausmachen sollen: sie sind beide nicht fein, aber stark und nützlich: denn das feine verraucht, oder zerbricht leicht.

Wenn diese erste Claße von Geschmack sich noch genauer erklärt: so findet sie die Schönheit in der Farbe: etwas, was zwar immer die Schönheit erhebt, aber nie sie ausmacht. So wie eine gewiße Sprache ein schönes und ein rothwangichtes Mädchen für einerlei hält: so wird eben dieselbe Sprache „Schönheit und gesezte Lebhaftigkeit des Geistes“ für einerlei halten. Ueberhaupt ist das weiße Teint ein Sinnbild der Unschuld, und die rothe Farbe ein Zeichen der Munterkeit; daher ist selbst bei dem schwarzen Neger sein Mädchen wenigstens Nußbraun, wenn es schön seyn

soll, und der weiße Gott ist bei ihm, ohngeachtet er ihn für fremde und seinen Feind hält, doch immer der gute Gott.

So wie ich gesagt, daß das blosse Teint, der Franzose mag es mit so vielen Namen benennen, als er will, er nenne es fraicheur, coloris, incarnat, vermeil u. s. w. nie an sich die Schönheit ausmacht: so verliertš eben hiedurch auch sein Recht, „ein Bote der geistigen Schönheit zu seyn." Die rothe Farbe bedeutet oft am Körper und Geist eine ungesunde Munterkeit: eine weisse Lilie verwandelt sich oft in eine gelbe, und noch öfter gehört sie zu denen, die da wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; sie sind da, sich in die Herrlichkeit Salomons zu kleiden.

Da der zweite Grad, die feine regelmäßige Bildung eigentlich die Schönheit ausmacht: so kann diese in sofern ein guter Bote seyn, daß sie einen eben so regelmäßigen Geist verspricht, der vielleicht stille, wie ein stilles Meer an einem Sommerabende, sanft, keiner großen Leidenschaft fähig, sie sey gut oder böse, kurz, eine Denkart und Herz verspricht, die ruhig, abgewogen und ordentlich sind. Die Gründe dazu sind vorher angeführt, nur daß sie freilich nichts mehr, als eine Muthmaßung, versprechen, und so wie ein gewißer Schriftsteller diese regelmäßige Bildung, wenn sie nicht durch geistige Reize belebt wird, eine Statuenschönheit nennt: so dörfte auch die Regelmäßigkeit des Geistes, die ihre Begleiterin seyn soll, ebenfalls die Anlage zu allem Schönen seyn können, aber sehr oft blos Anlage bleiben. So wie diese Bildung von Außen allein für das Auge ist: so gehöret sie auch von innen wo nicht unter die stumme, so doch unter die stille Reize, die ein geistiges Vergnügen nie stören, aber auch selten beleben werden.

Vielleicht steht es hier am rechten Ort, daß die grösten Männer meistens von unregelmäßigen Zügen gewesen sind, weil die Leidenschaft, die sie zur Größe erhob, zugleich frühe diese Bildung verursachte. Hingegen die schönen, süßen Herren, denen das Porträt ihres Körpers beständig ihre Seele ausfüllt, sind gemeiniglich auch nur geboren, sich mit dem Gedanken herumzutragen, zu nähren, zu ergözzen: ei wie schön bin ich doch! Julius Cäsar trug

zwar stets das Bild der Venus bei sich, deren Sohn er seyn wollte; allein er wird es meistens nur den Damen gezeigt haben; auf dem Römischen Rathhause, und in den 300 Schlachten, die ihn zum großen Mann machten, hat er wahrhaftig nicht dran gedacht, daß er auch ein schöner Mann sey — aber freilich nach den Triumphen desto mehr.

Die dritte und höchste Stuffe der Schönheit ist der geistige Reiz, die Anmuth und Gratie, die alles vorige belebt: und also auch das gröste Recht wahrscheinlich vor sich hat, eben den Reiz des Geistes anzukündigen. Personen von dieser Schönheit pflegen daher in beiden Geschlechtern, die schönen Künste und Wißenschaften zu lieben, für die Vergnügungen und Abwechselung geschaffen zu seyn; und aus einerlei Fülle des Herzens hier bei einem Trauerspiel, oder einem Oratorium zu weinen, dort bei einem Lustspiel und einem lebhaften Witz in der Gesellschaft zu lachen. — Dasselbe schmachtende blaue Auge, in dem jetzt eine mitleidige Thräne schwimmt, wird auch zur andern Zeit in Wohllust schwimmen können: dasselbe feurige Auge, das jetzt beherrscht, kann auch drohen; dieselbe süße Lippe, die jetzt mich entzückend läßt, wird sich auch für Verachtung erheben können, und der nette Fuß, der sich jetzt im Tanz so leicht hebt, so behende wirbelt, so sanft rauscht, wird mit derselben Leichtigkeit und Behendigkeit vor Unwillen rauschen und stampfen können. Dieselbe reizende Mine, die jetzt bezaubern kann, kann ein andermal mit eben derselben Leichtigkeit spotten. Und überdem: so wie das Sanfte sehr leicht ins Tändelnde ausartet: so geht dieser süße Reiz unvermerkt in eine schöne Artigkeit über, die man eine Coquetterie im feinen Verstande nennt.

Nun nehme man alles zusammen: wie ist die Schönheit des Körpers ein Bote von Schönheit der Seele? höchstens von der Schönheit, die Gesundheit, Munterkeit und Feuer im Denken, die ein empfindbares und Gefühlvolles Herz, die eine Anlage zur Moralischen Güte weißagt. Wer aber aus der Schönheit auf einen tiefen Verstand, auf eine starke und würklich Tugendhafte Seele schließen will, wird zehn falsche Schlüße gegen einen wahren begehen.

Daher darf auch das männliche Geschlecht sich um die Schönheit des Körpers nicht trostlos grämen: denn es macht nicht so wohl auf eine schöne, als auf eine starke, edle und große Seele Ansprüche, und sucht diese nur durch Schönheit zu erheben. „Wollt ihr mich nicht schön finden, so will ich euch zwingen, mich hochzuachten," so kann ein Mann sagen, wenn hingegen das schöne Geschlecht die noch sicherere Macht hat, daß auch der ernsthafte Mann sie wegen eines schönen Körpers und einer schönen Seele lieben muß. Ein Mann, der an Körper und Seele schön wie ein Weib seyn will, ist eben so unleidlich, als eine Henne, wenn sie kräht: bei ihm heiße es: „der Adel des Körpers zeige vom Adel der Seele."

Ueberhaupt bleibt dieses Kennzeichen nur noch immer wahrscheinlich. Sokrates hatte eine Bildung des Körpers, die einem Physiognomisten Gelegenheit gab, ihn vor den Lasterhaftesten auszuschreien. Sokrates Zuhörer pfiffen ihn aus; aber ihr Lehrer gab ihm Recht: „das alles wäre ich geworden, wenn mich nicht die Weisheit gebeßert hätte." Und freilich hat man zwar Kraft und Gelegenheit gnug seine Seele, nicht aber seinen Körper umzubilden.

Im Gegentheil aber kann auch ein Betrüger und eine Betrügerin so sehr den Reizen der Natur, durch lange Uebung und Mühe nachäffen, daß endlich der Trugschluß entstehet: dieser Pfau ist so schön, wie schön wird er singen? Diese Nachtigal singt so schön, wie schön wird sie schmecken?

In seiner Einschränkung würde also unser Problem heißen: „die Schönheit des Körpers (Regelmäßigkeit und Grace) ist ein wahrscheinlicher, aber nicht untrüglicher Bote von der Schönheit der Seele, wenn diese nicht würkliche Größe und Moralische Güte, sondern nur eine leichte und fühlbare Anlage dazu bedeutet.

Ich würde hier schließen können, wenn ich nicht einige Folgerungen hinzusezzen wollte, die das gesagte mehr zur gewohnten Sprache des gemeinen Lebens zurücksezzen.

„Der Schluß aus dem Gesicht auf das Herz" ist immer trüglich, und sollte nie gehöret werden. Unsere Gesichtszüge bilden sich in den Jahren der Jugend, da uns unser Herz noch wenig selbst überlaßen ist, und sollte also auch eine nachtheilige Uebereinstimmung zwischen beiden sein: so hat ein Menschenfreund lieber die Entschuldigung fertig: „da dieser sich in seine Gewalt bekam: so wird er ja seine Moralität haben umbilden können: allein sein Gesicht war schon geformt: warum soll der Arme einen Nachtheiligen Schluß zum Voraus erwecken, durch etwas, das nicht in seiner Gewalt stand, zu ändern?"

Der Schluß von dem Gesicht auf die würkliche Geschicklichkeit, Größe und Stärke des Geistes ist auch noch trüglich. Das Vortheilhafte der Züge kann höchstens nur Anlage und Fähigkeiten zu dieser Größe weißagen; ob aber die Anlage ausgeführt und zur Vollkommenheit erhoben wurde, ist ganz was anders. Der Dumme, der etwas seyn will, gibt sich eben mit vieler Mühe die wichtige Mine eines Gelehrten, Klugen, Lebhaften und Tiefsinnigen; da die gröften Leute gemeiniglich in ihrem Gesicht, Mine und Anstande, so schlecht und recht sind, daß ihre schöne Seele wohl nicht im schönen Körper glänzen will.

Aber von natürlicher Fähigkeit, so fern sie nicht erworben ist, von einer natürlichen Empfindbarkeit, die aber damit noch nicht Moralische Tugend geworden; von der Art der Erziehung und von dem, was man gerne seyn will, davon kann die Mine zeigen, kurz von dem Charakter der Seele, insonderheit im Umgange, wenn ich das Wort Charakter nur in dem leichten Französischen Sinn nehme, da es weder die ganze Denk= und Gemüthsart, sondern nur die unterscheidende Wendung beider Stücke bedeutet. Da die Franzosen nun insonderheit durch ihre Cultur des Umganges aufmerksam sind, die Seele in den Nuancen des Körpers gleichsam zu erhaschen: so druckt auch ihre Sprache diese Worte, „wie die Seele durch den Körper spricht," sehr fein aus. Im Deutschen wird es schwer seyn, ein air sombre, morne, contraint, gauche, soucieux; ein visage blafard, rébarbatif, refrogné, opilé

und rechigné; eine prude, bellâtre, precieuse, coquette, grimaciere, minaudiere; einen petit-soin, musard, bavard, folâtre u. dgl. ohne Umschreibungen mit einem Zuge zu bestimmen.

Ueberhaupt findet unsre Einbildungskraft in den Gesichtszügen mehr, als die Natur meistens in sie gelegt hat, und meistens so viel, als man finden will. Wenn ein verliebter Petrarch in den Augen seiner Laura so viel merkwürdiges findet, daß er einige Bücher voll Sonnette schreiben kann: wenn Winkelmann auf den Flügeln seiner Einbildungskraft, in der Statue des Apollo im Belvedere zu Rom so unendliche Schönheiten geistiger Gottheit findet, daß er sich bis zur Entzückung erhebt: so muß man einem, der in dem Körper andrer so viel Geist, so viel Schönheit der Seele wahrnehmen kann, Glückwünschen, und ihn nicht irre machen. Jeder urteilt nach seinen Augen, und warum will ich den andern vom süßen Traum aufwecken, wenn dieser ihn vergnügt?

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstkantate.

Vorläufige Abhandlung, die den Gesichtspunkt dazu bestimmet.

(Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766. XII. Stück.)

Wir gehen einem Fest entgegen, das der Einweihungstag der Kirche Jesu heißen kann, und in mehr als einer Absicht feierlich, herrlich und ehrwürdig geworden ist.

Der Erlöser war seit 50 Tagen in den Augen seiner Feinde für tod, für unterdrückt, für überwunden gehalten: die Fabeln von seiner Entwendung aus dem Grabe schienen Bestätigung zu finden, da er sich nicht mehr zeigte, und selbst seine Schüler und Zeugen sich den Augen der Welt verbargen, und in verschloßne Gemächer flohen. Ohne Zweifel jauchzte die Synagoge in Jerusalem schon: Triumph! er ist verschwunden! seine Bekenner zittern! Nie soll er uns wieder zu schaffen machen.

Selbst die Jünger Jesu wurden kleinmüthig und voll Zweifel: „Wie? Er hat uns bald seinen Geist versprochen? Er hat sich „in die Wolken geschwungen, um uns vom Vater Trost zu sen- „den? Wo bleibt der Tröster? Unsere Verlegenheit steigt aufs „höchste! die Feinde jauchzen, und siegen! Wir müßen sehen und „seufzen und schweigen, — oder soll es mit seiner Sendung und „Wundern gar ein Irrthum gewesen seyn? Ist er in den Wol- „ken verschwunden? oder sizt er oben zur Rechten des Vaters, wie „er uns gesagt hat, und kan uns vergeßen? — Unser Lehrer, „Freund und Bruder — nein, unmöglich kan er uns vergeßen."

Eben war ihr Kampf der Seele aufs höchste gestiegen: und die Hülfe kam! der Geist erschien, und machte die Religion Jesu mit einemmal vor den Augen einer kleinen Welt glänzend und prächtig. „Die unwißende Galiläer sprechen gelehrt: die stummen „Jünger werden beredt und Wortvoll; es flammt das Bekänntniß „aus ihrem Munde. Die Zitternde und Furchtsame werden kühn, „um einem versamleten Jerusalem zu sagen: den Herrn der Herr- „lichkeit habt ihr gekreuzigt. Die Ohnmächtigen thun vor den „Augen der Welt Wunder: sie reden ungelernte Sprachen: sie „geben andern die Gabe der Sprachen, die Gabe der Wunder — „Wenn das ein Irrthum, wenn das ein Betrug, wenn das eine „Trunkenheit ist: Himmel! so kan niemand mehr seinen Sinnen „und seiner Vernunft trauen."

Nun fing sich die neue Herrschaft Jesu an: denn sein Bote war da, der ihn in seinem Glanze zeigte. Von ihm begeistert, reden die Apostel der ganzen Welt das Wort von Jesu; von ihm durchdrungen, zeugen sie vor Königen und Fürsten freimüthig; von ihm gestärket, trotzen sie den Drohungen und Qualen, den Ketten und den Marterpfälen: von ihm getröstet, umarmen sie den grausamsten Märtrertod mit Entzücken, als ihren Freund, der sie Jesu ähnlich macht. Ein redlicher Mann, der sein Zeugniß mit Blut und Tod besiegelt, verdient der nicht Glauben? und hier zeugen Schaaren redlicher Männer.

Die Lehre des Geistes siegt, wohin sie dringt, und die 3000 Bekehrte des Pfingstfestes sind blos die Erstlinge von ganzen Völkern und Nationen. — Wenn die Feinde der Religion die schnelle Fortpflanzung der Lehre Mahomets, der Ausbreitung unsrer Kirche entgegen sezzen: so sieht jeder, daß sie blind seyn wollen. Mahomet bekehrte mit Feuer und Schwert: die Apostel nicht mit Menschlichen Waffen, sondern mit Beweisung des Geistes und der Kraft: jener machte seine Religion zum Mischmasch aller Religionen, um sie bei einer jeden einzubetteln: die Christliche Lehre sprach dem Jüdischen und Heidnischen Aberglauben auf einmal Hohn, sie hatte das Interesse der Priester, und die Macht einer eingewurzelten Gewohnheit, sie hatte den weltlichen Staat und den abergläubischen Privatmann wider sich, und siehe! sie siegt! — Mahomet nahm die Schoossünden seiner Gegenden in seiner Religion auf; die Lehre Jesu raubte der Welt ihre zärteste Lieblingslaster und doch siegte sie. — Jene wuchs durchs Schwert; diese wie ein Palmbaum unter dem Druck der Tyrannen. — Noch in zehn Gesichtspunkten ist zwischen beiden ein Himmelbreiter Unterschied.

Auch für uns ist das Pfingstfest ein Freudenfest, da das Wort des Geistes selbst bis in unsern Nordischen Winkel der Erde gedrungen, und uns eine reinere Erkänntniß, eine geläuterte Moral und heitere Aussichten in die Zukunft zugebracht hat. Wer die Blindheit und das Elend der Heiden, auch nur aus Alterthümern oder Reisebeschreibungen kennet; wird es mit der tiefsten Verehrung erkennen, was die Christliche Religion für den Staat und für die Wißenschaften, für das Wohl der Bürger und für das Herz der Menschen für eine Glückseligkeit sey.

Ja da die Haushaltung Gottes in seiner Kirche noch bis jetzo fortdauret: so wird die Sendung des Geistes dem Anbeter Jesu noch schäzbarer. Nicht Wundergaben, nicht fremde Sprachen; aber Licht in der Seele, Trost und Kraft im Herzen; das sind noch jetzt die Würkungen des Geistes, der im Leben unser Beßerer und im Tode unser Tröster seyn muß.

* *
*

Dies ist der allgemeine Christliche Gesichtspunkt der Wahrheiten, die dem folgenden Gedichte zum Grunde liegen; jezt erlaube man mir, einige meiner Leser gleichsam auf die Seite zu führen, und ihnen einen andern anzuweisen, in dem ich als Dichter gelesen zu werden wünsche.

Wenn irgend eine Materie auf allen Reiz der Dichtkunst und der Musik Ansprüche hat: so ists die Religion. Wir müßen uns schämen, wenn wir Griechen und Römer lesen; wie sehr sie ihre Mythologische Fabeln durch Dichtkunst und Musik verbrämt haben — und Wir bleiben nach, da unsre heilige Religion uns die prächtigsten Sujets, die wunderbarsten und rührendsten Begebenheiten mit so hellen Farben schildert, daß Poesie und Tonkunst nur von ferne stehen, zitternd nachahmen und ihre Versuche zu den Füßen der Offenbarung legen müßen.

Ferner: Die Kantate ist so sehr in dem Innersten der Poesie und unserer Empfindung gegründet, daß ich eine glückliche Kantate unter den übrigen Dichtarten gleich nach dem Heldengedicht und dem Drama sezze. Wenn in den Recitativen eine Begebenheit mit allen Farben der Dicht- und Tonkunst gemalt wird; wenn die Arie es erreicht, Empfindungen und Gespräche des Herzens in aller Stärke auszudrücken; wenn Chöre und Choräle diese Empfindung der Brust darauf zu einem vollen Bekänntniß des Mundes erheben können: so wird, wie ich glaube, das Ganze einer Kantate, wo alle diese Stücke nach Symmetrie und Eurythmie zusammengesezt sind, doch gewiß ein Poetisches Genie fodern, das mehr als Verse machen und Reime zälen kann; das so wohl den Pinsel des Malers, als die Sprache der Empfindung; so gut den Wohlklang der Dichtkunst, als der Musik in seiner Gewalt haben muß. — —

Ramler hat die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu unnachahmlich besungen; aber die Sendung des Geistes nicht! Sollte dieser Gegenstand nicht auch der Musikalischen und Poetischen Muse würdig seyn?

Lieberkühn hat ihn besungen; aber Lieberkühn? Wenn ich meine Leser erinnere, daß dies der Uebersezzer ist, der uns den Griechischen Theokrit, Moschus und Bion, den Lateinischen Virgil und den Französischen von Bar im Deutschen verhunzt hat; daß er der wizzige Autor der Arzeneien, und jener schale Seelenschläfer in den Erweiterungen der Erkentniß und des Vergnügens ist: so wird ihnen wohl nicht sehr nach seiner Kantate verlangen. Ich habe sie vor einigen Jahren in den Sittlichen Gedichten gelesen, aber so, daß ich sie jezt nicht noch einmal habe lesen wollen, weil seine Sprache der Empfindung meistens Non-sens und sein Musikalisches eine Häufung von harten Sylben, von L. M. N. R. und sonst wenig mehr ist.

Da Deutschland an Tonkünstlern bereits Italien und Frankreich übertrift: so sollten seine Dichter auch der Tonkünstler würdig werden, und den Vorwurf: „Deutsche Härte, rauhes Ohr der Deutschen!“ entfernen. Allein wenn Brokes einen Telemann, Ramler einen Graun, Zachariä einen Fleischer und Clodius einen Hiller verdient hat: so dörften noch immer Tonkünstler seyn, denen Kantatendichter fehlen.

Da das gegenwärtige Blatt meistens blos für unsere Gegend bestimmt ist: so ist die folgende Kantate zufrieden, wenn sie nur den Beifall der hiesigen Kenner der Tonkunst und insonderheit eines Müthels erhält, den auch auswärtige Gegenden in seinen Kompositionen schäzzen. Ja da der feine Musikalische Geschmack überhaupt an unserm Orte blüht, so würde ich mich freuen, wenn ich eben durch das Gefallen auch erbauen könnte!

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstkantate.

Chor.

Herr! wie lange
Willst du unser
So gar vergeßen?
Daß unsre Feinde jauchzen können:
Wo ist nun euer Gott?

Recitativ.

Hat Jesus seine Waisen ganz verlaßen!
Ihr Busenfreund,
Der oft um sie, und nie um sich geweint,
Der ihnen Trost und Retter in Gefahr,
Und Rath und Lehrer war;
Hat er denn seine Brüder ganz und gar
In ihrer Angst verlaßen!
Der bang von ihnen schied, um ihnen Trost zu senden,
Um den sie zärtlich weinen,
Nach deßen Trost sie winseln,
Um den sie zittern müßen: kann er sie,
Die Tauben, die ihm girren, kann er die
Des Geyers Klaun, der Feinde Händen
Grausam überlaßen!
Nein! Menschenfreund! das kannst du nie!

Arie.

Siehst du nicht von Gottes Rechte?
Deine Brüder, deine Knechte
Zittern, schmachten mitleidswerth!
Bist du in der Luft verschwunden?
Freund! sind deine Heldenwunden
Nicht mit Sonnenglanz verklärt?

Drum so schau von Gottes Rechte:
Deine Brüder, deine Knechte
Zittern, schmachten Mitleidswerth!

Recitativ.

Doch wie? — Welch Donnerlautes Brausen füllt
Das Haus, wo sie verschloßen zittern!
Ist Gott in diesen Ungewittern?
Er ists! Jehovah's Geist in Flammen eingehüllt:
Er ists? Seht! Ihre Zungen flammen!
Ein Volk aus hundert Völkern stürzt zusammen,
Und staunt! „Wie? Fremde Sprachen sprechen sie?
„Die Stumme, Zitternde, Stammlende, die?
„Wie? trunken? — trunken sind sie nie!
„Hört ihr nicht? Unsre Sprache fließt
„Verschönert von der Galiläer Munde!
„Sie singen! jauchzen! unaussprechlich sprechen sie —
„Die Stumme, Zitternde, Stammlende, die!"
Mit Millionen fremden Zungen
Wird Gott der Höchste — und wie hoch! — besungen.
O staunt und jubelt. Göttlich ist
Diese Wunderstunde!

Arie.

Singt Stumme! denn die Stummen singen!
Frolockt ihr Blöden! Blöde schwingen
Zu Gott hoch ihren Jubel empor!
Auf! werdet mit ein Chor!
Triumph! die Hoffnung ist erfüllet!
Der Geist ist da! die Furcht gestillet
Der Herr ist König! er ist dein!
Du wirst sein Reich, o Erde seyn!
Ein Himmel wirst du seyn.

Singt Stumme! denn die Stummen singen!
Frolockt ihr Blöden! Blöde schwingen
Zu Gott hoch ihren Jubel empor!
Auf! werdet mit ein Chor!

Tutti.

Gott gießt seinen Geist
Ueber alles Fleisch!
Söhn' und Töchter weißagen,
Und Greise sehn Gesichter!

Recitativ.

Ich seh! ich sehe schon! die Boten Jesu fliegen
Voll Muth in alle Welt! — und kriegen
Mit Gözzen, — Lastern — Nacht! — und siegen
Wohin ihr Geist des Mundes dringt!
Ihr Busen wallet! — Blut und Seele ringt
Blut, Seele, Leben ihrem Herrn zu weihen!
Ihr Mund entbrennt von heilger Glut,
In Millionen Herzen Glut zu streuen!
Ich seh! ihr Geist wird Geist und Muth!
Ich seh: vor ihnen sinken schon Altäre
Und Gözzentempel: und die Heere
Der Priester heulen: und Neronen
Erblaßen wütend: und die Thronen
Der Laster krachen, fallen, stürzen! Und die Nacht
Der Welt wird Tag, und Licht und Pracht.

Terzett.

1. Lang seufzten wir in dunkeln Hainen:
„Wenn wird uns Licht und Sonne scheinen?"
2. Lang bebten wir in Lasterketten:
„Wenn kommt ein Retter, uns zu retten?"

3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
„Tod! komm! du Trost, für dem wir beben!“

1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
1. Licht und Sonne
2. Ruh und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud und Leben

1. Jetzt wandeln wir, und fallen nicht:
Jehovah's Geist giebt Licht!
2. Und führen mit den Lastern Krieg:
Jehovah's Geist giebt Sieg!
3. Und eilen froh zum Himmel zu:
Da lohnt er uns mit Ruh.

1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
1. Licht und Sonne
2. Ruh und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud und Leben

1. Lang seufzten wir in dunkeln Hainen:
„Wenn wird uns Licht und Sonne scheinen?“
2. Lang bebten wir in Lasterketten:
„Wenn kommt ein Retter, uns zu retten?“
3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
„Komm, Tod! du Trost, für dem wir beben!“

1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
1. Licht und Sonne
2. Ruh und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud und Leben

Choral.

(Melod. Komm! heiliger Geist!)

Du heilige Brunst! süßer Trost!
Du hilfst uns frölich und getrost
In deinem Dienst beständig bleiben:
Daß Trübsal nie uns abtreiben.

Herr! deine Kraft mach' uns bereit
Und stärk der Seele Mattigkeit,
Daß wir mit dir hier tapfer ringen,
Und einst im Tode zu dir dringen. Hallelujah!

Cavate.

Und ist denn uns der Geist versagt?
Versagt ein Vater seinen zarten Kindern
Die gröste Bitte? Und wer wagt
Des besten Vaters Huld zu mindern?
Du fühlest ja dein Herz oft mächtig schlagen;
Wenn du auch halb den Frevel schon gewagt.
Du hörest es ja laut zum Richter klagen;
Selbst wenn es niemand wagt.
Denn schmilzt dein harter Sinn
Oft unerwehrt vor Gott in Schaam und Thränen hin!
Sieh! Das ist Gottes Geist, o Bösewicht!
Der in dir spricht!
Und du, o zarte Seele! fühlst du nicht?
Von Kampf und Flehn und Sorgen müde
Oft in dir auf einmal des ganzen Himmels Friede.
Und fühlst alsdenn so schöne, warme Triebe
Zur Menschlichkeit und Tugendliebe:
Bis schnell dein Geist
Sich über Staub und Welt zu Gott und Himmel reißt:
Und schmeckt — und schmeckt — was du nur weißt,
Der es genießt! — Sieh! das ist Gottes Geist.

Choral.

(Melod. Straf mich nicht in deinem Zorn.)

Geist der Gnade! laß mein Herz
Stets bei Fehlern schlagen;
Doch laß im Gewißensschmerz
Es auch nicht verzagen:

Schaff in mir
Seelenzier,
Edle Tugendtriebe
Edle Christenliebe.

Chor 1.

Welche der Geist Gottes treibt,
Die sind Gottes Kinder.

Choral.

Geist des Trosts! der Unschuld Pfand!
Ruf in unsre Seelen
Wenn uns Zweifel, Unverstand,
Und Gewißen quälen!
Denn ruf du
Himmelsruh
In die matte Seele
Daß sie sich nicht quäle.

Chor 2.

Der Geist gibt Zeugniß unserm Geist,
Daß wir Kinder Gottes sind.

Choral.

Geist des Flehens! lehr mein Herz,
Unaussprechlich beten,
Und wenns einst im lezten Schmerz
Bricht mit tausend Nöthen;
Geist der Ruh!
Denn wollst du
Mächtig mich vertreten!
Mächtig in mir beten!

Schluß-Chöre.

1. Wenn wir nicht mehr beten können,
Vertritt er uns aufs beste!
2. Und ruft in unsern Herzen
Mit unaussprechlichen Seufzern:
1. 2. Abba! lieber Vater!

Aus den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen auf das Jahr 1764.

(30tes Stück. Den 14. May.)

Berlin.

Dithyramben, mit dem Motto: quo me, Bacche, rapis tui plenum? bei F. W. Birnstiel, 5 Bogen in 8. Der Herr Prof. Willamovius in Thorn übergiebt hier ungenannt der Welt eine Sammlung von zehn Gedichten, die viel Schönes und unter den Deutschen würklich Besonderes liefern. In einer Bogenlangen Vorrede zeigt er uns die Zuschnitte zu seinen Dithyramben; aber die Umkreislinie seines Planes deucht uns, ohne daß wir uns über die Zulänglichkeit seiner angeführten Quellen von den Griechischen, einlaßen, hin und wieder Lücken und Krümmungen zu haben. — Der Charakter des alten Dithyramben war freylich eine rasende Begeisterung der Bacchanten, die vom Blitzstral des Weins getroffen, die Geburt und Thaten* seines Erfinders mit brausendem Munde sangen. Doch wenn der Herr Prof. nachher diesen Enthusiasmus durch „die erhabenste Lyrische Poesie, die kühn an Meta„phern, voll an Worten, ungewöhnlich in der Ordnung ist" bestimmt: so scheint alles dieses den Dithyramben noch so wenig von dem Lyrischen zu unterscheiden, daß vielmehr viele Pindarische, ja gar manche Horazische Oden sich in diesen Kreis einfinden würden. Und wie groß muß nicht der Unterscheid gewesen seyn, da Aristoteles ausdrücklich eine von den Hauptarten der Poesie daraus

---

*) γενεσιν Διονυσȣ nennt es Plato.

macht, weil er diese in die Epische, Dramatische, Lyrische, und Dithyrambische eintheilt: da ferner noch Cicero die letzten beiden unterscheidet, so, daß ihre ganze Aehnlichkeit vielleicht blos in der Musik bestanden. Das wahre Dithyrambische sinkt vielleicht, um seine Höhe zu erreichen, unter allen Poesien am tiefsten zu dem Sinnlichthierischen herunter; es redet fast allein vor Auge, Ohr und Geschmack, immer vor die Affekten, wenig vor den Verstand und nichts vor die Vernunft. Da es überdem nach des Proklus Zeugniß einen wütenden Tanz ausdrücken soll, so verhält es sich vielleicht zu allen jenen von dem Autor angeführten einseitigen Zeichen, wie Sache zu Bild, und Körper zur Fläche. Bemerkt er aber dies Handlungsvolle der Alten nicht: so vermisset man auch in jedem Ganzen seiner Gesänge den Faden, den innerlich der Wein, äußerlich der Tanz webt und leitet. Man sieht nicht das Melodische Gemälde, worin die Wechselsweise Zusammenstimmung der Töne nur eine Symmetrie der Linien, und die einzelne Harmonie nur ein Punkt der Schönheit ist — — Den Pindar will er uns zwar nicht ergänzen; sich doch aber mit ihm messen, und das an Horazens Maasstabe:

Seu per audaces noua Dithyrambos
verba devoluit, numerisque fertur
lege solutis! —

Allein eine Nacheiferungsode, wie die gegenwärtige des Horaz, mißt die wohl Pindarn anders, als an der Kluft, die die Griechische Dithyrambe und Römische Ode trennte? Wird sie also die ganze Dithyrambe, genau, oder wenigstens für Deutsche zulänglich bestimmen, deren Lyrischer Originalcharakter gewiß nicht die Römische Ode ist. Und freylich, wenn man ein verlornes unnachahmliches Gemälde aus einem freyen Portrait frey nachzeichnet: so sieht dies Bild gewiß den Eltern ähnlicher, als den Voreltern; und unser Dichter ist vielleicht mehr Horazisch als Pindarisch, wenn man schon diese zwey völlig ungleichartige Dichter zusammenpassen soll. Denn was sagt Horaz von Pindars Odenquell; und warum

gab es in der Römischen Sprache keine Griechische Dithyramben? ob sie gleich auf der einen Seite den Vater Bacchus, auf der andern die rasende Salier und Galler hatten, von denen Catull in seiner Berecynthia einige Züge, (vielleicht von einer Römischen Dithyrambe) giebt. Füglicher könnte man, da in allen Enthusiasten einerley Ader raset, den Dithyramben aus der Cassandra des Lykophrons, und den ältesten Morgenländischen Dichtern ersetzen. — — Der vorige Maasstab aus dem Horaz wird darauf (p. 7) in 3 Zolle getheilt; allein immer fehlt das Tanzmäßige, sinnliche διθυραμβωδες. Die Dithyrambische Kühnheit kann vielleicht nicht von allen großen Gegenständen z. E. dem Erstaunensvollen, hergenommen seyn: da ein Bacchant, er mag nun, wie ihre Erfinder, vor dem bäurischen Weinkrug sitzen, oder vor dem Altar ein Cyklischer Tänzer seyn, nicht jeden Schritt mit offnem Munde staunen kann. Ist also die Wahl der Plane, die blos Bewunderung ausdrücken sollen, nicht Undithyrambisch? Was geht einem Säufer die Belagerung Wiens, die Abreißung Siciliens an? und wie viel leichter hätte der Dichter die übrigen ebenfalls noch entfernte Gegenstände von der Seite des Bacchanten ansehen können? — Bey dem zweyten Punkt, der Schreibart, muß sie nicht blos harmonisch voll rauschen, sondern melodisch herabrauschen, nicht über Stock und Stein rasseln, und alle drey Worte auffahren: *de*uoluantur könnte man sagen, wenn man wörtlich seyn wollte. Vielleicht wäre auch drittens die Versart des Verfassers, die sich nach den Oden des Pindars richtet, nicht blos zu mühsam, blos Lyrisch und Undithyrambisch, sondern dem Dithyramben völlig entgegen; wenn er sich nicht hernach selbst weitläuftig drüber entschuldigte, und also das geleistete lieber messen als wägen lassen wollte. In allen ihren Theilen soll diese Sammlung ein Ganzes ausmachen, und durch Verbindung der Handlung, des Ortes und der Zeit wäre dies leicht, und alsdenn freylich schön gewesen. Allein hier ist ja bey wenigen Stücken kaum der einzelne Standpunkt bemerkt, oft vergessen, und noch öfter verfehlt, den doch Pindar, in seine Oden sogar, recht sorgfältig und oft vielfach ein-

webt: so daß ein neuerer Vergleicher* der alten Lyrischen Stücke einzig und allein darin des Pindars innern Charakter setzt. Es sey dieses letzte oder nicht: so mußte doch jeder Dithyrambe eben daher, und nicht aus dem nüchternen Evan! Evoe! sein Leben hernehmen. Ja kann es wohl ein Bacchisches Ganze seyn, da dieser kaum zweimal wesentlich, sonst müßig oder gar widrig erscheint. So taumelt in dem zweyten Stück die Mänade vom Wagen des Evans in die Kindheit der Welt zurück; sieht Aetna und Riesen, (vielleicht aber nicht mit Weinglühenden Augen) und vergißt sich endlich zu fragen: „Welch ein Streit, o Liber!" Dieser den Augenblick Aeonenweit entfernte, muß hier noch im Wagen sitzen; und als er ihn gleich drauf im Löwenpanzer von ungefähr sieht: so erinnert er sich, daß Zevs Gewitter geredet habe, und Bacchus, der damals so kriegerische Bacchus verschwindet. Wie schlecht ist hier die Ideale mit der sinnlichen Gegenwart verwechselt? — Die Noten charakterisiren weder einen Dithyramben Dichter, noch Leser. Pindars Sonnenadler flog nicht Stoßweise und dorfte nicht immer nach gutem Winde auf seine Flügel heruntersehen; und rasende Griechen wollten nicht jeden Takt eine Predigt hören. — Ueberhaupt, wenn die Nordische Deutsche nicht zur Dithyrambischen Empfindung zu kalt, zu ihrem Gesange von zu schwerer Zunge, und zu ihrer Musik gar zu eintönig sind: wo ihre Stimme: Evan! nicht blos ein Geschrey des schweren Straußes wäre: ich will zur Sonne hin! — so müßte wenigstens ihr Dithyrambe am Gegenstande, Art der Empfindung und Ton des Ausdrucks ihnen völlig eigen, und ihr Arion, der vielleicht irgend in einem wohllüstigen Corinth aufstünde, ein besonderes Original seyn: (so wie die Griechen die Fähigkeiten nach der Dithyrambischen Seele bestimmten, und das Sprichwort brauchten: *Διθυραμβοποιων νυν εχει ελαττονα*) — — — Doch alles dies sind blos Flecken des Dithy-

*) A. F. Rückersfelder Comment. de canticis sacris ex genio Pindari in Sylloge Comment. et obseruat. Philol. Auentriae 1762, 8vo.

rambensängers, nicht des Dichters überhaupt, und möchten auch nicht die Mänaden, die er im 10ten Stück verläßt; so wollen wir doch, zu denen er zurück kehrt, ihm zuklatschen, und statt des alten Dithyrambischen Preises, ihm zu seiner Daphne, mit der er davon eilt, Glück wünschen! Kosten in der Kanterschen Buchhandlung allhier wie auch in Elbing und Mitau 1 fl.

Aus den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen auf das Jahr 1765.

(64tes Stück, den 12. August.)

Rostock und Greifswald.

Röse verlegt: Herr Prof. Mallets Geschichte von Dännemark, aus dem Französischen übersetzt, erster Theil.

In mehr als einem Gesichtspunkt kann der Recensent dieses Werk als ein Originalstück mit einem weißen Stein empfehlen. — Die Liebhaber der Geschichte bekommen hier den Anfang einer Arbeit, die als Nachbarin und Nebenbuhlerin, der vortreflichen Schwedischen Reichsgeschichte des Olof Dalins nacheifert, und Hollbergs Dänische Geschichte an Genauigkeit, an Würde des Vortrags, und an Vollständigkeit weit übertrift. Herr Prof. Mallet wil sich wider die Gewohnheit seiner Landesleute durch Fleiß, und durch Fleiß den er auf eine Barbarische Nation wendet, verewigen; und man erkennt an ihm in der eigentlichen Geschichte den Philosophischpragmatischen Geist, der die Schatten der ältesten Beherrscher aus ihren Gräbern zu ruffen weiß, damit wir sie gleichsam selbst in der Herrlichkeit ihrer Thaten sehen. — Kurz als Geschichtschreiber wird man den Mallet von Dännemark bey einem Dalin von Schweden, Hume von Großbritannien, Giannoni von Neapel und Salignac von Polen hinstellen können, und wünschen, daß wir von Rußland, von den meisten Deutschen Staaten, Mallets hätten. — Dies war von der eigentlichen Geschichte unser Urtheil, die in diesem Theil bis ins 14te Jahrhundert fortgehet. —

Die Verehrer der Alterthümer werden hier auf das feierlichste Feld geführt, voll Ehrwürdiger Monumente der Skandinavier, und fühlen wir unser Deutsches Blut, daß unsre alte Germanier Brüder der tapfern Dänen, an Religion, Gesetzen, Sitten und Gewohn-

heiten gewesen sind. Der Verfasser geht mit seinem scharfsichtigen Auge die Lehrsätze ihres Gottesdienstes, die Triebfeder ihrer Politik und die Falten ihres Herzens durch, mischet oft Vergleichungen und kritische Erläuterungen ein und liefert wenigstens einen großen Vorrath von Materialien, daß ein Genie, dergleichen es nur jede Aeone eins gibt, gleichsam ein ewiges Lehrgebäude der alten Nordischen Nationen aufführen kann. An diesem Werk würden wir ungleich mehr Antheil nehmen, als an den für uns fremden und entfernten Alterthümern der Griechen und Römer, die meistens nur dazu dienen, eine schwere Stelle eines Scholiasten zu verbessern, und doch so viele gelehrte Hände beschäftigen, daß man es vergißt, die Sitten unsrer Väter aus der Vergessenheitnacht zu reissen, oder vielmehr aus den etwas seltnen Ueberbleibseln ihrer Schriften zu entziffern. Man lieset also diese Einleitung in den Zustand des alten Skandinaviens mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit, als wenn man Götter hervorsteigen sähe, Götter, die zwar nicht im Glanz der Romanhelden schimmern, aber durch ihre erhabne schweigende Wahrheit die Augen auf sich fesseln.

Im dritten Gesichtspunkt empfiehlet sich dieses Werk den Liebhabern der Dichtkunst, durch die Mythologie der alten Celten, die sie Edda nannten: Diese ist theils eine Erklärung ihrer Poetischen Ausdrücke von der Religion, und also eine Kette von Wundergeschichten, die die Entstehung der Welt und die Thaten ihrer Götter erzälen: theils eine Probe von ihren alten Gedichten. Man wird diese Edda schon aus einer Einladungsschrift kennen, die Herr D. Schütze, der auch jetzt Vorredner geworden, vor etlichen Jahren bekannt machte: wie sehr diese Nordische Mythologie der Mittäglichen Griechischen vorzuziehen sey, und wir bestätigen dies Urtheil dadurch, daß wir (denn einzelne Exempel lassen sich nicht anführen) den Leser mit Zuversicht darauf selbst verweisen. Es kann dies Buch eine Rüstkammer eines neuen Deutschen Genies seyn, das sich auf den Flügeln der Celtischen Einbildungskraft in neue Wolken erhebt und Gedichte schaffet, die uns immer angemessener wären, als die Mythologie der Römer. Vielleicht fängt sich eine

neue Poetische Periode unter uns an, da die Edda, der Fingal und die Arabische Chrestomathie des Herrn Prof. Michaelis den Weg dazu öfnen. In dem einzigen Stücke sind wir mit Mallet unzufrieden, daß er uns nicht mehr Gedichte überliefert: sondern, wie er sagt, unter einer Menge nur wenige ausgesucht hat. Wir finden hier die Ode eines sterbenden Helden, der wir kein Stück der Alten und Neuen an die Seite zu setzen wissen: Regner Lodbrog erzält seine Thaten auf die einfältigste erhabene Art und schließt:

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten, in ein und funfzig „Schlachten, wo die Fahnen flogen. Von meiner Jugend an lernte „ich, die Spitzen der Lanzen mit Blut färben, und niemals hätte „ich einen tapfrern König als ich bin, zu finden geglaubt. Aber „es ist Zeit aufzuhören, Odin sendet schon die Göttinnen, mich in „seinen Pallast zu führen: da werde ich auf dem erhabensten „Platze sitzen, Bier mit den Göttern trinken. Die Stunden mei„nes Lebens sind verflossen, ich sterbe lächlend." Sind unsre Leser nicht auf die ganze Ode begierig? Mallet hat sie abgekürzt; indessen ist die Ode Haralds des tapfern zum Glück ganz, hier ist sie:

„Meine Schiffe haben die Fahrt nach Sicilien vollendet. Das „waren Tage unsers Glanzes, unserer Pracht. Mein braunes „Schif, mit Menschen beladen, flog schnell nach meinen Wünschen „daher. Mit Schlachten beschäftiget, glaubte ich allezeit so zu „segeln: indessen verschmäht mich ein Rußisches Mägdchen.

„In meiner Jugend fochte ich mit den Völkern von Dront„heim. Ihre Macht war der Anzahl nach stärker: Das war ein „erschrecklicher Kampf. Ihren jungen König ließ ich todt auf dem „Wahlplatz: indessen verschmäht mich ein Rußisches Mägdchen.

„Einstmal waren unser nur sechzehn in einem Schiffe. Ein „Ungewitter erhub sich, und schwellete das Meer an, daß unser „beladenes Schif davon voll ward; allein wir leerten es mit Sorg„falt. Daher hoffete ich einen glücklichen Erfolg; indessen ver„schmäht mich ein Rußisches Mägdchen.

„Acht Arten von Leibesübungen weiß ich zu machen: ich „streite tapfer, ich sitze fest zu Pferde, ich bin gewohnt zu schwim- „men, ich kann auf Schlittschuhen laufen, ich führe den Wurf- „spieß, ich verstehe zu rudern: indessen verschmäht mich ein Rußi- „sches Mägdchen.

„Kann es leugnen, dieses junge und schöne Mägdchen, daß „ich mich meiner Waffen an dem Tage nicht Herzhaft bedient, als „ich, nahe an der Stadt in dem Lande von Mittage stehend, eine „Schlacht hielte; daß ich nicht daurende Denkmale meiner Thaten „nachgelassen? Indessen verschmäht mich ein Rußisches Mägdchen.

„In dem hohen Lande von Norwegen, da, wo die Einwoh- „ner so gute Bogenschützen sind, bin ich geboren, aber ich lenke „lieber, ein Schrecken der Bauern, meine Schiffe unter die Klip- „pen des Meeres, und fern von der Wohnung der Menschen, „habe ich mit ihnen die Gewässer durchstrichen: indessen verschmäht „mich ein Rußisches Mägdchen.“

Wir schließen mit einigen weisen Sprüchen, die in dem Havamaal, d. i. einem erhabnen Gespräch Haufenweise vorkommen:

Das Herz allein weiß, was im Herzen vorgeht, und der Verstand selbst ists der den Verstand verräth.

Liebet eure Freunde und eurer Freunde Freunde, aber begünstiget den Freund eures Feindes nicht.

Reichthümer verschwinden, wie ein Blick der Augen: sie sind die unbeständigsten unter den Freunden. Heerden kommen um, Angehörige sterben, Freunde sind nicht mehr unsterblich, ihr selbst werdet sterben; aber ich kenne eine einzige Sache, die gar nicht stirbt, das ist das Urtheil, das man über Todte fällt.

Ich bitte euch, seyd vorsichtig, aber nicht allzusehr. Seyd es indessen, wenn ihr zu viel getrunken habt, wenn ihr bey eines andern Weibe, und wenn ihr euch unter Räubern befindet.

Den Söhnen dieser Zeit ist nichts unnützer, als allzuviel Bier trinken; denn je mehr ein Mensch trinket, desto mehr verliert er den Verstand. Der Vogel der Vergessenheit singt denjenigen vor, die sich betrinken, und stiehlt ihnen die Seele.

Lobt die Schönheit des Tages, wenn er zu Ende ist, ein Weib, wenn ihr sie gekannt, einen Degen, wenn ihr ihn versucht habt, ein Mädchen, wenn sie verheirathet ist, das Eis, wenn ihr drüber weg seid, das Bier, wenn ihrs getrunken habt. Wir sez- zen hinzu: lobt die Edda, wenn ihr sie durchgelesen; sie kostet in der Kanterschen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 7 fl. 9 gr.

71tes Stück. Den 6ten September.

Ορφεως απαντα.

Orphei Argonautica, hymni, libellus de lapidibus et fragmenta c. notis H. Stephani et Andr. Christ. Eschenbachii, textum ad codd. Msc. et editiones veteres recensuit, notas suas, et indicem graecum adjecit Joh. Matth. Gessnerus, curante Joh. Christ. Hamberger.

Wir setzen den ganzen Titel dieses Buchs, um uns gegen alle Leser, die Lateinisch können, einen weitläuftigen Bericht der Einrichtung dieser Ausgabe zu ersparen: denn allen denen, deren Seelen Unlateinisch sind, wird dieser ganze Autor so wohl, als der Herausgeber und Kunstrichter sehr fremde vorkommen. Hingegen die Freunde der Archäologischen Muse, die die Verdienste Geßners, Ernesti und Hambergers schätzen, werden diese Ausgabe, die gleichsam ein Erbstück vom Göttingschen Geßner ist, die sein letztes Geschenk an einen Ernesti ist, die überdem aus den Händen eines Hambergers kommt, so gleich in ihr Bücherkabinet der alten Dichter einführen, und ihr bey den übrigen Geßnerschen, Ernestischen, Klotzischen und Fischerschen Ausgaben einen Platz geben. Wir wollen also für diese eine kleine Vorlese von den Schönheiten sammlen, die diesem Bande eigen sind.

Hamberger redet nach seiner weiten Philologischen Känntniß in der Vorrede von den Ausgaben des Orpheus. Geßners Prole-

gomena enthalten eine kritische Untersuchung über das Leben des Orpheus. Ist je ein Orpheus in der Welt gewesen? Was soll man eigentlich aus diesem dreyköpfigten Bilde des Alterthums machen, der als Dichter, als Philosoph und Staatsmann erscheint? Sind diese Gedichte von ihm, oder ist sein Name blos die Hausüberschrift, um sie bekandt zu machen? Alles dies wird mit grossem Reichthum untersucht, und das hohe Alter dieser Gedichte bestätigt. In der That muß man den Namen eines Orpheus mit heiligem Schauder hören, wenn man ihn als den ersten Dichter betrachtet, den uns die Zeit nachließ, der nach Plutarch ein Original der Natur war, da Homer ihn und viele andre vor sich gehabt, da sein Schüler sogar, Musäus vom Virgil vor den grösten Dichter gehalten ist, den uns aber die Zeit entrissen, und da die Pythagoräer und Platoniker unsern Orpheus, als den Apollo selbst antreten. Seine Gedichte haben auch die graue Salbung der Weisheit, der alten Einfalt, und des verblümten Aegyptischen Stils; ja es scheint sogar, daß sie einen großen Einfluß in die Bildung der Griechischen Mythologie nach den Ebräischen Geheimnissen der Aegyptischen Hierophanten gehabt haben. Orpheus ist also dem Bläckwell in seinen Briefen über die Mythologie immer eine Hauptquelle, ob dieser ihn gleich nicht für den Verfasser hält. — Die Hymnen sind voll von dieser verblümten Einfalt, und sein System der Kosmogonie ist für uns das älteste. Die Lateinische Uebersetzung bey dieser Ausgabe ist meist Prosaisch, nur seine Hymnen sind von Scaliger gebunden übersetzt. Hinten sind zahlreiche Fragmente, eine gelehrte Geßnersche Abhandlung über die Schiffart der Phönicier ausser den Herkulssäulen, und denn ein genaues Wortregister, welches wegen der kühnen, starken und zusammengesetzten Worte des Orpheus sehr nützlich ist. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 4 fl. 15 gr.

73tes Stück. Den 13. September.

Thomas Abbt, Prof. zu Rinteln, vom Verdienst, Berlin bey Nikolai.

Wir können dies Buch schon aus einem Vorurtheil für den Namen des Autors empfehlen: der durch seine Schrift: vom Tode fürs Vaterland! gezeigt, daß seine Philosophie und Känntniß des Menschlichen Herzens in einer Seele wohne, die für den Patriotismus groß und für die schöne Wissenschaften fein gnug ist. Jetzt trit er auf eine Stuffe, wo das Herz und der Geist, der Philosoph, der Mensch und der Bürger lauter reden kann, und schreibt vom Verdienst: ein Buch, das mit der Claville elendem Traité du vrai mérite de l'homme gar nicht zu vergleichen, und so wohl in unzählichen kleinen Zügen, als auch auf eine gewisse Art im Ganzen ein Original ist. Es ist, ich möchte sagen, halb Philosophisch und halb Politisch: überall aber auch, Rousseauisch zu reden, Menschlich geschrieben, und der Autor erreicht also sehr seinen Zweck, den wir vor demüthig halten würden, wenn nicht alle Vorreden lauter solche Demuthkomplimente enthielten. „Nur ein richtiges Urtheil, das diese Schrift lehret, nur eine rechtschaffne Empfindung zum Wohlwollen, die sie erregt, nur eine Wallung des guten Herzens, die sie hervorbringt; nur ein Gefühl der innern Stärke, zu dem sie verhilft, muß sie von dem Verwerfungsurtheile eines ganz unnützen Buches befreyen." Wenn wir spielen wolten, würden wir diese Worte fein umkehren, um aus dem Thale einen Hügel zu machen; aber lieber im Ernst — des Verfassers Charakter. Er ist durchgängig ein Philosoph des gesunden Verstandes, den er auch für den Nationalcharakter der Deutschen hält; wir stimmen ihm hierin bey: eben darum ist auch die Metaphysik das Feld der Deutschen geworden, und dennoch bleibt immer ein Olympischer Kranz vor den aufbehalten: der eine Weltweisheit des gesunden Verstandes entwickeln wird. Die Franzosen haben sich sehr in diese Arbeit gemischt; d'Argens, Algarotti, Voltaire; aber was ist daraus geworden? eine Cabinettspuppe, voll Hyperpsychisches Witzes

und Aberwitzes. Vortreflich also, daß Abbt sagt: solte ich noch etwas in dieser Art schreiben, nichts als gesunden Verstand! Hier ruffe ein jeder Philosoph nach: nichts als gesunden Verstand! — Der Verfasser beobachtet durchgehends die strenge Analytische Methode, die uns im Harris, Leßings Abhandlung von der Fabel, und in einigen Untersuchungen der Litteraturbriefe gefällt: immer erst zum Gemälde eines Begriffes die einzelnen Züge zu suchen, sie durch Beweise und Exempel auszubilden, sie zusammen zu lenken, und denn zu sagen: Siehe hier den Begrif des Worts! Freilich ist diese Anatomie der Gedanken schwerer, als so von oben her, nach Französischer Art, immer im Ganzen, und doch immer nichts, zu bestimmen; aber sie ist das Stirnblatt des Philosophischen Geistes, und das Creditiv seines Berufs. Zu Exempeln bedient sich der Verfasser nicht erdichteter Charaktere, oder Toussaintscher Schönpflästerchen; sondern eine hungrige Feldmaus, ein Handgreiflicher Deutsche wählt lieber Beweise als Gemälde. Ein paar mal macht er den Garten der Aesthetik sich zum Durchgang: und ich weiß, daß jeder seiner Leser die Untersuchung über Empfindniß und Empfindung, über starke und hohe Gedanken, über den Charakter einiger Schriften und ihr Verdienst sich gewiß anstreichen wird. Sein Stil ist neu, Bildervoll, munter, oft zu gewagt, hier zu verschlungen und dort zu abgebrochen. Er ist im Feuer der Einbildungskraft hingeworfen, und eben dasselbe Gefühl, damit der Schriftsteller seine Materie empfand, glüht auch den Leser an, und man wird endlich seiner Feder so gewohnt, daß man sie gülden nennt. Uebrigens ist diese Schrift, wo nicht ihrer Schreibart, so doch ihrem innern Gehalt nach für einen jeden: Von der Größe des Geistes: von der Stärke der Seele: von der Güte des Herzens; das sind die Stücke, in die sein Begrif vom Verdienst zerfällt; und wenigstens mit einem von ihnen hat jedes Gemüth eine Sympathie. Drauf wägt er das Verdienst des Eroberers, des Soldaten, des Heiligen, des großen Mannes, des Schriftstellers, des Künstlers, des Predigers, und des Privatmannes; und druckt endlich diesen Beschluß, als ein Siegel auf sein Werk:

„Die unentbehrlichste Wissenschaft für jeden ist, zeitig gnug zu „erfahren, nicht nur, wozu er tauglich sey, sondern auch wozu er „tauglich zu seyn, Erlaubniß und Beruf habe." Kostet in der Kanterschen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 3 fl.

80tes Stück. Den 7. October.

Leipzig.

Herrn Thomas Schaws Reisen, oder Anmerkungen verschiedne Theile der Barbarey und der Levante betreffend. Nach der 2ten Englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt, und mit vielen Landcharten und andern Kupfern erläutert. Leipzig bey Breitkopf und Sohn, 765. 2 Alph. und 12 B. in groß 4, nebst 32 Kupfertafeln.

Ein Buch, das in England zwo Ausgaben verdient, und auch in der Französischen Berlinschen Ausgabe von 1740 Beyfall gefunden, hat allerdings auf unsere Anpreisung ein Recht, da es in einer fließenden Uebersetzung, und in sauberm Drucke Deutsch erscheint. Die erste Ausgabe war als ein Reisejournal eingerichtet: die zweite aber, damit sie auch nicht den äussern Schnitt gemeiner und meistens mittelmäßiger Reisebeschreibungen habe, betrachtet erstlich die Geographische Lage; denn die Physische Merkwürdigkeiten von Algier, Tunis, Tripoli, Egypten, Arabien, und Syrien. Schon die Gegenden reizen unsre Aufmerksamkeit, da es bekannt ist, daß in der Erdbeschreibung nichts so ungewiß, zweifelhaft und voll Fabeln ist, als die Afrikanische Saraha, das so genannte Dattelland (Biledulgerid) und einige Länder der Barbarey. Eben so sind die Gegenden des alten Numidiens, Karthago, Lybien, Egypten, der Arabischen Wüste, und des gelobten Landes voller so schöner Merkwürdigkeiten, daß niemand sich bey Lesung derselben nach dem Ende sehnen wird, als etliche hochgewölbten Bäuche, die Reise- und Lebensbeschreibungen, Postillen und Wochenblätter durchträumen, um sich zum Schlummer zu bereiten. Der Verfasser hat als ein Naturkündiger gesehen und betrachtet, als Welt-

weiser gedacht, als Theolog verglichen, und als ein schöner Geist geschrieben, zwar ohne Pomp, aber mit Ordnung, Schwere, und feinen Blumen. Er war der Griechischen, Hebräischen und Arabischen Sprache sehr mächtig, und sein Buch ist also voll Erläuterungen vieler Schriftstellen, die aus der Topographie entweder ihre Erklärung, oder ihre Schönheit nehmen müssen. Eben so bekannt ist er im Homer und den Lateinischen Schriftstellern, daß seine Anmerkungen viele Stellen insonderheit aus dem Lukan erklären, viel von den Sitten der alten Griechen und Morgenländer in ein helles Licht sezzen, so daß wir den ganzen Weg durch Türken, Araber, Straßenräuber und Wüsteneyen, in Gesellschaft der heiligen Schreiber, und alten Schriftsteller überall über Blumen, und immer mit Veränderung thun. Eine Probe geben wir aus seiner Beschreibung der Barbarey: Er erklärt bey Gelegenheit der Luft, den Africus der Alten durch den Südwestwind aus der Saraha, der wenn er im August nur 5 Tage dauret, so erstickt, daß die Einwohner den Boden der Gemächer mit Eßig ansprengen müssen. — Die Ernte in Algier ist bis 15 Halmen ein Korn; doch hat man auch Körner von 80 bis 120 Weizenhalmen: ein Halm hat oft viel Aehren, jede Aehre wieder einen Auswuchs von kleinern; das heißt recht: die Erde treibt Handvollweise hervor. — Das Getreide treten sie mit Pferden und Mauleseln aus, nicht auf der Dreschdiele, sondern auf einem Boden, der mit Kühmist beschmiert ist. — Den Taubenmist Samariens (1 Könige 7.) hält er für Arabische Kichererbsen, die an der Gestalt und Farbe ihm gleichen. — Der Palmbaum, *φοινιξ* ist vielleicht der Ursprung des Mährchens vom Vogel Phönix, da er 200 Jahr alt wird, der Stolz der Wüsteneyen ist, und wenn der alte stirbt, einen Sohn neben sich aufsprosset. Bei diesem Baum erzählt er uns mit vieler Anmuth sein Geschlecht, Befruchtung, Wartung, Früchte, und den Palmenhonig.. — Der Lotus des Anakreons ist eine Staude, deren Frucht wie Pfefferkuch schmeckt, und die Olaus Celsus gar vor die Dudaim hält. — Die Gärten der Afrikaner sind ohne Methode und Absicht: ein Gemisch von Obstbäumen, Beeten und

Getreideland: vor unnütze Parterren ist ihr Boden zu fruchtbar; ihn aber zu bedüngen, ordentlich zu bepflanzen und zu verbessern, ist wider die Sitten ihrer Vorfahren, und also unnütz. — Er beschreibt eine siedenheisse, versteinernde Schwefelquelle, die den Boden 100 Fuß umher zu Kalk verbrannt, und viele Gänge, Kanäle, und Gestalten gebildet hat. Die Phantasiereichen Araber halten es für Trümmern eines versteinten Lagers, und die Hexen hören sie noch aus der Quelle murmeln, da der Boden hohl ist. — Viele große Flüsse entspringen bloß in der Ebene, die beynahe völlig Regenlos ist: bestätigt dies nicht, sezt Schaw hinzu, den Ursprung der Flüsse aus dem Abyssus? — Er erzählt das bekante Arabische Mährchen von Ras=Sem, der versteinerten Stadt, das so viel Nachfrage von Neugierigen und noch mehr Erklärungsarten der Gelehrten in Bewegung gesezt hat. Er hält diese Stadt weder für die Wohnung der Gorgoner, noch für ein zweites Brittisches Stonehange, sondern zeigt, daß es eine Karavane Menschen, Esel und Kameele sind, die durch die heissen sengenden Winde erstickt, ausgetrocknet, und von der Sonnenhitze ganz erhalten sind. — Die Barbarey hat kein Erzt; die Ernte ist für sie der Philosophische Stein: Mahomet Bay ward abgesezt: du bist, sprach der Day Ibrahim, mit der Kymia (dem Philosophischen Stein) bekandt: entdecke sie mir, ich sezze dich wieder ein. Mahomet versprachs, und Ibrahim thats: allein er bekam statt des Goldmittels mit vielem Pompe eine Pflugschaar überschickt: und so gilts in allen Ländern: daß die Kornernte eine Goldgrube, und ein fleißiger Bauer der sicherste Alchymist sey. — — Wir versprechen die Fortsezzung dieser so merkwürdigen Nachrichten aus dem Thier= und Menschenreich in der Barbarey und der Levante. Jezo schliessen wir damit, daß wir nach der einfältigwahren Erzälung, die Schaw in der Vorrede von seinen Lebensgefahren, beschwerlichen und endlich ermüdenden Reisen in diesen Ländern giebt, einen Wandrer, wie ihn, würklich für einen Märtrer der Wahrheit und der Geschichte preisen und danken diesem Verdienstvollen Mann mit einem wohllüstigen Schauder, wenn wir seine schöne Nachrichten im Lehnstuhle

am Kaminfeuer lesen können. Kosten in der Kanterschen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 13 fl. 15 gr.

88tes Stück. Den 4. November.

Auszug
aus Schaws Reisen, von den Thier- und Menschengattungen in der Barbarey.

Wir liefern nach unserm Versprechen diese Nachrichten, die wir nach der Verschiedenheit unserer Leser auch verschiedenartig mittheilen wollen: eine so reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten, als die Schawische ist, kann vielerley Geschmack befriedigen. —

Der Reichthum der Araber und Morgenländer überhaupt, ist an Vieh; sie besitzen viel, schlachten aber wenig, und sind Milchtrinker, Butter- und Datteleßer. Hier erklärt Schaw des Theseus goldne Schaafe, und hält die Aepfel des Herkules aus den Hesperidischen Gärten auch für Schaafe μηλα. Das Pferd, der Stolz und Name Numidiens, ist sehr ausgeartet, weil die Knechtschaft die Araber abhält, sie zu warten. Blos also die Egypter und Tingitaner ziehen heute die prächtigen Pferde, die bis 16 Fuß hoch,[1] voll Majestät im Anblick, und voll Geschicklichkeit im Körper sind.

Die Jungen des Kameels sind 10 Tage, wie die Katzen blind, und die Länge oder Kürze dieser Blindheit weissagt ihre Eigenschaften.

---

1) Stück 89 S. 359: „Verbesserung eines Fehlers in dem 88sten Stücke dieser Zeitung. Es werden daselbst 16 Fuß Höhe den Barbarischen Pferden von einer gewissen Race beygemessen, wie es auch in der Uebersetzung lautet, allein handgreiflich falsch ist. Schaw wird in dem Original (wir haben es nicht bey der Hand) ohne Zweifel 16 Hände hoch angegeben haben: denn in England mißt man die Höhe der Pferde nach Händen. Eine Hand hoch aber bedeutet 4 Zoll engl., also ist die Höhe der gedachten Pferde 5 Fuß 4 Zoll engl."

Der Löwe ist jezt in Afrika nicht so häufig, als vormals, da die Römer oft über 400 nach Rom geführt: viele von den Jungen sterben an den Zähnen, und die Feuerröhre haben sie sehr ausgerottet. Ein satter Löwe ist Muthlos, und läßt sich auch von dem Weibe die Beute alsdenn aus den Zähnen reissen.

Oben in Afrika sind kaum 4 Schlangengattungen, da man so viele zählt: die Cäcilen und Amphisbänen; die Cenchris und Ophites; ferner natrix, coluber chelydrus, anguis Aesculapii, Chersydros und Pareas sind einerley. Die Aspis wickelt sich wie ein Schild zusammen.

Der Bururu ist eine große Horneule aus der Saraha, die nur selten, als eine Weissagerin der Pest, in die Städte kommt, und um die angesteckten Häuser mit vielen andern schwebt: — ein Vogel der Wüste, der im schärfsten Verstande unglücklich ist. Die Cicada sumset hier sehr hell und unangenehm; die Griechischen, sagt Schaw, müssen Melodischer gewesen seyn, da Homer seine Redner mit ihnen vergleicht.

Den Zug der Heuschrecken beschreibt er umständlich und groß: wir wollen von ihrer Verwandlung Nachricht geben. Wenn sie einen Monat vom Verderben jeder Pflanze gelebt: so werfen sie die äußre Haut ab, eine Geburt, die 8 Minuten dauret, sie halten sich mit den Hinterfüßen woran vest, arbeiten mit dem Kopfe wellenförmig, bis er durch die abgestreifte Haut hervortrit, alsdenn liegen sie eine Weile todt, die Luft härtet ihre Flügel, die Sonne trocknet sie, und alsdenn sind sie die alten Fresser, aber an Stärke verjüngt; endlich finden sie, die immer Nordwärts ziehen, ihr Grab im Meere. — Uebrigens wiederlegt er den Ludolph, der aus ihnen die Wachteln der Israeliten machen wil.

Afrika ist nicht so reich, wie man dichtet, an neuen Ungeheuren; der Naturlauf ist hier immer derselbe: die einzigen Maulesel und Kumrah sind eine vermischte Gattung, aber durch die Bemühung der Menschen, und pflanzen sich nicht fort.

Philosophie, Mathematik, Physik, Arzeney-Wissenschaften, die hier vormals ganz allein geblüht, sind todt, und die Türken wun-

dern sich, wie die Christen dem todten Studiren Geld und Vergnügen aufopfern könnten.

Kann ein Knabe lesen, schreiben, und etwas aus dem Koran; so führt man ihn im Triumphgeschrey auf einem prächtigen Pferde durch die Stadt, gratulirt und beschenkt die Eltern — Eine würdige Doktorpromotion! —

Ihr vornehmster Sternkundiger kann nicht einen Sonnenzeiger abzirkeln: ihr gröster Chymist macht Rosenwasser, und ein großer Arzt sagte: ihr Christen habt den Bukratt (Hippokrat) der ein Arabischer Haquin war, und kurz vor Avicenna lebte.

Ihre Blattern verkaufen sie voll Aberglauben: wider die Einpfropfung erzählen sie: eine Jungfer kaufte sich nur zwo Blattern, um schön zu sein; beyde aber kamen ihr in die Augen und sie ward blind: so straft Gott die Stolzen!

Zu Klystiren sind sie zu bescheiden: „wie soll mein unedelster Theil den edelsten kuriren“: so sagte ein Türk zornig, da ihm ein Engländer das Klystier wider Kopfschmerzen anrieth.

Die herumschweifenden Beduinen sind noch solche Rhapsodisten als Homer war: sie sammlen einen Volkhaufen um sich, und stimmen alsdenn die Thaten des Propheten, den Grundriß von Mecca und Medina in Liedern an, die sie mit Instrumenten begleiten.

Alle Musikalische Compositionen der Türken sind traurig und Melancholisch: Schaw schreibt dies ihrem langen Umgange mit den Griechen zu, die freilich unter ihrem Joch Melancholisch sangen.

Die Türkischen Moscheen sind wie unsre Gothische Kirchen; die Mauer nach Mecca, zu der sie beten, (die Kiblah) hat eine Bilderblende, um die unsichtbare Gegenwart Gottes anzuzeigen.

Ein Nachlaß von der altafrikanischen Race sind die Kabylen, ein rauhes Volk der Gebürge; denen Bewohnern der Ebne haben die vielen Afrikanischen Züge Land, Sprache und Sitten genommen.

Die Arabischen Weiber sind schwarzbraun, und selten wohlgebildet; die Mohrischen hingegen sind Schönheiten. Es ist ganz

falsch, daß Mohr von der schwarzbraunen Farbe den Namen habe: Mavri heißt ein Bewohner der Meerenge (bey Gibraltar) blos die Männer sind von der Sonne verbrannt, aber die Weiber sind bis ins 30ste Jahr schön, denn runzeln sie, und hören auf zu gebären: dagegen ist aber oft ein Mädchen von 11 Jahren Mutter, und von 22 Großmutter. Indessen leben sie so lange, wie wir, und sehen also viel Glieder.

Bis an die Enden der Türkey ist die Sage: die Christen werden einmal an ihrem Sabbath zwischen 10 bis 12 Vormittag alle ihre Staaten einnehmen, daher schliessen sie alsdenn ihre Thore.

Den Day zu Algier wählt man von der Armee: jeder kühne Soldat also, der gestern beym Pfluge stand, ist Thronfolger: er mache sich nur einen Anhang, und nehme den Degen in die Hand: der 10te Day stirbt auf dem Bette: 1720 zankte sich der Day mit dem Englischen Consul: meine Mutter verkaufte Schaafsfüße und mein Vater Rindzungen; aber so eine niedrige als deine, würden sie sich geschämt haben zu verkaufen! — So sieht es in einem Lande aus, wo das Volk eine Räuberbande, der Day ihr Anführer, sein oberster Minister der Koch, und sein Corpus juris, Geld und das Schwert ist.

81tes Stück. Den 11. October.

Breslau.

Man kann eine doppelte Geschichte des Menschlichen Verstandes entwerfen, entweder seine Würkungen, die Künste und Wissenschaften, Pyramiden und Ehrensäulen, die er sich gesezt, zergliedern, oder die Quellen und Ursachen ausspüren, durch welche er sich entwickelt, und vollkommner gemacht. Den Verstand gleich einer Pflanze aus einer Wurzel herzuleiten, war zu viel gewagt, und die Reduction so vielfacher Erscheinungen auf eine Ursache scheiterte, beynahe wie der Aerzte Bemühung, alle Krankheiten aus einer Ursache erklären zu wollen. Huart gab den Kräften der

Menschlichen Seele bloß natürliche, und Helvetius nur sittliche Ursprünge. Montesquieu baut auf die Himmelsstriche und dü Bos rechnet nach Ausdünstungen der Erde. Uns dünkt, man hätte hiebey verfahren sollen, wie die Naturlehrer bey Erklärung der Ebbe und Fluth, die ausser dem Monde noch andere Nebenursachen, die Winde, den Boden der Meere, die Drehung der Erde um ihre Achse, dabey zu Hülfe nehmen. Diesen Pfad betritt der Verfasser der Geschichte des menschlichen Verstandes, Breslau bey J. E. Meyer. 1765. 16 Bogen. Er nimt zu Quellen aller Erkänntniße, natürliche, sittliche und vermischte Ursachen an. Jene sind Genie, der Körper und seine Organisation, das Klima, das Alter, und die Bedürfnisse im natürlichen Zustande, diese sind Staat, Sprache, Erziehung und Bedürfnisse, die aus der Gesellschaft entstehen. Zu den vermischten zählt er die Vorsehung, Religion und Aberglauben, endlich den Zufall. Nach diesem Plan handelt der Autor seine Geschichte in neun Abschnitten ab. Man findet eine nicht unangenehme Schreibart und Kürze gnug für ein so weites Feld, dagegen aber auch keine besondre Anmerkung, die ein Genie des Verfassers entdeckte, keine neue Ader, auf welche er gestossen wäre, sondern Collectaneen aus dü Bos, Montesquieu, Goyret [1] und Helvetius, die mit ziemlicher Wahl gesammlet sind. In der Materie vom Genie wäre das Genie oder der Kopf zur Erfindung von dem Genie oder Kopf zur Ausführung genauer zu unterscheiden. Vielleicht gränzen sie wie der grosse und der starke thätige Geist, nach Herrn Abbt vom Verdienste. Montesquieu, der die Religion nach dem Klima abmißt, wird eingeschränkt, man hätte ohne Gefahr der Bemerkung dieses großen Schriftstellers mehr einräumen können. — Allerdings ist der Einfluß des Alters auf den Geist groß. Es giebt wenig Anakreons von achtzig Jahren, Fontenelle im neunzigsten war nicht mehr der beliebte Schäfer. — Die Temperamente sind nur obenhin betrachtet, und einige Tavtologien muß man sich nicht ver-

1) Goguet ?.

driessen lassen. Es ist nicht in jedes Gewalt, den Philosophischen Geist mit dem Schwunge der Schreibart und den feinsten Blumen der Belesenheit wie ein Moses und Abbt zu verbinden, ohne dabey in den Declamirton ex cathedra verfallen zu dörfen. Kosten in der Kanterschen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 24 gr.

83tes Stück. Den 18. October.

Versuch einer richtigern Auslegung des Hohenliedes Salomons, worin das Zuverläßige, Schöne und Göttliche dieses H. Buchs gezeigt wird von M. Christian Gottfried Hase. Brandenb. und Leipz. bey J. W. Halle und J. S. Halle, 765, 2. Alph. in 4.

Jeder Liebhaber der Lieder des Alterthums muß sich freuen, daß das Hohelied Salomons, das Lied der Lieder, welches Rabbinen, Epikuräer und Naturalisten für höher als alle Stücke Theokrits, Virgils und Katulls halten, in unserer Zeit so viele und mancherley Hände beschäftigt. Evremond, Voltaire und die Rabbinen — drey Namen, die man selten zusammen findet — erschöpfen sich im Lobe dieses unvergleichlichen Gedichts, und die Gottesgelehrten — (etwas was beynahe noch seltner ist) — stimmen diesem Lobe bey. Aber auslegen? das ist ein Gordischer Knoten! Wenn wir den alten Gerhard und Grotius, zwey Antipoden bey Auslegung dieses Buchs, davon der eine von Liebesschwänken im Himmel, der andre im Schlafzimmer Salomons träumet, wenn wir diese auch schlafen lassen: so sind doch die Erklärungsarten der Neuern beynahe immer auf diesen Spuren. Lowth, und sein gelehrter Herausgeber, Michaelis; Hanssen und sein Nachfolger Boysen; und am allerneuesten Celotti in Italien, haben dies Werk theils Poetisch, theils Exegetisch auseinander zu sezzen gesucht, und bald natürlich, bald Mystisch ausgelegt, ohne was Vollkommenes zu vollenden: und siehe! da erscheint Herr M. Hase mit einer richtigern Erklärung, das Zuverläßige, Schöne und Göttliche zu bestimmen. Drey schwere Versprechen, weil nicht jeder Ausleger ein

Sprachkundiger, Poet und Theolog zugleich ist. Wir erzählen was er uns geliefert: die Vorrede führt die Ausleger dieses Buchs vor ihm mit einigem Urtheil an, und ist gut geschrieben: der Verfasser zeigt hier und in den Anmerkungen, daß er in der Litteratur Känntnisse habe, sich Mühe gegeben, und seine Vorgänger zu nuzzen gewußt. — Aus der sehr weitläuftigen Einleitung, von dem Verfasser, Alter, Inhalt, Göttlichkeit und Styl des hohen Liedes führen wir, weil das übrige für uns zu fremde und zu gedehnt ist, nur zwo Kleinigkeiten an: der Verfasser wiederspricht Hrn. Hofrath Michaelis, der den Prediger blos im Namen Salomons geschrieben glaubt: und tadelt sehr oft und mit Recht Hrn. Oberhofpr. Boysen, daß er gar zu sehr nach Arabischen Quellen dürste. — Die Uebersezzung unseres Hase ist genau, schön, und vor der Boysenschen sehr vorzüglich; auch seine Anmerkungen sind voll Gelehrsamkeit und Fleiß; aber seine Auslegung — — seine durchaus Mystische, oft gezwungene und schleppende Auslegung — ist das Werk eines Predigers, der über jeden Vers eine erbauliche Predigt gehalten, die wir ungern hören möchten, noch weniger lesen wollen. H. Hase ist ein Philolog und ein schöner Geist; warum hat er uns nicht lieber die Uebersezzung, die Ursachen und Erläuterungen derselben, die Anordnung des Gedichts, und Zergliederung seiner Schönheit aus dem Morgenländischen Geschmack allein, kurz, schön und dringend gegeben? Seine weitläuftige Auslegung hätte er für erbauende und zu erbauende Gläubige allein schreiben können; da diese sich mit den Anmerkungen nicht eben sehr beschäftigen werden. — — Er verspricht uns eine Poetische Uebersezzung des hohen Liedes, und zwar, die Hebräische Schönheiten in Deutsche Formen und Empfindungen zu übertragen: ein wichtiger Entwurf, der alle Aufmunterung verdient, nur zweierlei bitten wir uns aus: das Schicksal eines Ikarus, des Herrn Wilhelmi zu vermeiden, der uns das hohe Lied in Deutsche Lobwasserreime gebracht hat, hingegen aber der Michaelischen Uebersezzung des Predigers nachzueifern und sie zu übertreffen. — Zweitens verbitten wir eine nochmalige Mystische Paraphrase: der Autor

schreibe als Philolog und Poet: so daß man auch seinem Deutschen Liede der Lieder das zuruffen könne, was der Sohar vom Ebräischen Hohenliede sagt: An dem Tage, der dies Lied der Welt offenbarte, ist die Vollkommenheit aller Dinge erfunden. Kostet in der Kanterschen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 2 fl. 15 gr.

Etwas zu meiner abgenöthigten Kritik und zu meines Bruders Schreiben an den Herrn Oberhofprediger Boysen zu Quedlinburg.

Dieses Etwas von $3\frac{1}{2}$ Bogen, das aus dem eignen Verlage des Hrn. M. und Candidaten Teller wider seinen Bruder herausgekommen, nöthigt uns die Kritik ab, die die meisten Unpartheiischen schon wider seine abgenöthigte Kritik gefället haben. Der Verfasser hat einen niedrigen Geist, da er uns hier ein Pöbelhaftes Gewäsche über die guten und bösen Recensionen von seiner eignen entbehrlichen Recension vorlegt: und eine noch niedrigere Seele, da durch allen seinen heiligen Eifer vor die Orthodoxie und die Bekehrung seines Bruders die schwärzesten Triebfedern durchschimmern: ein giftiger Neid, und die unrühmlichen Griffe, sich durch niedrige Schmeicheleien und dumme Fechterstreiche zur Säule der Kirche machen zu wollen. — Freilich ist seines Bruders Lehrbuch zu sehr geeilet, zu wenig durchgearbeitet, und in einem gelinden Verstande eine Ascetisch-Homiletisch-Aesthetisch schwärmende Dogmatik, die wir eher einem jungen Doctor, als einem hochwürdigen Generalsuperintendenten verzeihen könnten: freilich ist seine Vorrede an Ernesti, und sein Brief an Boysen, wie es uns vorkommt, immer zu wegwerfend und klein, da die dreiste Wahrheit vielmehr sagt: si omnes Patres sic, at ego non sic — — und eine zu große Zuversichtlichkeit in das Urtheil anderer, gemeiniglich stolze Recensionen zu würken pflegt: aber er bleibt in seinen Schwächen und Irrthümern noch immer liebenswürdig: hingegen dieser macht sich bey seiner Orthodoxen Stärke unleidlich. Was

brauchen wirs zu wissen: daß beide Brüder wegen der Erbschaft proceßirt, und unser Held zu seinem Advocatenhelden, einen Namens Püttman gehabt, daß der Herr Generalsuperintendent seinen Bruder zum Duell ausgefodert, daß sein Amt uneinträglich sey, und sein Menschenliebender Bruder ihm daher das Capital mit schweren Intressen verzinset: daß der Herr Doctor erst Magister und der Herr Generals. Sonnabendsprediger gewesen — — elende Schmiererey! — Um aber wenigstens aus diesem Wust von Worten ein Körnchen Gold zu zeigen: so sagt er wer weiß aus welchem Grunde auf — auf wen könnte es anders seyn, als unsern Monarchen:

Es hat der sieggewohnte Held
Zum Unterthan die ganze Welt
Denn fiel es ihm nur einmal ein —
So müste sie es seyn! —
Und so ists von dem Dänschen Thron
Ein jeder durch Religion
Bewundernd steht der Christ von fern
Und wünscht, und wär' es gern. —

Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 12 gr.

85tes Stück. Den 25. October.

Der Zuschauer von Leipzig an der Pleisse, 2 Theile, in 8. Beyde zusammen 8 Bogen.

Einem elenden, aber leider! lustigen Studenten ists eingefallen, eine abgeschmackte lange Erzälung, von der wir nichts wollen gelesen haben, ein derbes Hochzeitkarmen vom Diogenes der die Jungferschaft sucht: — einige elende Charaktere — und die so Gott wil! witzige Motto's, die der Verfasser der Arzeneyen aus der Bilderfibel entlehnet hatte — hier zusammen zu flicken,

und auf graues Löschpapier an der Pleisse drucken zu lassen, mit 2 Vorreden und einem Vortrab, der sich anfängt:

Es ist was leichtes ja, sich Zuschauer zu nennen ꝛc.

Ohe jam satis — — alles unter der Kritik! — Und bey diesen Greuel sezt der Verleger das Bild Thomsons hin, das wir in Leßings Theatral. Bibliothek mit Vergnügen sahen: das heißt: Perlen für die Säue werfen. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 12 gr.

88tes Stück. Den 4. November.

Vernunft= und schriftmäßige Betrachtung über die unlängst neu=herausgekommene seltsame, verworrene und verdrehete Uebersetzung und Erklärung unserer allerheiligsten Glaubensbücher des N. Testaments: aufgesetzt von J. G. Gr. Past. Pr.[1] und mit Beystimmung eines vornehmen evangelischen Ministerii zum Druck gegeben. Sorau bey Gottlob Hebold 765. 11 B. in 8.

Dieser lange Titel, das Vernunft= und Schriftmäßige, die harten Benennungen der Dammischen Bibelübersetzung, das vornehme evangelische Ministerium und anderes mehr könnte beynahe den Verdacht erregen, daß diese Schrift gegen den διαβολος unserer Zeit mit der ganzen gewöhnlichen Rüstung der Polemiker, mit Schwertern und Stangen losginge; allein wir haben in diesen Briefen viele Bescheidenheit, Theologische Vernunft und Ordnung gefunden. Damm verdient in vielen Stücken mehr Züchtigung als Unterweisung, mehr Schärfe als Menschlichkeit: er hat kein System, keine Hermenevtische Regeln, keinen Auslegergeist: er wiederspricht sich und giebt nur gar zu oft seinem Leser die Ruthe in die Hand, ihn zu stäupen: ohngeachtet seiner anderweitigen Gelehrsamkeit fehlt ihm durchaus der kritische Blick, in die

1) „Grünwald, Pastor Primarius."

Geschichte der Apostolischen Zeiten zu schauen, der Benson, Peirce, Michaelis und Semler so ausnimt. — Dies ist unser Urtheil von einem Werke, das nur gar zu sehr auf Füßen von Thon steht und stürzen muß. Unser Verfasser geht seine Meinungen durch, sucht seinen Lehrbegrif auf, zeigt seine Wiedersprüche und wiederlegt ihn mit den — gewöhnlichen Theologischen Beweisen, die vielleicht bey jedem Theologen, aber bey wenigen Heterodoxen gelten werden: vermuthlich aus Ursachen, die sich der Leser zu Ende dieser Anzeige dazu denken kann. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 24 gr.

93tes Stück. Den 22. November.

Halle und Leipzig.

Bei J. G. Trampe ist herausgekommen: der Christ am Sonntage: dritter Theil: Eine moralische Wochenschrift zur Beförderung des innerlichen Gottesdienstes am Tage des Herrn.

Schon der Titel zeigt uns die Absicht dieser Wochenschrift, und der ganze Inhalt zeigts noch mehr, daß, so wie man in unsern gewöhnlichen Moralischen Wochenschriften wenig mehr, als Zeitkürzung fodert, diese sich überdem eine erbauliche Zeitkürzung zum Zweck vorsetzt. — Wir thäten ihr also Unrecht, wenn wir sie aus einem fremden Gesichtspunkte, dem Witze, der Gründlichkeit, der Neuigkeit betrachten wolten; denn einige erbauliche Schriftsteller werfen dem Kunstrichter vor: er fodere Vernunft, wo sie Rührung fodern; sie schrieben vor das Herz und nicht den Verstand. — Dies vorausgesetzt hat diese Schrift zur Erbauung gute Seiten; eine gute und wohlgemeinte Moral unterhält sich in ihr durch eine ziemlich reiche Abwechselung, durch einen fliessenden Styl, durch untermischte Briefe, Poesien und Züge aus der Geschichte. Indessen, wenn wir auch diese Recension im Sonntage schrieben, so müsten wir die einzige Erdichtung, die in diesem Bande vorkommt, immer für zu erbaulich halten: es ist ein Traum, ein

langer Bogenlanger Traum, der die Huldigung der Wissenschaften bey der Krippe Jesu heißt: Der Christ am Sonntage schläft, wie gewöhnlich ein, wird nach Bethlehem verzückt, wo er uns etwas lange die Reize der Gegend mahlt, weil die meisten Leser in Weihnachten gerne Frühlingsschilderungen lesen. Es kommen darauf alle Wissenschaften, die Ehrwürdige Madame Historie, schön, nur etwas zu lang gewachsen, kommt und schwört mit aufgehabnen Fingern. Die ausserordentliche Mademoisell Weltweisheit, nicht sehr groß, aber wohlgekleidet, und im Blumenkranz, aber voll Thränengüsse: die Metaphysik, ein sehr nachdenkendes Frauenzimmer, mit ihren drey Schwestern: der Geisterlehre, Ontologie und natürlichen Gottesgelahrtheit: (der Verfasser scheint bey dieser Genealogie etwas irre, oder wenigstens bey dem ganzen Traum nicht sehr bekannt mit der Madame Weltweisheit zu seyn,) alsdenn die Physik, auch sehr groß, die Mathesis sehr majestätisch und rufft: O! Schwestern! Die Arithmetik wil rechnen; verliert sich aber in Zahlen, und winkt ihrer Schwester Geometrie; diese versenkt sich in die Breite, Länge und Tiefe, und endlich weint sie. Dies thut auch die Mechanik, da sie den Werkmeister der Welt in einer Krippe siehet: die Aerometrie entdeckt um Bethlehem eine sehr reine Luft — vor einen Stall ist dies freilich wunderbar! — Die Hydrostatik redet von Quellen und Wasser — gut, daß sie nicht eine Wasserprophetin wird! — Die Optik sieht mit starren Augen, und die Perspectiv zeichnet die Aussicht von Bethlehem nach Zion. Die Astronomie rufft: o meine Sonne! und die Geographie berechnet wiederum die Größe der Erde: die Chronologie rechnet das Geburtsjahr aus und rufft: 1765 — hätte sie lieber das Geburtsjahr nach der Schöpfung berechnet: und die Algebra, die (nach Wolfs Auszuge) vermuthlich die Mathematik beschließt, rufft aus: Myriaden Sünder! Myriaden Engel! — So geht dieser lächerliche Traum die Moral und Theologie, die Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Chirurgie, ja zu guter lezt fünf ehrbare Jungfrauen, die schönen Wissenschaften durch, und schließt plözlich und erbaulich, weil das Blut des Träumers gar zu sehr

in Wallung gerathen war. — Wir haben die erbaulichen Katachresen, die dieser Traum ausschüttet, noch vermieden, und fragen bloß den Herrn Verfasser: für wen er ihn geschrieben? für die Damen? diese haben ja, wie unser Christlicher Sonntagsträumer aus einem Philosophischen Träumer, dem D. Krüger wissen wird, diese haben ja die Ehre, die Frau Algebra, oder Aerometrie nicht zu kennen; — Wer aber diese Namen versteht, wird der nicht, statt sich nach des Verfassers Meinung auch solchen Traum zu wünschen, wird der nicht vielmehr einen stillen Seufzer thun: daß Gott alle Erbauer vor solchen aufwallenden Träumen, vor Don-Quixottischen Witz, und erzwungenen Allegorien bewahren wolle. — Wir wiederholen, daß wir dies ganze Stück, und noch viel andre Stellen aus diesem Buch wegwünschen, und die Witzvollen Schwärmer zu bannen; daß, wenn nicht die vollkommne Zahl Drey dies Werk schließt, wir von dem Verfasser weniger Spuren von Predigtauszügen, mehr Stücke von der Art der Chrysostomschen Rede, und mehr Menschliche Erbauung erwarten wolten. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 3 fl.

Leipzig und Bernburg.

C. G. Cörner verlegt: M. Joh. Anton Trinius erste Zugabe zu seinem Freydenker-Lexicon, 765. 9 Bogen in 8.

Da das Lexicon, zu dem diese Schrift ein Supplement ist, schon 1759 erschienen: so halten wir unsere freye Gedanken darüber zurück, aus Furcht auch eine Stelle in seiner zweyten Zugabe zum Freydenkerlexicon zu bekommen. Denn in der That ist der Verfasser mit einer Stelle in seinem Wörterbuch nicht geizig: der begeisterte Bramine, Burnet, Beaumelle, Roußeau, J. Stephan Müller, und Oest, Premontval, Loen und Crugott; alles Freydenker; alles kommt hier zusammen, was sich kaum auf der Kürschnerstange zusammen findet: und wenn wir sehr viel Artikel ansehen, so ists beynahe eine Ehre, von einem furchtsamen Denker als Freydenker ausgeschrieen zu seyn. Herr Trinius ist beynahe

nicht zu etwas mehr, als zum Lexiconschreiber gemacht: dies ganze Supplement ist eine Mischung fremder Urtheile, über Leute, die der Verfasser selbst nicht kennt: und woher borgt er die Urtheile? aus Zeitungen, und wieder aus Zeitungen, von Postreutern und Briefboten, oder — aus Holbergs vermischten Gedanken: fürwahr wir haben die weitläuftige Belesenheit bewundert. — Wer wird es denn endlich unsern Deutschen Lexiconschreibern aus dem Sinn reden, daß man Wörterbücher ohne Kopf bloß mit der ehrlichen Theologischen Rechte schreiben müsse. Macht es nicht unsern Freydenkerzeiten Schande, wenn der Verfasser statt Antwort auf den merkwürdigen und freundlichen Brief des Herrn J. H. Oest (der jetzt Gräflich Wied-Runkelscher Kirchenrath, Oberinspektor der Kirchen und Schulen und Prediger in Runkel ist, und hier ein völliges Verzeichniß seiner Schriften giebt) wenn er statt Antwort ihm wieder ein fremdes Urtheil entgegen sezt: solte der, der Freydenker wägen wil, nicht selbst frey und vor sich denken? Man hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß er das Wort: Freydenker, ohne bestimmten Plan gebraucht habe: er frage sich erst, was dieses Wort bedeute? er suche alle seine Männer zu kennen, zu studiren, und ihr πρωτον ψευδος zu erforschen: er denke selbst frey, und schreibe nicht aus Zeitungen vor Zeitungen: (wie der Verfasser diese vor das ganze Publikum ansehen muß) sondern aus Büchern vor die Nachwelt. Alsdenn wird man mehr als einige abgebrochene, unvollständige und unsichere Nachrichten lesen. Der Herr Verfasser wird nicht den Herrn D. Ralph vor einen gekrönten Doktor halten, er wird nicht lächerliche Muthmassungen über den Eduard Fielding und andre fällen: kurz, es wird, ob gleich Weiber, Wörterbücher und Weissagungen selten vollkommen zu seyn pflegen, doch kein Supplement, wie dies, nöthig seyn. Fährt er aber in diesem Ton fort: so wünschen wir, und können es mit Orthodoxer Hand hinschreiben: daß unsere Zeiten vor sein Lexicon fruchtbar an Freydenkern seyn mögen.

Kostet in bemeldeten Buchhandlungen 21 gr.

94tes Stück. Den 25. November.

Leipzig.

Die für die schöne Litteratur in Deutschland so unentbehrliche Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste schließet sich mit dem 12ten Bande, dessen 2tes Stück wir jetzt ankündigen. Den meisten unsrer Leser, denen es nur um den guten Geschmack etwas zu thun ist, würde diese Nachricht unangenehm seyn, wenn wir nicht dazu sezzen könnten, daß eine Fortsezzung von eben der Art und Einrichtung unter dem Titel: Neue Biblioth. d. sch. W. u. f. K. nächstens erscheinen wird. Die Verneurung muß theils gefallen, da man bey einem langen Werk immer seufzt! ohe jam satis! wenn es in die zwanziger hineinläuft; theils, weil denen jungen Ankömmlingen im Reich der sch. W. solche Ruhepunkte und Zwischensteine auch bequem werden. Dieses zweyte Stück enthält: 1) Fortsezzung der Abhandlung übers Recitativ: die über die Musikalische Deklamation gute Gedanken liefert und, wenn wir nicht irren, den Herrn Kapellmeister Scheibe verräth. 2) Salomo: ein Trauerspiel, von Klopstock, wird nach den Dramatischen Regeln geprüft, und zurückgesezt. Wir wissen leicht, was Klopstock bey allen diesen Züchtigungen denken mag, und verzeihen ihm auch den kleinen edlen Eigensinn gerne, der gemeiniglich die Hülle zu seyn pflegt, in dem das geistige himmlische Genie den Erdgebornen Kunstrichtern erscheint. So unterscheidet sich in den Französischen Romanen die hohe Herkunft durch einen gebietenden Ton der Minen und des Gesprächs, die Musen durch einen kleinen Eigensinn in der Lebensart, und Homers Götter oft durch ein erhabnes *μωρον*. 3) Bianconi Sendschreiben über den Kurbaierschen Hof und die Stadt München: ein Werk, das die Gelehrte jeder Hauptstadt zur Nachfolge reizen solte. 4) Poetische Schriften von Zachariä: er empfängt nebst einem verdienten Lobe, auch gerechte Erinnerungen, und bey beiden ahmen wir den Orientalischen Pilgern nach, die zu jedem Grabmal, das sie antreffen, einen Stein werfen. Wenn das ganze Publikum

schon zu der Ausgabe eines Dichters aufgefodert wird: so ists billig, daß er auch seine lezte Hand an seine Arbeiten gelegt habe, ja daß die Musen selbst über das ganze Werk, und jedes Theil desselben, mit strenger, unpartheiischer Hand die Worte geschrieben: der Nachwelt und Ewigkeit heilig! Ist dies nicht, so ahmet man einem gewissen Französischen Dichter nach, der schon lange gestorben ist, wiewohl er noch lebt; und der die Kunst versteht, nach seinem Tode erst ganz zu seyn. 5) Theatralische Belustigung nach Französischen Mustern: eine Uebersezzung einiger Französischen Stücke. 6) Orphei *απαντα*: wovon wir schon Nachricht gegeben, und denn 7) Tragische Kantaten von Gerstenberg und Schlegel: in Musik gesetzt von Scheibe: wir sind nach diesem Geschenk einer doppelten Muse begierig. Man höre aus der Gerstenbergschen Kantate, die verlaßne Ariadne:

Wohin? wo flieh ich hin? hier ist der Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt, von allen Mächten bedroht!
Wehe mir! wehe mir!
Mit fliegendem Haare — wohin?
Irr' ich am Ufer und bin
Das Spiel der Winde!

Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um dich verdient, o Theseus! dies Grab
In diesen Wellen! Sieh denn einst herab
Von deinen Ufern — wenn einst die beglücktre Braut
In deinem Arm mit Schaudern hier herunter schaut,
Sieh denn herab auf mich, und sage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage,
„Sie war einst glücklich — fand doch hier ihr Grab!"

Welche Einbildungskraft! welche Sprache! und Accente zur Musik! — 8) Folgen die vermischten Nachrichten, die jedes Stück der Bibliothek so beträchtlich, so werth, so neu machen, daß ich es allemal von hinten zu lesen anfange, und von vorn, nach der

Schreibart der ältesten Griechen, auf gut *βουστροφηδον* wieder zurück pflüge. — Wir können keine bequemere Gelegenheit als jezt, da sich das Werk verjünget, haben, unser Urtheil über das Ganze zu fällen: Vielleicht sind die Kunstrichter bey der Censur der Gedichte zu gelinde, zu eintönig, und oft etwas schlummernd: vielleicht bey dem Auszuge gewisser Werke zu pünktlich, da doch eben die Hauptwerke weniger Auszug als Urtheil fodern: vielleicht solte eine Bibliothek der sch. W. uns den Fortgang derselben mehr im ganzen Bilde zeigen, und dazu vornemlich die Original-abhandlungen widmen: vielleicht solte eine Bibliothek der sch. W. in Deutschland insonderheit von dem Zustande einzelner Deutschen Provinzen mehr Nachricht in der schönen Litteratur einzuziehen suchen, und dazu die Schriftsteller einer Gegend zusammen-nehmen: vielleicht endlich würde aus der Vergleichung ähnlicher Autoren, und Aneinanderhaltung alter und neuer Werke, eben das Gemälde des Ganzen entstehen, das diese Bibliothek über Monatsschriften und Journale erheben könnte, zu den Werken, die die Griechen mit dem vielbedeutenden Wort: Geschichte, oder Tacitus: annales! überschrieb. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 1 fl. 9 gr.

Zürch, 1765.

Der Mann, von dem es gilt: je mehr du dich selbst erhöhest, je mehr wirst du erniedrigt werden: er, der vor sich eine Bibliothek elender Lobschriften, und wider sich einen noch grössern Stoß Schmähzettel hat: er, der auf den Berg von beiderley Papieren trit, und mit stolzem Zorn, und freundlichen Stolz auf sich zeiget: atqui ego sum — Kurz der Schriftsteller, der sich selbst, seinen Ruhm und Schande längst überlebt haben solte, auf dessen Grab man eine Handvoll Staub werfen könnte: molliter ossa cubent! an dem aber noch immer jeder halb vollendete Schüler sich zum Meister zupfen wil: kurz, Herr P. Gottsched trit jezt auf in Lebensgröße: Gottsched, ein Trauerspiel in Versen, oder

der parodirte Cato, Zürch 765. Diese Parodie zweener Aufzüge des Cato ist so grob, so unhöflich und Witzlos-lächerlich, daß, wenn sie einen andern Held sänge, er mit dem Verfasser der Aeneide und Henriade stolz schweigen könnte; ja bey einer so elenden Parodie als diese ist, glauben wir, kann auch selbst Gottsched die Worte des großen Hektors parodiren, da die Griechen wider seinen todten Körper wüteten:

Βάλλετε νῦν μετὰ πότμον ἐμὸν δέμας, ὅττι καὶ αὐτοὶ
Νεκροῦ σῶμα λέοντος ἐφυβρίζουσι λαγωοί.

Am todten Helden könnt ihr immer rasen:
Den todten Löwen schmähen selbst die Hasen.

Kostet in bemeldeten Buchhandlungen 12 gr.

Belustigungen für das Herz und den Geschmack in auserlesenen Schilderungen von Young, ꝛc. ꝛc. Frankfurt 765.

Niemand lasse sich durch den Titel betrügen! schrieb jener unter die Thüraufschrift, die ihn statt in eine Schatzkammer, Gold zu finden, in ein geheimes Gemach führte: und wir wiederholen diese Worte bey gegenwärtiger Charteque, die vielmehr: elende Zerstümmelung einiger guten Dichter heissen solte. Nicht aus Young, sondern aus Gellert, Kleist, Lange, Dusch und andern werden gute und mittelmäßige Gedichte genommen, ohne Zusammenpassung aneinander geflickt, als Prose, grob verstümmelt, und abscheulich gedruckt, und hinten an den Leser dazugeschrieben:

Kauft gerne dieses Buch, durchleset es mit Fleiß
Ich weiß, es reut euch nicht, denn es macht klug und weis'.

Ein Buchhändler, der solch Zeug der Welt auch nur einmal giebt, solte nie die Ehre haben, jemals was Gutes ihr liefern zu dörfen. Kostet in den oben genannten Buchhandlungen 21 gr.

Berlin.

Im Verlag der Realschule sind erschienen: L. Annaei Senecae Eclogae — Pensées de Seneque recueillies p. M. Angliviel de la Beaumelle et traduites en François, pour servir à l'Education de la jeunesse — 765. 10 Bogen in 8.

Aus dem Titelblatt, das den Sammler: Königl. Professor der Französischen Sprache und der schönen Wissenschaften in Kopenhagen nennt, ist zu sehen, daß Beaumelle diese Maximen des Seneka schon vor einigen Jahren gesammlet; so wie auch die Trübletsche Censur zum Druck schon 1749 unterzeichnet ist. — Vielleicht schütteln einige den Kopf, daß ein Verfasser von mes pensées, bey dem jeder Einfall ein Prosaisches Epigramm wird, auch einen alten Schriftsteller nach neuer Französischer Art umbildet, und ihn vielleicht nach seiner Lieblingswendung mit geistigem Witze im hohen Ton, oder mit den Waffen der Damen, mit Points und Nadelspitzen ausrüsten wil. Freilich verliert man bey allen solchen Eklogen — die man nicht mit Idyllen verwechseln wird, so wie jenes Mädchen sich Müllers Liebeskuß als einen Roman zur Erbauung kaufte — freilich verliert man den Faden aus der Hand, den der Verfasser in den Zusammenhang webt: aber oft, und insonderheit vor die Jugend ist auch eine Zusammenlese von einzelnen Blumen und einzelnen Trauben nützlich und angenehm, weil man in diesem Alter gleichsam die Knospe jedes vortreflichen alten Schriftstellers brechen, und in seine junge Seele sammlen muß. Und welcher Claßische Autor ist zu dieser kleinen Verstümmelung, um der Kinder und ihrer Engel willen, bequemer, als Seneka, der schon selbst seinen Styl so gerne zu Einfällen zuspitzen, oder zu Maximen runden mag. Man erlaube uns diesen Ausdruck, da die Griechen und Lateiner so sehr durch ihr os rotundum sich bemerkbar gemacht, als die Franzosen sich in die Points ihrer Sprache, und die Luftschwärmer ihres Witzes verliebt haben. — Herr Beaumelle hat folgende Artikel zu Merkstäben seiner Sammlung gesezt: von Gott, der Vorsehung, dem Menschen, der Tugend,

dem Gewissen, den Leidenschaften, dem glücklichen Leben, der Weltweisheit, der Beständigkeit und dem Vergnügen des Weisen, der Kürze des Lebens, dem Zorn und dem Frieden der Seele: unter diesen 13 Hauptleuten stehen die Schaaren von Gedanken, die im Lesen immer Neuigkeit, Fülle und Vergnügen darbieten. Wenn man auf der einen Columne das Blumenvolle Feld des Seneka in seiner gedrungenen Straise;[1] und auf der andern in der zierlichen, fetten und Schwungvollen Französischen Uebersezzung durchschauet; so macht der Kontrast dieser zwo Fluren seinen Augen so viel Vergnügen, als die Abwechselung des Lichts und Schatten, der Farben und Wendungen in P. Castells Farbenklavier hätte geben sollen. — Ist also die Nachricht gegründet, daß Herr de la Beaumelle in Languedoc, in seinem Vaterlande an einer prächtigen Lateinisch-Französischen Ausgabe des Tacitus arbeite, die er mit Noten und Originalabhandlungen ausschmücken wil: so versprechen wir von diesem Geistvollen Politischen Genie uns gewiß etwas mehr als mittelmäßiges, und vielleicht wird sein Werk in vielen Stücken den Fleiß krönen, den unsre Zeit auf diesen großen Schriftsteller wendet, den die Natur gewiß zum Könige gebildet hatte, der aber, da ihm das Reich fehlte, sich selbst zum ersten Politischen Geschichtschreiber schuff. — Es kostet diese Lateinische und Französische Anthologie des Seneka 21 gr.

95tes Stück. Den 29. November.

Rostock und Greifswalde.

Aus A. F. Rösens Buchhandlung, ist von den Briefen über die neueste Moral des 2ten Bandes 3tes Stück. 1765. 4 Bogen in 8. erschienen.[2]

Der Ton in diesen süssen Briefen ist noch immer derselbe: eine halbwitzige Satyre, wo unter neun bekannte Züge sich zum

---

1) Streife?. Wahrscheinlich schrieb Herder „Straife" (wie Krais neben Kreis noch im Reisejournal v. J. 1769).

2) „erschienen" fehlt im ersten Drucke.

zehnten ein neuer Gedanke stielt: Charaktere, die zwar nie unausstehlich, aber desto öfter langweilig werden, die sich zwar selten in unnatürliche übertriebene Merkmale verlieren, aber oft zu wiederholten und niedrigen Pinselstrichen herablassen: alsdenn, um den Raum auszufüllen, auch Moralisch-Satyrische Briefe, über ihre Moralisch-Satyrische Briefe: und immer ein Ton, immer die Sprache unserer Wochenblätter, immer die süsse Unterhaltung von Leuten, denen Pythagoras vielleicht würde gesagt haben: schweige noch 20 Jahr! — Dies ist ungefehr der Charakter dieser Briefe: treuherzig und langweilig; witzig und leer, wie das Gespräch junger Greise und hundertjähriger Knaben: weder allzu gut, noch allzu schlimm, so wie das Menschliche Leben. — Der Inhalt dieses Stücks wird unser Urtheil bestätigen: ein Lehrreich-witzig-doch in allen Ehren höflicher Brief an die Herausgeber, dem diese auch durch ehrbare Noten die gewöhnlichen und Pflichtmäßigen Honneurs ablegen: alsdenn Moralische, und so Gott und die Muse wil, auch Satyrische Gedanken über die Wörter galant, Heuchler, Ich: ferner: noch ein Brief an einen recht sehr guten Freund, mit einer Fortsezzung, und Gottlob! auch mit einem Beschluß: und endlich — ohe jam pene satis! ein Brief von einem feinen Pedanten über den jungen doch altklugen Spruch: Ein jeder gilt vor einen ehrlichen Mann, bis man das Gegentheil erfährt. — Alles dieses, und noch mehr kauft man in diesem 3ten Stück für 12 gr.

Die Kunst der Geduld: aus dem Englischen. Nürnberg bei Riegels Wittwe, 1764. 13 Bogen in 8.

Der Uebersezzer, Herr M. und Diakonus bey der Hauptpfarrkirche in Nürnberg, G. W. Panzer, fällt in dem Vorberichte dieses sonderbare Urtheil: „Wir Deutsche scheinen seit langer Zeit „gleichsam stillschweigend die Abrede mit einander genommen zu „haben, denjenigen für einen kleinen Geist zu halten, der nicht „wenigstens ein und andere Schriften der Ausländer, besonders „der Franzosen und Engländer, gelesen. Ob dies billig geurtheilt

„sey, gedenke ich nicht auszumachen. Warum giebt man sich denn „aber so viele Mühe, durch die Schriften der Ausländer allein „den Deutschen Witz zu schärfen, und das Feld der Gelehrsam„keit zu erweitern? Was gewinnet man am Ende damit" u. s. w. Der Herr Diak. muß hier das Theologische Lebensende verstehen, und freilich erwartet man in den wenigsten übersezten Büchern einen Unterricht selig zu sterben. Wir wissen auch nicht, ob der Vorwurf gegründet sey: wir hätten zu wenig Erbauungsbücher übersezt. Denn eines Theils haben die meisten Schriften von dieser Art so wenig Originales, und so viel Erbauliches, daß man sie den gründlichen und merkwürdigen Schriften meistens entgegen sezzen kann; anderntheils giebts ja auch viele Theologische Taglöhner, die Erbauungsschriften entweder handarbeiten, oder übersezzen. — Indessen sagen wir nicht, daß des Verfassers Kunst der Geduld übel gewählet wäre. Sie hat in der That so einen ernsten rührenden Vortrag, so viel aufrichtige Einfalt, und so gute und passende Tröstungen, daß sie Predigern, oder Kreuzträgern, jenen zur Beyhülfe, diesen zur Aufrichtung, nicht ohne Nuzzen seyn kann. Es haucht überall der wahre Geist der Frömmigkeit, der Redlichkeit und der geistlichen Erfahrung, so daß sie sich von dem geschrobenen Witz, den spielenden Akkommodationen, und den Dichterischen Trostgründen der meisten unsrer neuen Erbauungsschriften, Sterbens- und Lebensbibeln und anderer Bücher in diesem Ton merklich unterscheidet. Wir wünschen also dieser Schrift vielen Eingang, und Erreichung ihres Zwecks, da freilich die meisten unsrer Modeschriften, die man im Erbauungszimmer alter Frauen findet, entweder Mystische Labyrinthe vortragen, oder den Witz statt des Herzens reden lassen. Wir sezzen den Inhalt der Abschnitte her: Die Verbindung der Demuth, Sanftmuth und Geduld — das Krankenbett — Angst des Gewissens — die Versuchungen — Schwachheit der Gnade — Verlust des guten Namens — allgemeine Landplagen — Verlust der Freunde — Armuth — Gefängniß — Verbannung — Blindheit und Taubheit — Unfruchtbarkeit — Schlaflose Nächte — Graue Haare —

Die Sterblichkeit — Das jüngste Gericht — Kampf mit den geistlichen Feinden — Das Bild der Geduld. — Wie kommts aber, daß eine Verfehlung der Wünsche, eine böse Ehe, böse Kinder und dergleichen, keinen Abschnitt verdient haben? — Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 24 gr.

97tes Stück. Den 6. December.

Hamburg und Leipzig.

Neue Lieder zum Singen entworfen von G. 764.

Neue Lieder zum Singen entworfen: wir wollen diese Ueberschrift zergliedern, und gegen ihren Inhalt halten.

Lieder!) Ja es sind Anakreontische Lieder, die von Liebe und Wein handeln, und das auf 8 Bogen. Man sieht, der Verfasser habe bey verschiednen unsere geistliche Liederdichter vor Augen gehabt, und das beste vielleicht in dieser Sammlung, das an die Liebe! (p. 51) ist unstreitig eine mittelmäßige Nachahmung des schönen Horazischen[1] Liedchens: Freude, Göttin edler Herzen. Indessen so Gothischdeutsch die Titelvignette ist: so möchten auch die meisten Züge in diesen Liedern seyn, ob der Verfasser gleich einen ziemlichen Fluß im Reimen, und Leichtigkeit in Wendungen hat.

Neue Lieder) Wir haben unter unsern zahlreichen Liedersängern bisher, wie uns dünkt nur folgende neue Liederdichter gehabt, die sich mit einem charakterischen Zuge unterscheiden, und die Deutschen mit neuen Originalstrichen beehren: Hagedorn, der Vater unserer Anakreons, ist neu in der feinen Durchwickelung seines Thema, in dem Angenehmen, das er jedem Schattenstrich zu jedem Gemälde gibt, der Harmonie, die sich unter allen seinen Nachfolgern am nächsten der Musik anschmieget. — Uz ist neu, daß er seinen Lyrischen Gesang auf sanften Taubenflügeln in die

---

1) Verschrieben für „Hagedornschen"?

Luft zu schwingen weiß, daß er unter Rosen philosophirt, ob seine Gedichte gleich nicht den sanften Glanz, und den rauschenden Strom der Fülle und des Numerus haben, der seinen Lehrer Horaz unterscheidet. — Leßing ist neu in den schalkhaften, und den boshaften Artigkeiten, Gleim in der naiven Stärke des Gedankens, Weiße in der Munterkeit der Wendungen, und Gerstenberg durch seine tändelnden Gemälde, deren jedes so sehr ein schönes Ganzes ausmacht. — Das sind unsre alten Liederdichter, aber dieser neue? Wir wissen keinen ihm eignen Zug: die neuen Bilder, auf die er stößt, weiß er vielleicht nicht gnug auszumalen, zu schattiren, auf einer einnehmenden Seite zu zeichnen. Die beyden Dithyramben sind gar nicht neu, und die lezte ist eine elende Nachahmung der lezten Dithyrambe des H. Pr. Willamovius.

Zum Singen) Die Versarten sind meistens Musikalisch, und aus unsern besten Dichtern gesammlet; allein matte Wörter, matte Strophen, und insonderheit seichte Tändeleyen, sind in dem Singen immer so unausstehlich, als wenn auf einem französischen stummen E getrillert wird.

entworfen:) Hätte es von des Verfassers Entwürfen geheissen, wie vom jungen Wein: nonum prematur in annum! so hätten wir vielleicht den vierten Theil, aber vollkommner erhalten; jezt aber schreiben wir in seinem Namen mit weissagender Hand hin:

Euch jezt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten,
Unsterblich werden sie nicht seyn!

Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 1 fl.

101tes Stück. Den 20. December.

Halle.

Bey C. P. Hemmerde 1765. G. F. Meiers Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt.

Da der Herr Verfasser noch nicht dürftig ist, seine Gedanken über mancherley so genannte Philosophische Dinge der Welt

mitzutheilen: so gehörts auch mit zu den Pflichten der Welt, sich seines Vorraths unschuldig zu gebrauchen. Er gibt diese Schrift für ein Moralisches Bedenken aus, über die Frage einer gewissenhaften Standesperson: ob sie mit gutem Gewissen die Welt brauchen könne. Er hat sich hierüber nicht blos gewissenhaft und weitläuftig d. i. gründlich erklärt: sondern auch, wie er sagt, von sich den Verdacht der Eitelkeit müssen erwecken lassen: als hätte er ein Buch für die große Welt schreiben wollen. Ist dies lezte: so wissen wir nicht, warum der Herr Prof., der doch seiner Standesperson vermuthlich kein Collegium lesen wil, seine Gedanken im Professorstyl, und in 69 §§. vorträgt. Vielleicht weil er seinen Lesern damit Gelegenheit geben, sich hinter jedem seiner Paragraphen durch einen unschuldigen Gebrauch der Welt zu erholen: und uns wird er auch am Ende des Buchs erlauben, zur unvollkommenen 69 Zahl den 70 §. zuzufügen: wie folget:

§. 70. Supplement zu des Hrn. Prof. Meiers Gedanken vom unschuldigen Gebrauch der Welt.

„So wie es eines vernünftigen Weltbürgers Pflicht ist, die Welt auf eine unschuldige Art, doch in ihren gesammten Beziehungen zu gebrauchen, und dadurch zu seiner und seiner Mitmenschen Vollkommenheit auf eine unschuldige Art etwas beyzutragen: so muß auch ein jeder Autor, der sich durch die Zahl seiner Schriften bey einem Kreise von Lesern Aufmerksamkeit verschafft, sich derselben unschuldig zu gebrauchen wissen. Ueber eine jede Materie, wobey seine Worte unbestimmt sind: z. E. Welt, Gebrauch, unschuldig: lassen sich mit wenigen Kosten gewisse Charaktere liefern, die eben so unbestimmt Gedanken heißen. Wie aber ein jeder die Welt aus einem eignen Gesichtspunkte ansieht: auf eine seinen Minen und Händen bequeme Art gebrauchet, und die Unschuld sich auch nach jedes seinem Stande und Alter modificirt, so daß eine Mädchen- eine Jünglings- eine Manns- eine Damen- und eine Philosophische Unschuld nicht völlige Synonymen seyn möchten: so hat auch jeder Schriftsteller die unschuldige Freiheit, seine Gedan-

ken auf eine ihm beliebige Weise bekannt zu machen. Man wüste, was man erwarten kann, wenn ein windiger Franzose penseés sur l'usage innocent du monde lieferte: nemlich Epigrammatische Einfälle über den Umgang mit der schönen Welt, die bey dieser Nation vorzüglich und anständig die ganze Welt (tout le monde) heissen. Man wüste, was man erwarten könnte, wenn ein Engländer, voll Spleen und Humour: remarks on the innocent use of the world schriebe: nemlich Brittische Einfälle über die Eigenheit und Freiheit. Man wüste, was man lesen würde, wenn der Titel hiesse: Thomas Abbt vom Gebrauch der Welt: nemlich: Betrachtungen über den Genuß der Dinge, wie sie ein guter gesunder Menschenverstand denken wil. Und eben so weiß man, was man mit der Ueberschrift kaufet: G. F. Meiers Gedanken 2c., eine Philosophische Abhandlung, wo der Satz des Titels erläutert, gegen seine Einwendungen, die man sich selbst aufwirft, gerettet, bewiesen, in seinen Folgen gezeigt und hier und da etwas angenehm gemacht wird." Mit dem lezten haben wir zugleich den Inhalt dieses Buchs treulich, und sonder Rückhalt gemeldet, und wünschen ihm, mit zum Vergnügen der Welt etwas beytragen zu können. Herr Prof. Meier wird einst das Jo! des sterbenden Augusts: plaudite, vixi! und den Triumph eines Schulredners: plaudite, dixi! auf eine unschuldige Art so gebrauchen können: plaudite, scripsi! — Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 21 gr.

102tes Stück. Den 23. December.

Braunschweig.

Die Meyersche Buchhandlung verlegt: D. Gilbert Burnets, Bisch. von Salisbury Reformationsgeschichte der Kirche von England, nach dem Auszuge des Verfassers; aus dem Engl. nebst Anmerkungen und Anhang, 1 B. Die Regierungen Heinrich des VIII. und Eduards des VI. Braunschweig 1765.

Burnet ist in der Kirchengeschichte ein Mann vom ersten Range und seine weitläuftigere Reformationsgeschichte eine Hauptquelle in der Englischen Kirchenveränderung. Er selbst hat aus seinem großen Werke diesen Auszug verfertiget, und wie er in jenem den Saamen zu vortreflichen Gedanken mit freygebiger Hand ausgestreuet; so hat er auch hier nicht die Charaktere der Männer, die auf der Bühne der Begebenheiten eine Hauptfigur machen, die Triebfedern und Folgen der Handlungen aus der Acht gelassen. Inzwischen war jene Geschichte der Reformation mehr eine Rechtfertigung und Schutzschrift derselben zugleich; hier aber ist der Kern der Erzälung ohne Urkunden und Streitschriften, mit einer Glaubwürdigkeit, die sich auf jene reiche Vorrathskammern beziehet. Burnet führet die Reformation von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Vollendung unter der Königin Elisabeth; und eben deswegen hat er auch keinen Fremden sich in sein Geschichtschreiberamt greifen lassen wollen, sondern den Auszug selbst mit eigener Beprüfung ertheilet. Der Bischof ist ein Zeuge von großen Revolutionen, die in seine Lebenszeiten einschlugen; er ist gewissenhaft und aufrichtig, und da er näher an diesen merkwürdigen Perioden der Englischen Kirche gränzte, so kann man sagen, daß sein Herz Theil nimt an dem was er geschrieben. Er läßt sich daher in der Vorrede sehr Ascetisch und gerührt über die Spaltungen der Kirche aus, über die Symptomata der Kaltsinnigkeit im Gottesdienste und des wenigen Einflusses der Lehre in das Leben, über Partheien, Gewaltthätigkeiten und Unruhen, daß er billig seufzen darf: England wisse nicht, was zu seinem Frieden diene. Doch dieser gute Strafprediger ist längst vermodert, er hat gnug Nachfolger, und die Welt bleibt beym Alten. Die Geschichte der Kirche, welche Burnet beschreibet, gehet von den Auftritten unter Heinrich dem VIII an bis 1553. Dieser König ist, wie bekannt, einer der seltsamsten Köpfe auf dem Englischen Thron gewesen, ein Britte, beynahe noch wie die Theaterhelden des Schakespears. Ihm war es leicht, seinem Abgesandten gegen das Wagspiel auf dieses eigenen Kopf zum Aequivalent einige tausend Französische Köpfe zu versprechen,

obgleich der Abgesandte es aufs höflichste verbat, weil unter allen jenen tausend Köpfen dennoch keiner auf seinen Rumpf passen würde. Heinrich und der Pabst entzweiten sich in der Sache seiner Ehescheidung wegen der Suprematie und der Superiorität, (ein böses Ding, das oft in der Welt Gährungen verursacht hat!) Das Ansehen des Römischen Dictators unter der dreyfachen Krone fiel vor dem Honny soit qui mal y pense eines Königes, der, nach einem altdeutschen Ausdruck kurz gesagt, rabbelköpfig und kurz angebunden war, in einer Hand die Liturgie hielt, und mit dem Schwert in der andern zuschlug. Es ist daher nichts neues, zu seinen Zeiten allerhand Märtyrer bald der einen bald der andern Parthey zu erblicken, die ohne viele Umstände zum Blutgerüst oder gar zum Scheiterhaufen geführet wurden, Günstlinge, die das Rad des Glücks bald nach oben bald nach unten warf. Dank sey es unsern Zeiten, da man mit Strafen ordentlicher verfährt, und da die Männer mit ihren Weibern nicht so grausam und so schnell umspringen dörfen, wie Heinrich in seinen Ehescheidungen. Der unbiegsame Charakter indessen von diesem Könige und der donnernde Unsinn des Pabstes thaten der Religion die besten Dienste. Es war ein Werk der Vorsehung, welche die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenket und die Menschen wie Thon in ihren Händen hat. B. schildert Heinrich den VIII. mit vieler Freiheit. Seine Staatsklugheit bestand darin, sein Volk durch Schrecken in Zaum zu halten. Seine Rachsucht foderte stets Blut; sein Ansehen als Haupt der Englischen Kirche nur im geringsten antasten, hieß einen Hochverrath begehen, und es war selbst gefährlich ihm die Stunde seines Todes anzusagen. Auf seine stürmerische Regierung folgte die sanftere des Eduards, allein es war nach dem Rostbeef der damaligen Zeiten nöthig gewesen, daß erst Schlossen, Hagel und Ungewitter vorhergegangen, ehe ein Sonnentag das Land erfreuen, und der Kirche zu ihrem Wachsthum eine gelinde Wärme ertheilen konnte. Nur es war auch ein kurzer Sonnentag. Eduard, dieser fromme Fürst regierte nicht lange. Burnet macht ihn zu einem Wunder seiner Zeit und, nicht viel gefehlt, zu einem Heiligen.

So viel glauben wir, Eduard war ein gelehrter Herr und weniger pedantisch wie Jacob I. Eduard liebte die Tugend. Er war ein Titus, aber zuweilen ohne Nerven, und eine aufblühende Rose, die im sechszehnten Jahr des Alters ihre Gerüche einer unwürdigen Welt und einer Nation entzog, die durch gewaltig im Schwange gehende Laster bey den Großen, bey der Clerisey so wohl als unter dem Volk sich blutige Geisseln unter dem nachfolgenden Regiment als eine Rache des Himmels zuzog. Der Anhang enthält verschiedenes, besonders ein merkwürdiges Gesetz Eduards I. das Statut der todten Hand, daß Güter nicht in Hände solcher Personen fallen solten, von welchen der König und das gemeine Beste keine Dienste hätte, womit man die Erbeutungen der Klöster einschränken wolte, und eine umständlichere Nachricht von der Hinrichtung der unglücklichen Anna Boleyn, die schon durch den Verdacht der Untreue einen König bis zum Schwertschlag reizte, bey dem es ein Todesverbrechen war, nur coquett scheinen zu wollen. Was für ehrbare Zeiten! — — Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 5 fl.

DAS DEVTSCHE ATHENE.

Eine Ode an Herrn K. von dem Verfasser der Dithyramben. Berlin bey F. W. Birnstiel 765. 1 Bogen in 8.

Vielleicht ist es der deutsche Horaz in Berlin, der, weil seine Oden meistens bey einzelnen Fällen erscheinen, die Mode aufgebracht hat: Oden, wenn sie auch nicht Individualumstände besingen, auf einzelnen Bogen der Welt mitzutheilen. Die gegenwärtige aber erhebet sich über den Stoß gemeiner fliegender Blätter so sehr, als sich auf dem Titel das adeliche Von: von dem Verfasser der Dithyramben ausnimt. Sie ist im unmetrischen Sylbenmaaße, und ohngeachtet des manchmal gar zu merkwürdigen Reims, voll schöner, oft voll neuer Bilder. In der That ist das Deutsche Athen (Athene heißt es bekanntermaßen im Griechischen) das Königliche Berlin, das einen Friedrich zum Vater und Schutzgott, das

die Musen zu Lieblingen, und einen Ramler, Gleim, Sack, Euler, Sulzer, Schmidt und Meil zu Söhnen hat: diese Königsstadt ist gewiß im Stande, ein Genie zu einer so Patronymischen Ode zu begeistern, als Pindar bey seinen schönsten Siegsgesängen den glänzendsten Städten Griechenlands geweiht hat. Müßte indessen die Ode, die wir als Herolde des Sieges mit dem Epheustabe in der Hand ankündigen: müßte sie nothwendig gegen einen Pindarischen Gesang, wenn er in dem Lobe eines Helden auf die Ehre seiner Nationalstadt ausschweift, gehalten werden: so würde man freilich das ganze Gebäude der Ode vermissen, wo jeder Fuß, oder nach der Arabischen Prosodie zu reden, jeder Nagel, das Ganze an seinem Orte hält, bevestiget und ziert: man würde vielleicht statt des Pindarischen Odenstroms bisweilen einige rauschende Wasserfälle entdecken; aber das Gedicht als ein Lyrisches Stück überhaupt betrachtet, behält immer die glänzendsten Stellen: Man höre einige:

Ein GOtt schuff einst das ewige Berlin
Das griechisch glänzt und römisch sieget! — —
— — Der Pallast, wo von Feindesblut
Gewaschen, Friederich im Löwenschlummer ruht,
Und Blitz noch glimmt in seinen Händen! —
Nicht weit von ihm in furchtbar schöner Pracht
Das Haus, wo seine Donner schlafen —
Weh euch! auf deren Trotz selbst dieser Aetna wacht!
Mit Flammenströmen wird er strafen.
Glückseliges Berlin!
Noch immer steigt dein Ruhm Aeonenlang zu blühn —
Von dir ist einst Germaniens Horaz,
Und sein Anakreon getränket,
Du hast Chrysostoms Geist — Galens — und des Cujaz
Euklids und Platons ihm geschenket.
Die Künste blühn hervor!
Bezaubernd überströmt das ungnügsame Ohr
Thalia unter Friedrichs Schutze,

Der von Göttinnen selbst gelehrt
Die Mutter Harmonie mit Heldengriffen ehrt
Dem Welschen Stolz zum hohen Trutze. —

Wir wünschen dem Dichter ein Amen zu seinem Wunsche: statt des Weichselstroms am Ufer der Spree wandeln zu können, und wenn er alsdenn noch mit reiferem Ton das Deutsche Athen besänge: sein Meistergesang hiesse:

Von allen Bäumen wählt mein Lied
Die Ceder, die gen Himmel blüht,
Die Rose von den Blumenbeeten,
Berlin von allen Königsstädten!

Und daß er sich alsdenn so erhübe, als Virgil singt:

Roma inter alias tantum caput extulit urbes,
Quantum lenta solent inter viburna cupressi!

Aus den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen auf das Jahr 1766.

6tes Stück. Den 20. Jenner.

Leipzig und Breslau.

Bey J. F. Meyer. Briefe zur Bildung des Geschmacks: an einen jungen Herrn von Stande. 2ter Theil. 1 Alphab. und 1 Bogen, in 8.

Da der erste Theil dieser Briefe vom Publikum gut aufgenommen ist: so erwartet man vielleicht auch von diesem zweyten Theil eine vollständige Nachricht, und ein unpartheiisches Urtheil. Herr Dusch scheint durch eine Reihe von allerhand Briefen, die bald freymüthig, bald Briefe an Freunde und Freundinnen, bald Briefe zur Bildung des Herzens hießen, endlich an eine Materie gekommen zu seyn, die seinem Genie am angemessensten ist: und die die 2 benannte Theile von Briefen zur Bildung des Geschmacks anfüllet: es ist ein Urtheil über die Lehrgedichte. So wie ihm die Kunstrichter zu Gedichten vorzüglich diese Sphäre angewiesen: so zeigt er mit seiner Kritik auch Praktisch, daß Lehrgedichte sein Feld seyn können. — Im ersten Theil machten die Georgischen Gedichte den Anfang, und die Komische Epopee schloß: bey jenen vermißten wir zwar Zergliederungen aus dem Hesiod, und schrieben es dem Mangel einer Griechischen Zunge zu: bey dem scherzhaften Heldengedicht schien uns der schöpferisch-kritische Geist zu fehlen; und bey den vorausgeschickten allgemeinen Einleitungen fanden wir hin und wieder ungenannte Auszüge aus Wartons Versuch über Popens Genie: wovon insonderheit im 3—5 Briefe bei Gelegenheit der Poetischen Historie sehr sichtbare und oft lächerliche Spuren vorkommen. Indessen ohngeachtet dieser Unvollkommenheiten schlossen wir im begeisterten Ton: Bene, bene,

bene! Und mit diesem Zuruf werden wir auch jezt fortfahren können. Der 1ste Brief frägt mit Batteux: ob ein Lehrgedicht Poesie seyn könne? Die Ein- und Uebergänge gerathen dem Verfasser etwas langweilig: endlich kommt er auf die Ursache, warum Batteux dem Lehrgedicht die Poetische Stelle hat streitig machen wollen, da er doch der Historischen Wahrheit ein Anrecht zur Dichterklasse nicht vorenthält? Er antwortet: „Vom Historischen Wahren zum Poetisch-wahrscheinlichen ist nur ein kleiner Schritt: beide sind von einerley Natur: jenes kann die Erdichtung sehr wohl zum Kleide nehmen. Aber das Dogmatisch-wahre? — man sieht gleich, daß dies schon von der Erdichtung entfernter sey, daß es mit der Poetischen Fiktion oft kontrastire; und wenn Batteux nichts als die Erdichtung Poesie nennen wil: so ist über das arme Lehrgedicht schon der Stab gebrochen. — Hier bestrebt sich also der Verfasser, der selbst ein Lehrdichter ist, den Dogmatischen Dichtern Siz und Stimme wieder zu verschaffen. „Zu der Erfindung so mannigfaltiger Verschönerungen, meint er, und zu einer glücklichen Verbindung derselben mit dem Wahren gehört eben so viel Erdichtung, als zu einem Epischen Gedicht: sonst müste Shakespear ohnstreitig zum Banisenschreiber eine armselige Figur machen." Hier verstehen wir wenig: ist denn Shakespear nicht eben der Antipode der Lehrdichter? oder ist Whistons Theorie der Erde und Kants Theorie des Himmels denn ein Gedicht, weil sie beide Einbildungskraft haben: ist Leibnitzens Monadenwelt ein Gedicht, da sie Erdichtungskraft fodert? Er fodert vom Lehrdichter, wie er meint, große Talente, weil es bei dem Lehrgedicht alles aufs — Kolorit ankommt. Nun denn! so ist Titian dem Raphael gleich, oder er sagt nichts zur Sache. — Um in das Ganze des Lehrgedichts, nicht bloß in die Episoden Fiktion zu bringen, schlägt er zum Thema eine wahrscheinliche Hypothese vor, auf die ein Didaktisches Wahre gebauet würde: wie z. E. Wielands Briefe der Verstorbenen. Nichts neues! denn die Poesie baut nicht einen Tempel des Wahren auf; und bey seinem Gebäude frägt sich immer: sind einzelne Gedanken, oder Bilder Poetisch? das heißt sind Stücke draus

Poesie? — wo nicht, so wird Allegorie draus, und eine Dogmatische Allegorie ein langes Lehrgedicht durch, ist nicht für jeden. — Der Verfasser ist also noch weniger mit Warton eins, der zum Kennzeichen der Poesie es macht, daß man auch ohne Versmaaß disjecti membra poetae finden müsse: und wir würden doch mit zehn Gründen auf des Engländers Seite übergehen. Freilich hört es denn auf, Gedicht zu seyn, wenn man liest: „Bebt, schwache Sterbliche, und wünscht mit feigen Thränen" ꝛc., aber wer kann sich helfen. — Kurz, wir finden von dem Verfasser wenig zur Sache, und nichts zur Entscheidung angebracht: ob es uns gleich ein Hauptsehepunkt scheint, die Alten durchs Bildervolle, die Neuen durchs Lehrende zu charakterisiren. — Der 4te Brief redet von der Einkleidung der Lehrgedichte; gnug von ihm! Mehr Eigenes sagt er von der Verschönerung der Gedichte durch die Form, Verzierung und den Ausdruck, viel kleine Anmerkungen, die zu prüfen zu geringe, und übergangen zu werden beynahe etwas zu gut sind. Der Autor ist durchaus keiner von den kritischen Geistern, bey denen ein Gedanke siebenfach und ein Blick des Auges ein siebenfarbigter Sonnenstral ist: indessen bestrebt er sich auch mehr, als nachzusagen. Dem ganzen Werk in allen 3 Theilen (denn hier wird uns noch ein Theil versprochen) scheint der Plan zum Ganzen, und der Strich der Meisterhand zu fehlen, der vollkommen trift, und ein vollkommnes Auge will. Bilden können diese Briefe unmöglich den Geschmack, aber wohl ihn hie und da feilen. — Die Gedichte, die hierauf nach der Manier des ersten Theils zergliedert werden, sind: Ogilvies Allegorisches Gedicht von der Vorsehung, Priors Salomon, Grangers Zuckerrohr, Racine von der Religion, Akensides Vergnügen der Einbildungskraft, Lucrez Natur der Dinge, Polignacs Antilucrez, Browne Unsterblichkeit der Seele und Youngs Nachtgedanken: — lauter Beyträge zu unsern kritischen Zeiten, unschuldige Beyträge, die nie den Geschmack des Jahrhunderts und der Nation bilden, oder umbilden können. Dörfen wir vom Verfasser dieser Briefe etwas fodern: so sey es eine Uebersezzung, aber eine Ebertsche Ueber-

sezzung von seines gelobten und liebenswürdigen Dyers Lehrgedichten, darunter wir die Wolle, seinen Grongarshügel, und Ruinen von Rom besonders nennen. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 1 fl. 15 gr.

9tes Stück. Den 31. Jenner.

Die Hofnung besserer Zeiten für die Schulen: eine Einladungsschrift, womit zur feierlichen Begehung des zweiten Jubelfestes des evangelisch-lutherischen Gymnasii zu Halle ..... einladet M. Joh. Pet. Miller, Halle bey Gebauer, 765. 3 Bogen in 4.

Der berühmte und verdiente Herr Rektor Miller, unser Deutscher Rollin, giebt uns hier Erfahrungsvolle Vorschläge zur Verbesserung der Schulen, von denen er nicht weiß, ob er sie Ahnung, Hofnung, Wunsch oder einen süssen Traum nennen soll. Er ist zu dieser Prophezeyung, wie er sagt, durch die Peterburgschen Anstalten, durch die Preußische Verbesserung der Landschulen, und durch den Eifer, durch den Sachsen seine Schulen heilen will, veranlaßt worden. So wie wir wissen, daß seine Plane nicht ganz mehr zu den Luftgebäuden gehören, sondern Stückweise hin und wieder schon versucht worden sind: so wünschen wir, daß sein Nachfolger, der zum dritten Jubelfeste das Programm schreiben wird, schon Materie gnug von einer völlig erfüllten Hofnung besserer Schulen hätte. Herr Miller erdichtet sich einen Fürsten, der ein Schulfreund ist, unter dem Namen Gelon; — (denn zu allen Verbesserungen der Schulen ist der Arm des Regenten die Hand, die aus den Wolken sich senkt und tausend andre in Bewegung sezzen muß.) Er fodert für Schulen Lehrer von großer Geschicklichkeit und von dem besten Willen. Zu diesen wil er junge Gelehrte, die auf Akademien die Philologie und Philosophie als Privatdocenten gelehrt, eine halbjährige Probe des Schulunterrichts glücklich abgelegt, und nach zehn treuen Schuljahren mit den einträglichsten Pfarrstellen belohnt, oder wenn sie außerordentliche

Schultalente haben, bey herannahendem Alter in einem Stifte (wie Sokrate im Prytaneum) anständig versorgt werden sollen. Alle niedrige Amtsverrichtungen der Schulmänner werden abgeschaft, und die schönen Jugendanstalten in Würtemberg zum Muster genommen. — Die vielen schlechten Lateinischen Trivialschulen werden vermindert und in größere zusammengezogen: in den Deutschen Schulen kleiner Städte schlägt er das Reccardsche Schulbuch, gründliche Theologische Anweisungen, einen Auszug aus den Baumeisterschen, Gottschedischen oder Ernestischen Philosophien, eine Känntniß der Künste und Handwerke, und zum Nachschlagen das Jablonskische Lexicon vor, und rühmt die Gothaischen Anstalten des frommen Ernst hierin. Diese bloß deutsch unterrichtete Kinder kommen (si ad altiora adspirent) ins Lateinische Gymnasium: jezt lernen sie die Sprache leicht, verständig und mit Nuzzen, die sie vorher mit Schlägen und Unwillen sich in 15 Jahren kaum leidlich in das Gedächtniß einprägten. Er schlägt hiezu als Mittel die Französische Sprache vor, von der man die Lateinische gleichsam abziehen lernte. — Aber drey Einwürfe macht er sich hiegegen: Erstlich, so lernen die Schüler das Lateinische zu spät? — Nein! denn die alte Römische Sprache ist ja nicht die wichtigste in der Erziehung; (ein Vorurtheil aus den päbstlichen Zeiten!) und eben sie hat doch eine Seichtigkeit in dem Religionsunterricht der Schulen eingeführt, die in unsern gefährlichen Freydenkerzeiten so schädlich seyn kann. Hier redet der Verfasser in einem Christlich-Patriotischen Enthusiasmus für eine gründliche Bildung der Kinder in der Religion, der die Historie, Naturgeschichte und Geometrie zu Stüzzen dienen können. — Zweitens, sie lernen das Latein gar nicht, oder doch unvollkommen? Miller leugnet dies mit Recht aus dem Beyspiel andrer Sprachen, die wir eben so spät lernten; und auch denn gnug, wenn man statt Worte Sachen, statt der Sprache der Römer und Griechen ihre Weisheit geschöpft hat. Die Lateinische Sprache hat nie die Barbarey verjagt, sondern die Gelehrsamkeit, die man in ihr kennen lernte, und Manutius, Bembus, Politian nüzzten bey ihrer Lateinischen Künsteley

weniger als Reuchlin, Erasmus und Melanchthon. Die Philosophie, Historie, und die soliden Känntnisse heitern das Gemüth auf; nicht die Sprache; eine Wahrheit, die sich so sehr bestätigt, wenn man ein lehrbegieriges belesenes Frauenzimmer gegen einen pedantischen Schulknaben der Lateinischen Sprache hält. Ein etwaniger Schnitzer in einer Lateinischen Disputation ist ja in der That kein solch Verbrechen, wofür es ein Cellar hielte, und Geßner, der Attische Geßner selbst achtete auf solchen Mißtritt der Zunge nicht. Hier tadelt Herr Miller die lange Reihe von Autoren, die Tanaquil Faber, Morhofs Polyhistor und Heineccius in seinen mittelmäßigen fundam. stil. cultior. der Jugend empfehleten, und schlägt an deren Stelle lieber die Reccardschen Realwissenschaften und die so sehr vernachläßigte gelehrte Geschichte vor. Er hat Recht, daß wir nur die Bergers, Mosheime, Geßners und Ernesti gern Lateinisch lesen, und daß ein Lateinisches Genie sich doch durchbrechen werde, wenn es auch spät in sein Lieblingsfeld eingeführt wird. — Allein drittens! wo bleibt ohne die Lateinische Sprache der Ruhm der Deutschen bei den Ausländern? O lasset uns erst deutsch Ruhm und Nuzzen schaffen; Herolde werden sich immer finden, Genies werden sich immer eine Bahn brechen, und siegen. — Wir haben bisher einen treuen Auszug aus dieser merk- und lesenswürdigen kleinen Schrift gemacht, ohne ihn durch Einwürfe zu unterbrechen; denn oft hat der Herr V. sich nicht ausführlich gnug über kleine Nuancen ausdrücken können, oft scheint er selbst bloß Vorschläge zu thun, die freilich ihren Nachtheil auf der einen, durch den Vortheil auf der andern Seite bedecken. Es ist dieser Raum zu klein, und die Schulstreitigkeiten zu alt (grammatici certant) als daß wir jeden Zug in seinem Gemälde prüfen könnten. Im Ganzen hat der V. nach unsrer Meinung völlig Recht, wenn er die Realwissenschaften erweitert, und die Lateinische Sprache in ihrem Despotismus einschränkt; allein uns dünkt, daß er oft die ganze Philologie mit der Lateinischen Sprache verwechsele, daß er den schönen Wissenschaften nicht Platz gnug lasse, daß er, um immer nützliche Leute (von gutem commun sense) zu bilden, die

Genies etwas versäume, daß das Urtheil über die Mythologie unstreitig zu hart und zu Theologisch ist, bloß wenn er sie ganz abgeschmackt, ganz und gar unnütz nennet. Es scheint uns ein Christlicher Eifer zu seyn, wenn er sagt: die Enthusiastische Dacier habe ihrem Göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert, und fortfährt: wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebet, wird sich nie verleiten lassen — — — die verführerischen Reize in U. lyrischen und andern Gedichten zu erklären — Diese und andere Ausdrücke scheinen zu denen zu gehören: quas incuria fudit iners: sonst aber haben wir unsere Absicht erfüllt, wenn wir sie unsern Lesern, insonderheit denen die Erziehung der Jugend theils eine Pflicht, theils eine Merkwürdigkeit ist, bestens empfohlen haben. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 9 gr.

10tes Stück. Den 3. Februar.

Quedlinburg und Leipzig.

Schreiben über die Frage: ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Original-Scribenten Schuld sey, abgefaßt von Joh. Jac. Rambach, Rektor des Quedlinburgschen Gymnasii, bey Bisterfeld, 1765. 3 Bogen in 4.

Es ist dem großen Young schon einigemale so gegangen, daß man einige kühne Aussprüche von ihm von den andern losgeschnitten, zerschnitten, betrachtet, und nach Umständen zu bekräftigen, oder zu verneinen beliebt. Wenn ein Genie auf der Staffel seiner Originalgedanken zu einer Höhe klimmt: so verlieren ihn die Geister des ebenen Bodens aus dem Gesicht, oder sehen ihn auf seinem Gipfel in einer kleinen Gestalt. Wir erinnern uns hiebey an den Gems und die Ziege in Gleims Fabeln, und wenden diese

1) Im ersten Drucke sinnlos: quas rei in curia etc. (Horat. A. P. 352; richtiger citiert Fragmente II, (3) 193).

Bemerkung mit Bescheidenheit auf Young und den Aeon nach ihm an. Oft verfolgte er die Kette kühner Gedanken bis zu einem Gliede, das uns schwächern Geistern Paradox scheint: und über dergleichen steile Kluftaussprüche läßt sich nachher füglich ein Programm, eine Schulrede, ein Sendschreiben ausarbeiten. Die beiden ersten haben wir schon erlebt: hier ist das dritte, ein Gratulationsschreiben an Herrn R. Miller in Halle, bey dem Jubiläo seines Gymnasiums. Young in seinem Originalwerk, das von den Originalschriftstellern so stark, bündig, Bildervoll, aber auch abgebrochen und wie Plato von sich sagt, Dithyrambisch redet: Young sezt in dieser Schrift als eine Ursache vom Mangel der Originalschriftsteller auch die Worte: „weil berühmte Beyspiele, sonderlich die Beyspiele und Muster der Alten, an sich ziehen, mit Vorurtheil erfüllen, und zaghaft machen. Sie ziehen unsre Aufmerksamkeit an sich und verhindern uns dadurch an der gehörigen Erforschung unser selbst: sie erfüllen uns mit Vorurtheil für ihre Geschicklichkeit und verringern in uns das Gefühl unsrer eignen: sie machen uns zaghaft durch den Glanz ihres Ruhms, und so ersticken sie unsre Fähigkeiten durch unser Mistrauen.“ Dies ist der Text aus Young, Herr Rektor Rambach verfolgt ihn, und vermuthlich weil er ein Schulmann ist, findet er ihn unwahrer, als er seyn möchte: und nach allem nennt er ihn nur gar einen Einfall, der Young entwischt wäre. Sein Schreiben ist rein, flüßig und nett geschrieben, aber wer auf Youngs Seite bey der ersten Zeile ist, würde es auch bey der letzten seyn: denn Young kann ja Recht haben, ohne daß man deswegen die Alten versäumen darf, weil die Originale noch aus vielen andern Ursachen selten sind, und weil es höchst ungereimt wäre, die Beyhülfe der Alten zu verlassen, um ohne Rinde in dem Ocean zu ertrinken. Wenn wir Youngs Ausspruch billigen: so ists nicht, ut puerorum aetas improvide ludificetur, wie Horaz sagt, sondern um uns von der Sucht, ein Original zu seyn, zurückzuhalten. Wolte ein Genie, wie Young, ein Supplement zu Youngs Gedanken von Originalwerken schreiben: so müste er untersuchen, wie weit die Griechen in jedem Fach Originale seyn

konnten und musten: was die Römer von ihnen geborgt: und in welchen Stücken wir eigne Bahnen eröfnet. Man müste den Unterschied der Griechischen wilden und natürlichen Dichterzeiten von den unsrigen bestimmen: und untersuchen, wie weit denn uns Originale nützlich, schädlich und unentbehrlich wären — ein Plan, der etwas mehr, als ein Schulprogramm fodert. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 9 gr.

11tes Stück. Den 7. Februar.

Berlin.

Des Abtes Trüblet Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit, 3ter und 4ter Theil. Bey Mylius 1766, nebst 2 Titelblättern zu den vorigen beyden Theilen.

Was man von den Characteren des Bruyere zu urtheilen pflegt, es wären Perlen die nicht aufgefädelt worden, das kann man auch von den Gedanken eines mehr wizzigen als Philosophischen Trüblets sagen. Kein System, aber doch viel Quintessenz scharffinniger Beobachtungen und sinnreicher Einfälle. Wir sehen diese neuerliche Theile theils als Supplemente theils als eine Fortsezzung mancher Artikel der vorigen beiden Theile an, welche schon 1744 von einem unsrer Deutschen gelehrten Frauenzimmer, der Mad. von Steinwehr, übersezt ans Licht getreten. Der Herr Abt hat inzwischen Vorrath zu den folgenden Theilen gesammlet, und er glaubt in seiner Vorerinnerung auf dieser Laufbahn noch lange aushalten zu können. Allein er befürchtet auch, daß so viele abgesonderte Gedanken, solche zerstreute Maximen das Schicksal der Auszüge haben möchten, die man unter den esprit de Fontenelle und dergleichen hat. In der Lage unsers Schriftstellers ist man freilich ohne Zwang; man hascht die guten Gedanken so wie sie uns vorschweben; man bringt sie höchstens unter gewisse Klassen von Gegenständen, im übrigen ist man vor Wiederholungen nicht sicher und auch nicht bange. Wir

vergeben dieses gleichfals, und mögen gerne auf allerhand Felder der Kritik, der Litteratur und der Moral herumirren, nur wünschten wir auch besonders bei Französischen Schriftstellern, die Essais oder Pensees schreiben, dadurch nicht überdrüßig zu werden, wenn wir sie lauter bunte Sommervögel fangen sehen, wenn sie bloß eine Coquetterie des Wizzes zeigen, und ihre Gedanken so distilliren und verfeinern, daß sie den Schatten der Verstorbenen bey den Alten ähnlicher scheinen, als lebenden Körpern, die Fleisch und Bein haben. Ein gewisser Lakonismus in solchen Einfällen zupft den Verstand alle Augenblicke, wie die Stralen von Sentenzen in einem Seneka; aber der Verstand wird wie das Auge bey einem heftigen Farbenspiel endlich müde. Zu viel Ambra benimt den Kopf, und man kann uns auch auf die Galeeren des Wizzes oder des schönen Geistes schicken, wie Trüblet selbst diesen neckischen Ausdruck von einem Schloße anführt, wo man über dem zu vielen Geist des Umganges ermüdete.* Montagne, jener Altvater von Versuchen dachte von den seinigen, daß sie weder mittelmäßigen und gemeinen Köpfen, noch sonderbaren und vortreflichen gefallen würden, weil jene etwa nicht gnug, diese hingegen zu viel verstehen möchten. In der mittleren Gegend könnten sie sich am besten erhalten. Trüblet spricht sich eben dies Orakel, und es möchte nicht ganz unwahr seyn. Hat Montagne viel gesunden Verstand und Belesenheit in seinen Versuchen, so hat unser Abt viel Feinheit, mehr Welt und Putz, Ueberfluß von Witz und Antithesen im Sinnreichen, aber weniger Originalgedanken, oder kühne neue Aussichten in seine Gegenstände. Bey dem allen unterhält er uns dennoch angenehm, und wenn er uns Wahrheiten lehret, so hat er immer sein eau de Lavande bey sich, durch nette Wendungen des Wizzes jene gleichsam zu besprützen und wohlriechend zu machen. Wir finden hier Bemerkungen vom Verstande und vom Witz, eine lebhafte Einbildungskraft heißt ein Vergrößerungsglas und ein Fernrohr; sie vergrößern die kleinsten und nähern

*) 3. Th. S. 62.

die fernesten Gegenstände; Gedanken vom Genie, Geschmack, Glück, Vergnügen, Schreibart, von der Moral und dem Menschen, vom Geist der Gesellschaft und Umgang, von Güte und Ehrgeiz, von der Dichtkunst, vom Homer und Virgil, vom Trauer- und Lustspiel, und von der Französischen Prose sowohl als Versen in Absicht jenes. In der Frage, ob die meisten Menschen böse sind, erklärt der Autor sich gegen Rochefoucault und hält den größten Theil derselben mehr für schwach als boshaft. Wäre der Mensch glücklicher, so würde er besser; und wäre er besser, so würde er glücklicher seyn. In der Vergleichung der beiden Heldendichter des Alterthums finden wir nichts besonders, manches richtige und manche mehr spitzfindige als recht einleuchtende Pointe, z. E. Homer hat mehr Gold, Virgil hat es reiner, die Aeneis ist besser als die Ilias, aber Homer war besser als Virgil. In der Materie vom Lust- und Trauerspiel bleibt der Herr Abt nur bey seinen Hausgöttern, bey den Dichtern seiner Nation, und kennet die Bühne jener Insulaner, auf welche die Gallische eifersüchtig ist, viel zu wenig, ein Fehler der in Absicht der Ausländer den Französischen schönen Geistern gemein ist, aber auch ihre Einsichten und Urtheile eingeschränkter macht. Voltaire hat seine Sphäre hierinnen unter allen ihren Kunstrichtern am meisten ausgedehnt, aber sein Auge wird alt, und sein Geschmack behält den Anstrich der Prädilection. Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 4 fl.

18tes Stück. Den 3. Merz.

Königsberg.

Bey unserm Verleger ist herausgekommen: Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik, 8 B. in 8, 1766.

Da der Titel dieses Buchs doppelte Träume ankündiget: so sezten wir uns bey Lesung desselben auch in die Lage, Träume zu hören; denn was kann aufmerksamer machen, als Träume eines

Geistersehers, Träume der Metaphysik, und die ohngeachtet ihrer Verschiedenheit, doch durch einander erläutert werden sollen. Wir lasen die Vorrede durch, einen Vorbericht, der sehr wenig, wie der Verfasser sagt, für die Ausführung verspricht; wir gingen den ersten Dogmatischen Theil in seinen 4 Hauptstücken durch, und fanden, daß diese Träume einen so feinen Leitfaden haben, als wir gemeiniglich an unsern Physischen und gelehrten Träumen vermissen. Wir schifften zum zweiten Historischen über, der uns den Aufschluß zur Gelegenheit des ganzen Buchs gab; wir schlossen endlich mit dem sanften Schauder oder Schlummer, mit dem man Traum- und Geistererzälungen hört, und hingen unsern eignen Träumen nach. Die Leser, die dies nach unserm Exempel thun wollen: werden in diesem ganzen Buch eine feine einnehmende Art des Vortrags finden, die ihrem Zweck und Inhalt sehr angemessen ist; den glücklich getroffenen dämmernden, und hinsinkenden Ton, den etwas dunklen Nebel, der das Gewand der Träume zu seyn pflegt; die treuherzige Laune zu erzälen und philosophiren, welche Sätze unter Meinungen, und Zweifel unter Zergliederungen verbirgt; und daher sich oft der Laune des Tristram Shandy mit Fleiß und vieler Unterhaltung nähert — Kurz! wir können diese Schrift mit der ehrlichen Mine des Altvater Homers empfehlen, wenn er allemal hinter die Träume seiner Helden das Nota bene sezt: „denn wahrlich der Traum kommt vom Jupiter!" (*καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός εςιν*).

Dies ist die Form der Schrift, die ein Räthsel seyn muß, wenn wir nicht den Inhalt nennen: und da fangen wir vom Historischen Theil an.

Der Verfasser giebt von einem berühmten Geisterseher Nachricht, der würklich ein Phönomenon in einer Zeit seyn muß, die wie die unsere so neugierig auf Beobachtungen in einer unbekannten Welt ist, als sie sich gesezte Philosophie anmaßet, sich über die Leichtgläubigkeit zu erheben. Es ist Herr Schwedenberg in Schweden, von dem der Verfasser 3 Erzälungen anführt, die er theils aus Briefen, theils aus mündlichen Nachrichten gesammlet,

und bey ihm selbst gelesen werden müssen. Seine Anmerkungen, die er wie Blumen drüber streuet, verdienen es, daß man ihnen zu gut auch Nachrichten lieset, die noch einen Artemidor fodern, der sie berichtige, oder entlarve. Der Verfasser empfiehlet sie der beliebigen Erkundigung des Lesers, und sagt: Sit mihi fas audita loqui —

Jezt giebt er von der ecstatischen Reise seines Schwärmers Nachricht, die dieser in 8 Quartbänden voll Unsinn unter dem Titel: Arcana coelestia, zur Welt geboren, und mit einer neuen Mystischen Erklärung der Mosaischen Schriften und Offenbarung Johannes begleitet hat. Ein Leser, der nicht 8 Pfund Sterling daran wenden will, einen Wust von Schwärmereyen im Original durchzujähnen, wird hier einen Auszug finden, den der Verfasser nicht blos aus den Schriften, sondern aus dem Geist des Schwärmers gezogen, und der hier so unterhaltend ist, als er Mühe gekostet haben mag. Da dieser sich schon sonst als einen großen Philosophischen Beobachter in der Pathologie unsrer Seele gezeigt: so ist auch die Art, womit er den Schwärmer behandelt, zugleich ein Muster, wie man mit ähnlichen Schriften umgehen soll. — Nur wer das Haupt einer neueren Dichterischen Sekte werden will, die statt der Schweizerischen Seraphs, Schwedenbergs Geister zu Maschinen ihrer Fiktionen brauchen soll, dem rathen wir das Original selbst zu lesen. — Und nun kehren wir zum Anfange zurück, um von Dogmatischen Träumen Nachricht zu geben.

Erstes Hauptstück. Der Begrif des Geistes ist willkührlich und unbestimmt ausgedruckt, wenn man ihn als ein Wesen erklärt, das Vernunft hat. Der Verfasser sucht einen bessern Weg, und findet durch diese Analyse des gewöhnlichen Verstandes die Erklärung: „ein einfaches Wesen, das zu seinem innern Zustande Gedanken hat, und sich von der Materie äußerlich unterscheidet, daß es nicht undurchdringlich ist.“

Sind solche Geister? die Möglichkeit kann nicht bestritten noch bewiesen werden, weil man die Kräfte, die die Undurchdringlichkeit bestimmen, nicht weiter auflösen kann. — Ein Geist kann also

in einem Raum würksam seyn, ohne ihn zu erfüllen, und unsre Seele im ganzen Körper gegenwärtig seyn, ohne einen räumlichen Ort in ihm zu bewohnen. Freilich wird alsdenn die Gemeinschaft zwischen Geist und Körper Geheimnißvoll; allein wir wissen auch blos von Körperlichen Einflüßen; die Seele kann dem Körper innigst gegenwärtig seyn, daß sie auf das innere Principium seiner Materie würkt: und diesen innern Zustand können wir uns in Nichts als in Vorstellungen denken. — Dies sind des Verfassers neue und sehr lockende Hypothesen, zu denen wir das Unsrige in einer Parenthese setzen wollen.

(Der Verfasser, der den glücklichen Analytischen Weg gehet, immer *κατ' ἀνϑρωπον* zu philosophiren, thut zwar zur gewöhnlichen Bestimmung eines Geistes blos etwas verneinendes dazu; allein eine Eigenschaft, die seinem ganzen Unterschiede von der Materie eine bisher unbemerkte Klarheit giebt. So wie Körperliche Begriffe uns aber so sehr umhüllen, daß wir uns schwerlich eine Art der-Würksamkeit in einen Raum gedenken können, ohne daß das Principium der Würksamkeit wenigstens in Absicht auf ein anderes Wesen, das in seiner Natur mit ihm identisch wäre, eine Art von geistiger Undurchdringlichkeit hätte: so wird freilich diese Hypothese alsdenn erst eine Philosophische Gewißheit erhalten, wenn der Begrif des Raums völlig zergliedert, und der Begrif der Kraft a priori eingesehen werden wird. So lange als dies unmüglich ist, so wird auch die Hypothese des Verfassers unter allen bisherigen Systemen von der Gemeinschaft des Geistes und des Körpers die sicherste bleiben, weil sie am wenigsten behauptet, und überhaupt dem Ursprung des Begriffes im Wort Geist am nächsten kömmt, das vermuthlich gar nicht einer Philosophischen Erfindung, sondern einem Wahn seinen Ursprung zu danken hat, dem seine Unwissenheit, und sein vorläufiges Urtheil das Wort Geist eingab.)

Zweites Hauptstück. Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröfnen.

Die Gesezze, nach denen immaterielle Wesen würken, nennt der V. Pnevmatisch, und wenn sie durch Körper würken, Orga-

nisch: diese Wesen müssen unter sich selbst ein gemeinschaftliches Ganze ausmachen, nicht blos durch ihre Körperliche Mittelursachen. Hieraus entsteht eine große immaterielle Welt, zu der die Intelligenzen, die mit Körpern verbunden sind, oder nicht, die empfindende Subjekte in allen Thierarten, und endlich alle Principien des Lebens gehören können, und die Menschliche Seele wäre jetzt an zwei Welten geknüpft; so wie vielleicht ihr künftiger Zustand die Geisterwelt ihr mehr eröfnete.

Aus dieser Gemeinschaft der Geisterwelt will der Verfasser gewisse Regungen unserer Seele erklären, die sich nicht aus Eigennüzzigkeit erklären lassen; daher leitet er eine Moralische Einheit aller denkenden Naturen, und eine Fortdauer unsers Zustandes bey dem Tode nach der Ordnung der Natur.

Alsdenn erläutert der V. hieraus die Möglichkeit und Seltenheit der Geistererscheinungen, unsere doppelte Persönlichkeit im Schlaf und Wachen, die Art, die Vortheile und Nachtheile solcher Visionen.

(Diese neue Geisterwelt, zu der der V. und vielleicht einige ausser- und überordentliche Genies den Schlüßel haben möchten, ist allerdings ein Gebäude einer schöpferischen Philosophischen Einbildungskraft, die auf der Erde eine so systematische Verbindung unsichtbarer Dinge entwirft, als sie vormals am Himmel fand: sie zeigt von dem Scharfsinn und der Aufmerksamkeit ihres Urhebers, sein System auf allen Seiten zu zeigen. Allein worauf beruhet es? darauf, daß die Geister, vielleicht auch unmittelbar eine Gemeinschaft haben; möchte nicht aber eine Organische Gemeinschaft gnug seyn, wenn es keine mehr als S e e l e n giebt, und wer weiß von mehrern? — Die Moralische Einheit, und das uneigennüzzige Gefühl dörfte ja zu seinem Mittelpunkte der Anziehung nicht eben eine Geisterwelt, sondern blos die Welt des Lebendigen haben, und überhaupt hat die ganze Hypothese mehr Schönheit wie eine Synthese betrachtet; als sie haben dörfte, wenn sie immer bey Datis bliebe.)

Drittes Hauptstück. Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben.

Hier theilen sich die Träumer in Träumer der Vernunft, und der Empfindung; unter die leztern zälet er auch die Geisterseher, die er als würkliche Kranken behandelt, zeigt ihren Unterschied von den wachenden Träumern, und streuet über die Art der Empfindung, über die Krankheit des Wahnwizzes merkwürdige Beobachtungen hin.

(Dieses Stück schränkt das vorige in der Anwendung völlig ein; es nimmt mit dem vorigen einen entgegengesezten Weg, und wenn wir beide gegen einander abwiegen: so möchten wir vielleicht eben auf dem Punkt seyn, der uns ohne Metaphysik der sicherste ist.)

Das vierte Stück im ersten, und das lezte im andern Theil enthalten allgemeine Betrachtungen über die Geisterlehre und Metaphysik und das lezte insonderheit enthält einige große Züge zu einem Plane, den der Verfasser am besten ausführen und anwenden könnte.

Das Ganze der Schrift dörfte nicht gnug Einheit, und ein Theil nicht gnug Beziehung auf den andern haben. Der Verfasser trägt die Wahrheiten von beiden Seiten vor, und sagt wie jener Römer: einer sagt nein! der andre: ja! ihr Römer, wem glaubt ihr? Indessen schärft es die Aufmerksamkeit desto mehr, und man sieht allenthalben, daß der Verf. den Genius der Philosophie so zu seinem Freunde habe, als Sokrates sich mit seinem Dämon auch in heiligen Träumen besprach. Kurz! wenn das Moralische Buch das beste ist, was mir die stärksten Eindrücke auf die Empfindungen zurückläßt: so ist das Philosophische ohne Zweifel das beste, das mir [1] zu einer Reihe von Gedanken Gelegenheit giebt, und alsdenn hat das gegenwärtige darauf großen Anspruch.

Kostet in den Kanterschen Buchhandlungen 21 gr.

---

1) Im ersten Drucke: „mich"

Ueber
die neuere Deutsche Litteratur.

Erste Sammlung
von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

Vorrede.

Diese Fragmente sollen nichts minder, als eine Fortsezzung der Litteraturbriefe seyn: man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schluß aller ihrer 24 Theile.

Ein Werk von 24 Theilen, das die Litteratur eines ganzen Volkes zu beurtheilen sich übernahm, das in diesem Urtheile, wie Cato, bey den Großen zuerst anfing; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte, und ihn auch merklich gebessert hat: ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich sezze mich also, da ich 24 Bände durchlaufen bin, auf den lezten Gränzstein* nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen; hie und da aber auch mit einigen Nullen Menschlicher Fehler pranget: hier sitze ich wie Marius auf den Trümmern Carthagos, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein Deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Litteratur! mit Memoirs, die ich gerne in eine Geschichte der Litteratur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel- Frag- und Erklärungssucht — oder rühmlicher zu reden, meine Patriotische Neugierde legt mir Fragen an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines Deutschen Arabers, die hier und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

---

*) Der 24. Theil der Briefe, der das Register ist.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publikum auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf gnug zutraue. Unpartheiisch könnte ich seyn, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A. noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden: allein das beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte Hypokritische Richter zu seyn! — Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Litteratur so Canonisch geworden ist, als er uns in der Bibel Apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr, als meine Stimme, zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich, einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie gieng es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines Königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, und eine heiße „Thräne entfloß seinem Auge; aber von dem goldnen Scepter „entstand eine blutige Strieme auf der Schulter: niedergeschla„gen saß er, mit feigem Antlitz, und trocknete seine Thräne; „aber die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, fingen herz„lich über ihn an zu lachen." So schildert Homer* den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heer unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man; alsdenn tritt der unumschränkte Diktator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdenn mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer, und hört das Urtheil derer am liebsten, die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdenn ist das Aegyptische Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nüz-

*) Homers Iliade.

lich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdenn kann man füglich zu 24 Theilen Litteraturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Collektaneenbuch machen wollen; aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser Deutsches Publikum braucht die Litteraturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich blos, nach ihrem Leitfaden, von der Litteratur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemälde derselben in den lezten 6 Jahren, im Schatten entwerfen. Ich weiß, dies Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerve, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem Athenienfischen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, blos weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück, oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube: denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, so kann ich ja zum Vortheil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen. Wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen. Wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten: so kann ich ja nach dem vesten Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die Litteratur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ichs, eine so schwere Frage „zu übernehmen: ob es an unsern Fähigkeiten liege, daß wir „nicht können — oder an unserm Geschmack, daß wir die Alten „nicht erreichen wollen? Ich wagte es kaum, m e i n e Meinung

„zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der größten Männer „unsrer Zeit blos aus dem Gedächtniß anzuführen hätte; fein „ausgedachte, und schön gesagte Gedanken, die ich schon als „Jüngling von ihnen lernte.“*

Und diesen Schuzzengeln der Litteratur widme ich auch meine vier Fragmente: ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied** geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte: rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαιδαλον λοχευμα.
Μακαρων Θεων δ' ομιλος,
Ροδον ως γενοιτο, νεκταρ
Επιτεγξας, ανετειλεν
Αγερωχον εξ ακανθης
Φυτον αμβροτον Λυαιε.

---

*) De oratorib. dialog.
**) Anakr. *μελ.* 53.

Inhalt der ersten Sammlung.

Ueber die neuere Deutsche Litteratur.
Erste Sammlung.

Einleitung

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der Deutschen Litteratur enthält, und Anlaß gibt, die Allgemeine Deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So sehr die Schriftsteller der Journäle sich über ihre Leser erheben: so sind sie doch beide mit einander[1] Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen, und Menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Eckel über Arbeit oder Muße, über Politische Neuigkeiten und Schriftstellerey, in den Schoos der Göttin Critik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journäle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig
4 zu empfehlen ist.* Die Litteraturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde, und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit[2] um so viel reicher an Journälen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er

*) S. Vorrede zu den Litter. Br.

1) „mit einander" in b gestrichen.
2) b: unsre Zeit überhaupt.

glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dörfen; Arbeiten
schäzzen zu können, ohne selbst ein Meister zu seyn. Der Leser
wiederum lieset Advokatenberichte, um nicht selbst richten zu dör-
fen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzustudiren. Je
mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehe-
bruch, desto weniger Kinder: je mehr Journäle, desto minder wahre
Gelehrsamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören:
der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit; der Leser als
ein Proselyt des Thors; und der wahren Bürger sind so wenig, 5
daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde [1] braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe,
Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das
sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde
über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze
wäre, er mag sich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervor-
treten: zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der
Grazie des Correggio und der Bedeutungsvollen Idea des Raphaels
zu verbinden suchte: kurz! ein Werk, das eine Pragmatische Ge-
schichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annales des Taci-
tus im Politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemei-
nen und einzigen Werke müste eine Geschichte der Litteratur zum
Grunde liegen, auf die es sich stüzzte. Auf welcher Stuffe befin-
det sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kom-
men? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? Wie 6
ihr äusserer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum
sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte
ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten?
Alsdenn ruffe der Geschichtschreiber der Litteratur aus: „Wohlan!
Landesleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine ver-
meidet: so weit habt ihr noch, um hierinn den Kranz des Zieles
zu errreichen!“ Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die

1) b: fremde Nachrichten.

Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bey den Alten war, zu werden: die Stimme der Patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Litteratur zu seyn, was der Schäzzer der englischen Sitten und Grundsäzze, der Republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme Patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines [1] Vaterlandes.

7 Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das gutgebauete unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöscher seyn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dies alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie. [2]

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesezgeber, wider den auch die eigensin-
8 nigen Genies, die Ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Uebersezzern und Systemschreibern keine Wiederrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geschmack, Partheien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander: keine Hauptstadt, und kein allgemeines Interesse: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines Gesezgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung

1) b: des.

2) b: halte alle zur Ausübung an, und befördere wenigstens den Fleiß, wenn er nicht das Genie erwecken kann.

der Griechen erscheint: so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

Da dies Werk für *einen* nicht ist; so theile man die Arbeit,
oder den Plan. Den Plan? Dies gienge nicht so füglich an.
Ein großer Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man
kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne
dem Ganzen zu schaden: und dieser Theil trägt den Namen Litte-
ratur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buch-
stabierversuchen erstreckt, bis auf die schönste Blumenlese der Dicht- 9
kunst: von der Züchtigung elender Uebersezzer nach der Grammatik
und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die
Sprache: von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das
Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht:
von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leib-
niz, deren jede, wie ein Sonnenstral, siebenfarbichtes Licht ent-
hält: Sprache, Geschmackswissenschaften,[1] Geschichte und Weltweis-
heit sind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinschaftlich sich
zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man sie
recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im
Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht
Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen
und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System son-
dern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre 10
Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so
schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht
in unsre Stelle zu sezzen weiß — statt Ueberzeugung, Wiederspruch.
Wie schwer ists, Proben zu Grundsäzzen zurückzuführen, und Ver-
suche zu Meisterstücken zu erheben; beständig mit und statt seines
Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten, und das Ganze
nicht aus der Acht zu lassen: wie schwer ists, sich und seinem

---

1) b: Wissenschaften des Geschmacks.

Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

* *
*

Drey Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehn-
lichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein
Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche
meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Jour-
näle so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäfer-
11 hütten und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man
doch auch über Rom urtheilen.

Die Deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um
allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Grän-
zen der Litteratur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mit-
theilet: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur
in einem Philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen
Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu ent-
fernt ist. Entweder man befriedigt also den leztern nicht, der sie
im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem grösten Theil
der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was
du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht gnug; oder
fodert vom Exoterischen Leser ein Pythagoräisches αυτος εφα, oder
das Sokratische Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte:
„auch, was ich nicht verstehe, ist gut.“ Ich könnte aus jedem
Theil solche Schriften anführen, die oft blos aus einem Neben-
12 gesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allge-
meines, und einseitiges Urtheil fällen konnte; weil es in einer
allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man
unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Litteratur:
das Werk wird ungleich, und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex
toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr
sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen muste er sich
in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und

Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der
Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein machen noch keine allgemeine
Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen
über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen Criti-
schen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze
Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zevxis,
da er von seinen irrdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder 13
Schrift neu ist, und wozu Pfade eröfnet werden; für welche Classe
von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und
auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies
heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dörfte man bis-
her nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen
haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne
Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben;
Auszüge nach Gesezzen und Sazzungen, nicht nach dem Genie des
Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache; sind eine Encyklische
Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt
läuft, um ihn spät zu erreichen. — Ich sehe selbst die Schwü-
rigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstul ausgeheckt,
schwer gnug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort,
wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfas-
ser, wie die meisten bey der Bibliothek sind.[1]

Die Briefe über die N. Litteratur haben kein Lehr- 14
gebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde
der Litteratur* in den lezten Jahren. Vielleicht könnte man
die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissen-

---

*) s. Schluß der Litt. Br.

1) b: wie einige bey der Bibliothek zu seyn scheinen.

schaften* in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwazzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr werth sind, als ganze Critiken.

Warum ists nicht öfter geschehen, daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es versprachen. Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk,
15 Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Litteraturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten: indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bey diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdenn die Bibliothek auf gut alt *βȣςτροφηδον* zurückpflüge. Allein, wenn man diese fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine
16 nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Moses-

---

*) Breslau 1755.

schen, Winkelmannischen und Hagedornschen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Critik der Dichter härter seyn wollte — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urtheil; allein schäzzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe blos nach dem Maas, wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correspon- 17
dent wird doch gewiß mit andern Journälen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Cicerons: „Philosophire! aber mit wenigem" und diese Mässigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zween Künstler stritten; jener betrog die Vögel, und dieser gar seinen Miteiferer, der nach dem Vorhange grif, und blos ein Gemälde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden; so ists beinahe wider die Zunftgesezze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den Deutschen Geschmack sehr verdient gemacht, und werden merkwürdig seyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern 18
nicht mehr zum Neuesten der Litteratur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen wieder-

spreche oder beistimme, citire ich blos, und überlasse dem Leser, der jenes Werk besizzet, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern Pantomimisch: wie es dort von jenem Griechischen Orakel hieß: ȣτε λεγει, ȣτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

---

19 ## Fragmente.

1.

Die Sprache ist ein Werkzeug der Wissenschaften, und ein Theil derselben: wer über die Litteratur eines Landes schreibt, muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht lassen.

Ein Volk, das ohne Poetische Sprache große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding. Wenigstens müsten bei einer unausgebildeten Sprache die Geister, die gebohren sind, Hindernisse zu überwinden, selbst erfinden, sie müsten verwüsten und schaffen: schwächere Nachfolger aber quälen sich, ohne nachher zeigen zu können: das habe ich geliefert. Lernet also, ihr Kunstrichter! eure Sprache kennen: und sucht sie zur Poesie, zur Weltweisheit und zur Prose zu bereiten. Alsdenn ebnet ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! ihr liefert Werkzeuge für den Schriftsteller: für den Dichter schmiedet ihr
20 Donnerkeile; für den Redner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen.

Sie ist aber mehr als Werkzeug: Worte und Ideen sind genau in der Weltweisheit verwandt: wie viel hängt vom Ausdrucke in der Critik der schönen Wissenschaften ab: durch die Sprache lernen wir bestimmt denken, und bei bestimmten, und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte: unsre Wärterinnen, die unsre Zunge bilden, sind unsre erste Lehrer der Logik.

Der Genius der Sprache ist also auch der Genius von der Litteratur einer Nation. Die Sprache, sagt Isokrates, war die Bezähmerin der alten Wilden, und man sezze dazu auch die Bilderin jeder Nation in den Wissenschaften. Die Griechen, die Römer, wie arbeiteten sie nicht in ihrer Sprache! Die Araber, die die Grammatik das Salz der Wissenschaften benannten,[1] hatten so viel Critiker, daß jener Rabbi 60 Camele mit Wörterbüchern bepacken konnte, wie ein Arabischer Schriftsteller mit Arabischer Genauigkeit berichtet.

Ihr könnt also die Litteratur eines Volks ohne ihre Sprache 21
nicht übersehen, ihr könnt jene durch diese kennen lernen, ihr
könnt beide durch einander ausbessern, denn ihre Vollkommenheit
geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.

Wir haben noch keinen Sprachkundigen Philosophen gehabt, der das für unsre Sprache gethan hätte, was Michaelis* in einigen allgemeinen Exempeln der Akademie zeigte:[2] „daß die Spra„chen einen Einfluß auf die Meinungen; die Meinungen auf die „Sprachen hätten, und wie eines durch das andere verbessert wer„den könnte.“ Folgende Aufgabe ist vielleicht nicht unwürdig untersucht und im Einzeln bestätigt zu werden.

„Wie fern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen
„einen Einfluß in ihre Sprache? Und die Sprache auf ihre Lit-
„teratur. Von ihren Elementen, ihrer Aussprache und Sylben-
„maas an. Wie viel kann aus der Beschaffenheit ihrer Umstände 22
„und Sprachwerkzeuge erklärt werden?[3] Wie fern kann ihr
„Reichthum und ihre Armuth nach den Zeugnissen der Geschichte
„von ihrer Denk- und Lebensart entsprossen seyn? Wiefern die
„Etymologie ihrer Wörter aus den Gesichtspunkten bestimmt wer-

---

*) S. Litter. Br. Th. 4. p. 366.

1) b: nannten,

2) [„Nachschrift“ S. 326].

3) „Wie viel — erklärt werden?“ in b gestrichen.

„den, die ihnen mit andern Nationen gemein, oder eigen gewesen? „Wiefern halten auch die Sprachregeln mit den Gesezzen ihrer „Denkart eine Parallele? und wie können die Idiotismen aus ihr „erklärt werden? Welche Revolutionen hat die Deutsche Sprache „in ihrem Wesentlichen erfahren müssen? Und wie weit ist sie „jezt für den Dichter, den Prosaisten und den Weltweisen?“ [1] Eine große Aufgabe! Denn das Wie fern fodert nicht blos Exempel „daß so etwas ohngefähr seyn könnte,“ sondern Beweise, Sammlungen von Beispielen, die das Allgemeine zeigen, und Philosophische Beobachtungen, die bis zu den Grundsäzzen heraufsteigen.

Man hat noch in der That wenig über unsre Sprache philosophiret: Breitinger, Bodmer, Bödicker,[2] Heinze, Oest, Klopstock
23 haben zerrissene Anmerkungen geliefert; und von so vielen Deutschen Gesellschaften haben nur zwei oder drei gezeiget, daß sie auch nur so etwas zu liefern im Stande wären — Ich kann verschiedene Litteraturbriefe nennen, die nüzliche Beobachtungen in diesem Felde geliefert: ich samle sie, und schreibe meine Einfälle dazu — weil nach dem Zustand unserer Philosophie über die Deutsche Sprache, man sich nicht der Füllsteine schämen und noch lange nicht an ein ganzes Gebäude denken darf.

2.

„Warum mag es doch so schwer seyn, über den Ursprung „der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophiren? Ich „weiß wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine „urkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Muthmaßungen „herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch

1) b: — Weltweisen? Wie weit ist sie insonderheit gegen die Griechen? diese in verschiednen Zeiten, Werken, Geschmacksarten, Gesichtspunkten genommen.

2) [„Nachschrift“ S. 327].

„keine Muthmaßung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns
„nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum
„erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen kön= 24
„nen? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Spra=
„chen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken
„können? So wenig die Augen in ihrem natürlichen Zustande
„das Werkzeug des Sehens, die Lichtstralen deutlich wahrnehmen:
„eben so wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Ge=
„danken, die Sprache, bis auf ihren Ursprung untersuchen kön=
„nen — Dies mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis
„ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnöthig macht.* —"

Ich bin nicht dies glückliche Genie, sondern sezze, da ich von einer ähnlichen, nicht aber derselben Aufgabe schreiben will, diese Entschuldigungen zum Voraus, weil ich ihrer nöthig habe.

Im 13. Theil der Litt. Briefe** kommen Bemerkungen vor, die ich gleichsam meinem Geist entwandt glaubte: sie gefielen mir aber nicht so, daß ich nicht eine sorgfältigere Entwickelung, Auseinandersezzung und Anwendung für möglich gehalten hätte. Mein
Auffazz, wo ich diese Materie weitläuftiger behandelt hatte, war 25
verlohren gegangen, und ich nehme also jene Worte zum Leitfaden, etwas über die Lebensalter einer und besonders unserer Sprache zu sagen. Hier ist die Stelle:

„Das Genie einer Sprache ist in ihrer Jugend nicht weiter
„bestimmt, als durch die Bildung der Worte, ihre Abänderungen
„und ihre Reihen in einer gewissen Abhängigkeit. Zu dem ersten
„Stücke läßt sich vermittelst der Analogie vieles hinzu sezzen:
„das andre Stück bleibt wohl meist unwandelbar, aber der ver=
„schiedene Gebrauch kann noch bestimmt werden: und das dritte
„Stück behält zwar seine wesentlichen Züge; aber die feinern Züge
„können noch hinzu gethan und verändert werden, ohne daß das
„Gesicht zu einem andern Gesicht wird, als es ursprünglich war. —

*) Litter. Br. Th. 4 p. 365.
**) p. 100. [98.]

„Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine „rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben voll„kommen werden. Eine ausgearbeitete Sprache drückt schon die „Namen der Begriffe aus, erhält Nachdruck und Neuigkeit durch „die mannichfaltige Anordnung der Vorstellungen; Deutlichkeit und
26 „Genauigkeit durch die Verschiedenheit ihrer Beugungen; Kürze „und Ernst durch gut bezeichnete Verbindungen. Man gebe einem „rohen Genie eine ganz rohe Sprache: es wird nichts vortrefliches „hervorbringen können, als das Drama, und zwar dieses nur in „seinen besten Theilen. Zum Ausdruck der Leidenschaften, zu leb„haften Bildern sind alle Sprachen in den Händen eines Genies „reich. Aber der kältere zierliche Vortrag; der ernsthafte historische „Styl; die gute Versifikation in der Dichtkunst, diese erfordern „eine ganz bearbeitete Sprache. Daher erscheinen auch die besten „Schriftsteller von den leztern Arten nicht vor dieser Periode, und „wenn sie in ihrer Landessprache erscheinen: so haben sie dieselbe „erst nach dem Muster einer andern gefeilet. Die Römer und „Shakespeare und selbst die griechische Litteratur, wenn wir vor „Homers Zeiten etwas gewissers als Muthmaßungen von ihr „wüsten; können sich in diesem Punkte für mich verbürgen."

Wie fern ich mit dem Verfasser einerlei Meinung bin, mag folgendes Fragment zeugen.

27
Von den Lebensaltern einer Sprache.[1]

So wie der Mensch auf verschiedenen Stuffen des Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesezze der Veränderung:[2] vom Schlechten zum Guten,

1) [A 27—33 = B 151—157. Vgl. „Nachschrift" S. 327.]

2) Veränderung, einerlei Lebensalter —

vom Guten zum Vortreflichen, vom Vortreflichen zum Schlechtern,
und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ists
mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht
auf, und verblühet.[1] — So ists auch mit der Sprache.[2] Daß
man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese
Zeitalter beständig verwirret, werden die Pläne zeigen, die man
so oft macht, um eine Stuffe aus der andern ausbilden zu wol-
len: man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings;
den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes,
und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren;
oder gar eine Sprache soll auf einmal[3] die Tugenden aller Alter 28
an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn
nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad
von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält. Ein junger
Greis, und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und
ein Ungeheuer, das alles auf einmal seyn will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind, einsyl-
bichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten
wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an;
Schrecken, Furcht und alsdenn Bewunderung sind die Empfindun-
gen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfin-
dungen sind Töne, — und Geberden. Zu den Tönen sind ihre
Werkzeuge noch ungebraucht: folglich sind jene hoch und mächtig
an Accenten; Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften
und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark: ihre Sprache
spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften: sie sind
größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und
Tod und Wildheit ist: sie verstehen also auch die Sprache des 29
Affects mehr, als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern

1) „vom Schlechten — verblühet.“ fehlt. Randbemerkung in b: „Dies
sind andre Lebensalter.“

2) — und so die Sprache.

3) auf wiedersprechende Art

Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unsrer
ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind
Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch
nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto
mehr fühlte; und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte: so mit ihr
die Sprache. Entsezzen, Furcht und Verwunderung verschwand all-
mälich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward
mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der
Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nach-
ahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge muste die Geberdung
noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen: und
ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge
wurden biegsamer, und die Accente weniger schreyend. Man sang
also, wie viele Völker es noch thun und wie es die alten Geschicht-
30 schreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pan-
tomimisirte, und nahm Körper und Geberden zu Hülfe: damals
war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und
unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge: die Wildheit senkte sich
zur Politischen Ruhe: die Lebens- und Denkart legte ihr rauschen-
des Feuer ab: der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge
herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren.
Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache;
man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekann-
ten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen Bildervoll,
und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter, war blos das Poetische:
man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine
Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus: die Sprache
war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Aus-
druck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefes-
selt: der Periode fiel aus einander, wie er wollte! — Seht! das
31 ist die Poetische Sprache, der Poetische Periode. Die beste Blüthe

der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter: jezt sangen die *αοιδοι* und *ῥαψωδοι*: da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder: durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesezze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlohrnen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und Politische Geseztheit seinen Charakter bildet: je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu seyn.[1] Eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, ist nicht eigentlich mehr Poesie; sondern die schöne Prose. Jede hohe Stuffe neiget sich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meisten Poetischen annehmen: so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen.[2] Je mehr sie[3] Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und Politischer die Sit- 32
ten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet,[4] je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar,[5] aber desto mehr verliert die wahre Poesie.[6]

Jezt ward[7] der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedrehet: durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit,

---

1) zu seyn, und eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, ist die schöne Prose.
2) „Jede — neigen." fehlt.
3) die Poesie
4) oder durch Kunst vermehret,
5) zwar als Kunst,
6) Poesie der Natur.
7) ward also

da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den
Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der
Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Frei-
heit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer
Philosophischen Construction über sich zu nehmen, die den Poeti-
schen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und
die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines
Perioden einschloß: — dies ist das männliche Alter der Sprache.
33 Das hohe Alter weiß statt Schönheit blos von Richtigkeit.
Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die Lacedämonische Diät die
Attische Wohllust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inver-
sionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu
unterscheiden, oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigent-
lichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die
Sprache Reize: aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein
Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergözzun-
gen. Dies ist das Philosophische[1] Zeitalter der Sprache.[2]

3.

Endlich kann ich Othem schöpfen, und unsrer Sprache näher
treten. Man siehet von selbst, daß diese Zeitalter so wenig zu
einer Zeit seyn können bei der Sprache, als bei dem Menschen.
Wenn sie zur Poesie am höchsten geschickt ist: so kann sie nicht
eine höchst Philosophische Sprache seyn. So wie Schönheit und
Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und voll-
34 kommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mitlere Größe,
die schöne Prose,[3] ist unstreitig der beste Plaz, weil man von da
aus auf beide Seiten auslenken kann.

---

1) Dies wäre ein Philosophisches
2) [Hieran schließt sich der Zusatz: B 157.]
3) „Die schöne Prose" in b gestrichen.

Hier[1] zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „so lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war: so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit.“* Ja zur Philosophischen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück, daß die schönen Wissenschaften ein andres Höchstes haben:[2] Schönheit — und dieser wurde durch jene entzogen.

So löset sich auch der Zweifel eines Sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf:** „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man „in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die „sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie „eher, als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sey?“ Es ist allerdings wahr, was alle alte Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer grösten Höhe gestiegen sey, daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter: die ersten Dichter unnachahmlich: zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst: sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spitzfündigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man blos versificirte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den Poetischen Stil über den Prosaischen erheben könne?*** durchaus eine andere Wen-

---

*) Breitingers Crit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.

**) Klopstocks Abhandl. über die Poet. Sprache. Litt. Br. Th. 3.

***) Litt. Br. Th. 3. p. 105.

1) [A 34 — 37 = B 186 — 190.]

2) daß die Poesie in einem andern Elemente athmet:

dung. Sein Grundsaz ist: „Keine Nation ist weder in der
„Prose noch in der Poesie vortreflich geworden, die ihre Poeti-
36 „sche Sprache nicht sehr merklich von der Prosaischen unterschieden
„hätte.“ Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer
Philosophischen Känntniß von der Verwandlung einer Sprache nach
den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortreflichste Mei-
sterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet
und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der
Wildheit zur Politischen Ruhe trat, war sie merklich von der Pro-
saischen unterschieden: die stärksten Machtwörter, die reichste Frucht-
barkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste
Rhythmus, die stärkste Declamation — alles belebte sie, um ihr
einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur Poetischen zu erhe-
ben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch
noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da
sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der
sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Macht-
wörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausge-
mustert, die Idiotismen gemildert: so wie das Völkerrecht jezt im
37 Staat zum Gesez ward: so auch in der Sprache: man bildete eine
Sprache nach der andern, mit der sie umgieng. Es entstand ein
Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er
in der Gesellschaft entstand: die Beiwörter wurden in der Prose
Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel: statt der Sprache der Leiden-
schaft ward sie eine Sprache des mitlern Wizzes: und endlich des
Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unter-
schieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganz natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt, und nicht gnug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein alles dies gehöret nicht zu meinem Buch: hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Aehnlichkeit zusammenhalten und gegen die Ein-

würfe retten, die man aus unsrer Zeit macht. — Ich rede also von den Zeitaltern der Deutschen Sprache, und verspare das übrige auf eine andere Gelegenheit.[1]

---

4. 38

Wo steht unsre Deutsche Sprache? In allen Staaten ist zu unsrer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, die die Natur der Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen — nun sollen wir diese Sprache ausbilden? Wie kann das seyn?[2] Entweder zur mehr Dichterischen Sprache, damit der Stil vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr Philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das lezte kann in einem gewissen Grade geschehen; und muß nach unsrer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geschehen. Alsdenn werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stuffe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben, und von den sinnlichen 39
Sprachen durch Uebersezzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen; und nicht dem Spartanischen Eigensinn nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca, und Johnson in

---

1) „Ich rede — Gelegenheit." B (statt dieses Satzes): Lieber wollen wir statt zu streiten, das Gesagte auf unsere Zeit anwenden.

2) „nun sollen — seyn? B: „Nun soll eine Sprache gebildet werden: wozu? [Von hier an A 38—42 = B 251—256 (III, 13)].

seinem Wörterbuch, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremde Kolonien blos die Mängel des Staats unterstüzzen dörfen. — Man bilde also unsre Sprache durch Uebersezzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Äusserstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur Philosophischen Sprache; andere wollen sie allein auf die Dichterische Seite lenken. Daß, wenn beide etwas würken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unsrer Sprachenverbesserung.

---

40 5.

Unter so vielen Philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, dessen Lob ich in den Litteraturbriefen gern unterzeichne:[1] Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften,* in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist, als der über die Sprache. Er fodert zur Vollkommenheit einer Sprache

„1) einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redens„arten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedruckt „wird.“ Nun! und wenn die Sprache einen überflüßigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen rührend[2] und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme,
41 und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen.[3]

---

*) Litter. Br. Th. 4. p. 225.

1) zu dessen Lob ich gern unterzeichne:

2) sinnlich rührend

3) B (254. Zusatz:) Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath: hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begrif deutlich ausgedruckt? Und wenn

„2) Eine gnugsame Anzahl deutlicher Lenkungen,“ und[1]

„3) eine Biegsamkeit in der Zusammensezzung vieler Wörter „in einen Sazz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und „nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt „werde.“ Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrucken will: so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit vest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit langer und kurzer, „hoher und tiefer, heller und dunkler Sylben, und der daher „entstehenden Füße, Perioden und Versarten.“ Eine vollkommene[2] Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir blos als Geister einander Begriffe in die Seele reden: so fragen wir nicht nach
hohen und tiefen Sylben: so wenig als in den Büchern, wo diese 42
Philosophische Sprache allein gelten kann, die helle und dunkle Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nehmlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist: so sprächen wir blos Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotis-

---

er nun nicht von Menschen, in einer Menschlichen Sprache deutlich ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen, und sinnlichen Ideen geraubt: was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstrakter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Thier zu seyn, und bin nichts!

1) „und“ fehlt. (Zusatz:) „gnugsam? deutlich? für wen? wozu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären?

2) Philosophisch vollkommene

men seyn. Sein Plan, der Philosophisch seyn soll, ist also ein Hermaphrodit: die Philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache seyn sollte, zu wenig; als Projekt, was irgend eine wirkliche Sprache seyn könnte, viel zu viel: und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Der Kunstrichter in den Litteraturbriefen* stößt auch auf diesen Fehler. Sulzer[1] sagt: „Es wäre nützlich, wenn man eine
43 „allgemeine Philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, „nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden „müßte;[2] mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch ein„geführten verglichen, und daraus gebessert[3] und vermehrt wer„den.“ Und der Recensent sezt dazu: „Ich weiß nicht, ob die „schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben „würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu „sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortreflich zu „nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüßigen und Unregelmäßi„gen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige Philoso„phische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel[4] „anzuführen: die Philosophische Grammatik würde vermuthlich die „Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüßig „erklären, und gleichwohl würden sich die Französischen und Deut„schen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus „diesem unnöthigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. „Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Con-
44 „jugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer beson-

---

*) Litter. Br. Th. 4. p. 230.

1) [Von hier bis zum Schluß des Citats (die Anmerkung eingeschlossen) A 42—44 = B 258. 259].

2) L. B.: könnte beurtheilet werden;

3) L. B.: gerechtfertiget, verbessert

4) L. B.: Beyspiel

„dern Zierde gereicht.“* Eine Anmerkung, die man oft in die-
„sem Fragment wird wiederholen müssen.

6.

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andre:** „es sollte keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen,“ uns alle Originalschriftsteller rauben. Idiotismen sind Patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schuzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht dorfte nicht aus Attica kommen, und 45
war blos der Lohn der Sieger am Panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbarn ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersezzung entwenden kann, und die der Schuzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet: Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidnen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Weil diese Laune unübersezzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras: Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben

---

*) So ists für die Orientalische Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Känntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja so gar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedne Namen haben. So haben die Griechischen und Römischen Dichter alle, unübersezbare Schönheiten, aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

**) Litt. Br. Th. 4. p. 222.

ihrer Sprache durchforschet, und ihren Humour mit Idiotismen,
46 jeden nach seiner Art und seinem Maas, gepaart haben. Warum
vertheidigen die Engländer ihren Shakespear, selbst wenn er sich
unter die Concetti und Wortspiele verirrt? — Eben diese Con-
cetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in
ein anderes Clima entführt werden können. Der Dichter wuste den
Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Wizzes zu
paaren, daß sie für einander gemacht zu seyn scheinen: höchstens
gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schöne, die blos aus
Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit
doppelt reizet.

Es muß auch wirklich schwer seyn, zu diesen Geheimnissen
zu gelangen; weil wir so wenige Deutsche Humoristen haben. Rab-
ner ist kein völliger National-Swift in Deutschland so wohl in
Charakteren, als der Schreibart. Von unsern Comischen Schrift-
stellern vielleicht keiner, als Leßing — dieser aber in einem gro-
ßen Grade. Keine Parthei hat auch in diesem Stück dem wah-
ren Genie der Deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gott-
schedianer. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter, und Pöbel-
47 hafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässerich
und eben, durch eine Gedankenlose Schreibart, und durch schlechte
Uebersezzungen Französischer Bücher. Man entmannete sie völlig,
die schon durch den Weisischen, Talandrischen, und Menantischen
Stil wenig Mannheit behalten hatte: man machte so wohl die
Inversionen, als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu
prüfen: kurz, diese Sekte hat sich der Deutschen Sprache mit Wil-
len der irrdischen, nicht aber himmlischen Muse angenommen, und
von ihr gilts, was jener Griechische König auf einen schwindsüch-
tigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Αμφοτερȣς αδικεις, τον Πλȣτεα και Φαεθοντα·
Τον μεν ετ' εισοροων, τον δ' απολειπομενος.

„Beiden thust du Unrecht, dem Pluto und Phaeton; diesem, daß
„du ihn noch anblickst; jenem, daß er dich noch nicht hat."

Man muß den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der Deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Ge- 48
bräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den Helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennet sind: so ist ihre Sprache auch der alten Deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das übertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter, ihre Inversionen[1] so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen. Hätte der patriarchische[2] Bodmer auch kein andres Verdienst — wie hoch hat man Ramlern und Leßingen ihren Logau angerechnet; — und aus den alten Schwäbischen Poesien ist doch, meinem Erachten nach, wenigstens in der Sprache weit mehr zu lernen, als aus Logau. Nur freilich sollten die Schweizer auch mehr Mühe sich dabei gegeben haben, die Idiotismen zu zeigen, zu prüfen, und Critisch einzuführen. Wenn sie auch diese Wörter verstehen; wer 49
Deutsches in Lateinischen Lettern lesen kann, ist ja nicht deswegen ein Schweizer!

Ich rede von ihren Deutschen Verdiensten, denn von ihren Nachbildungen aus dem Griechischen müste ich vielleicht anders urtheilen: ich rede von ihrem Verdienst um die Sprache, denn von ihrer Dichterei und von ihrer Abneigung gegen die Philosophie, gegen die sie aus den Zürchischen freimüthigen Nachrichten so lange Zeit Kolophonium-Blizze gesandt, urtheile ich jetzt nicht; und in diesem eingeschränkten Gesichtspunkt kann ich selbst ihre Hizze entschuldigen, die den Gottschedianern die Stange halten muste. Zwei Gegner, die auf beiden Seiten ausschweifen, und beide ohne Weltweisheit streiten; — da kam zum Glück eine dritte Parthei, die

1) „ihre Inversionen" fehlt.

2) b B: patriotische

Baumgartensche Schule, die Söhne des Deutschen Athens, und
brachten sie beide aus einander.

In der Dichtkunst Ramler, Kleist, und insonderheit Gleim;
in der Prose Leßing und Abbt; wenn man diese lieset, wie bedau-
ret man nicht den Sulzerschen Einfall, uns keine Idiotismen zu
50 lassen. Gleims Kriegslieder und sein versificirter Philotas inson-
derheit ist voll von dieser Deutschen Stärke. — Eine fleißige
Seele in Liefland hat einen Anhang zu Frischens Wörterbuch, aus
der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Litteraturbriefen, Leßings,
Uz und dergleichen Schriften gemacht; aus dem ich, weil er doch
zu gut ist, um in einem Winkel ohne Anwendung zu vermodern,
wenn er vollendet seyn wird, einen Auszug liefern werde. Aus
den Zeiten der Meistersänger, des Opitz und Logau, des Luthers
u. s. w. sollte man die Idiotismen sammlen, und insonderheit
mehr von Klopstock lernen, diesem Genie in Schönheiten und Feh-
lern, der selbst in der Deutschen Sprache sich den Schöpfungs-
geist anmaaßte, und auch diesen Geist der Freiheit eigentlich in
Deutschland zuerst ausbreitete: wirklich ein Genie, das selbst in
seiner Eccentricität groß ist, und das, so wie Alexander Macedo-
nien, die damalige Deutsche Sprache nothwendig für sich zu enge
finden muste.

Und sind die Idiotismen zu nichts gut: so eröfnen sie dem
51 Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprache zu unter-
suchen, und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen
zu halten. Viele Idiotismen fremder Völker würden wir daraus
erklären: (z. E. warum die meisten Nationen der Sonne und die
Mond sagen; wir aber umgekehrt; warum das Lateinische *fusus* in
herba immer für uns fremde klingt, könnte immer aus dem
Zustande unsrer alten Urväter bewiesen werden. Sie fingen bekann-
ter maßen von der Nacht zu rechnen an: hielten in der Nacht ihre
Zusammenkünfte, Kriegs- und Friedensschlüsse: und wusten kein
größeres Siegel der Verträge, als das Klirren der Degen, mit
dem Zuruf: der Mond ist Zeuge! Eben daher ist das: im Grase

hingegossen* wohl ein zu wohllüstiges Bild für das waldigte kalte Deutschland, wie es vormals gewesen.) Wie sehr sind nicht die alten Schottischen Gedichte Abdrücke ihres Landes?

Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor gibt Gelegenheit, auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe Blick, 52
der die Begriffe, wie die Farben im Sonnenstral, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt sich nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinett seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betriegt, ein andrer schmeichelt: ein gewisser Deutscher Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen; das kühne Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniel: findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betriegt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es: wenigstens gab es Gelegenheit zu Chymischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die Deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu seyn, und wir, troß unsrer Deutschen Gesellschaften, 53
haben hierinn wenig oder nichts gethan.

7.

Es bleibt überhaupt wahr: „die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum:“** und wir dörfen, um dies in Augenschein zu sezzen, die älteste Sprache, die Hebräische, oder Arabische mit der Unsern in Absicht auf den Reichthum vergleichen; er ist

*) s. Klopst. Abhandl. von der Poet. Spr. im 1. Th. des Nord. Aufs.
**) Litter. Br. Th. 15. p. 181.

so unterschieden, wie die Haushaltung jener und unserer Gegenden. Sie samleten Vieh und Knechte: wir samlen Gold und Hausgeräth: so ist auch der Reichthum beider Sprachen.

Ihre ist reich an Vieh:) Naturnamen sind in ihr häufig: im kleinen Buch der Hebräer, das wir allein noch übrig haben, sind schon 250 Botanische Wörter: Namen, die unsre Sprache zwar
54 kann ausdrücken, aber nicht auszudrücken weiß;* weil die *καλοι κἀγαθοι* unserer Bürgerlichen Welt sich auf nichts minder legen, als Hirtenkänntnisse einzuziehen: weil unsre Naturphilosophen unter Büchern wohnen, und wieder zu Lateinischen Büchern hinkehren. Unsre Schäferdichter und Sänger der Natur können also die Blumen dieser Kräuter nicht brechen: hätte man auch Deutsche Namen: so wären diese nicht bekannt gnug: sie hätten nicht gnug Poetische Würde: denn unsre Gedichte werden nicht mehr für Hirten geschrieben; sondern für städtische Musen; unsre Sprache ist zur Büchersprache eingeschränkt. — Hingegen hat es schon Leibniz bemerkt, daß unsre Sprache eine Waid- und Bergwerkssprache ist; ich glaube aber, zum Theil, gewesen ist; weil viele dieser Wörter theils veraltet sind; theils vor Kunst- und Handwerkswörter gelten, da unsre Lebensart nicht mehr Jagd und Bergwerke ist.

Wir bemühen uns also mehr um Hausgeräth:) Kunstwörter: Bürgerliche Ausdrücke: Redensarten des Umganges sind die häufigsten Scheidemünzen im mündlichen und Büchercommerz: die Alten
55 hingegen wechselten mit Goldstücken: sie sprachen durch Bilder; wir höchstens mit Bildern, und die Bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten, wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge. Leset den Homer, und denn leset Klopstock; jener malet, indem er spricht; er malet lebende Natur und Politische Welt: dieser spricht, um zu malen, er schildert; und um neu zu seyn: eine ganz andre Welt; die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: Laß sie selbst reden!

*) s. Michaelis Réflexions sur l'influence des opinions etc.

Die Oekonomie der Morgenländer war reich an Knechten; so
ist es auch ihre Sprache.) Die Erfinder der Sprachen, ohne Zwei=
fel nichts minder als Philosophen, druckten natürlicher Weise das
durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern
Begrif zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem
Dichter eben so vortheilhaft waren, als sie dem Grammatischen Phi=
losophen zum Aergerniß gereichen. Der Arabische Dichter, der zum
Löwen 500 Wörter hat, die verschiedene Zustände desselben bedeu=
ten, z. E. junger, hungriger Löwe ꝛc. kann durch ein Wort malen, 56
und durch diese mit einem Zuge entworfne Bilder vielseitiger spre=
chen, wenn er sie gegen einander sezzt; als wir, die diesen Unter=
scheid blos durch dazu gesezzte Bestimmungen deutlich machen. Die
Chöre der Morgenländer können sich in ihren beiden Gegensäzzen
beinahe wiederholen; allein das Bild, oder die Sentenz bekommt
durch eine Wendung, oder ein Wort Neuheit. Das Kolorit ver=
ändert sich, und diese Veränderung gefällt dem Ohr der Morgen=
länder; hingegen unsre Sprache, die an diesen beinahe=Synony=
men gefesselt ist, muß entweder die Wiederholungen ohne diesen
Nebenzug ausdrücken; und alsdenn sind sie für unser Ohr verdrieß=
liche Tavtologien; oder sie drückt sie gar schielend aus, und ver=
irrt sich, wie sehr oft in der Deutschen Bibelübersezzung, von der
Hauptidee des Gemäldes. Der Fehler liegt wirklich in der Ver=
schiedenheit unsrer Sprachen, und ist schwer zu vermeiden.

Hieraus erklärt sich, glaube ich, die Bemerkung unsers Phi=
lologischen Sehers in den Orientalischen Sprachen:* „daß diese 57
„Tavtologien, die dem Ohr der Morgenländer gefielen, unserm
unleidbar sind": jenen waren sie nicht Tavtologien, denn Tavto=
logien sind immer eckelhaft, und können wenigstens nie vergnügen;
sondern wenn ein Chor das andere erklärte, bestimmte, oder das
vorgetragne Gemälde mit Nebenzügen neu machte: so befriedigte
dies Aug und Ohr. Ich glaube, ein[1] Michaelis wird finden, daß

*) Michael. praef. in Lowth. lectiones P. I.

1) A: „ein" fehlt. (vgl. „Nachschrift" S. 327).

es in der Grundsprache selten völlige Wiederholungen sind; nur freilich in der Deutschen Uebersezzung, und am meisten in den Cramerischen Psalmen, da sind es perpetuae tavtologiae, Europae inuisae, aures laedentes, prudentioribus stomachaturis, dormitaturis reliquis.

Cramer scheint sich in seinen Predigten sowohl, als in den sogenannten Oden; in Cantaten und in der fließenden Prose so sehr an diese Wiederholungen und Umschreibungen gewöhnt zu haben, daß er vergißt, ob das Deutsche Ohr, das Kürze fodert,
58 und der Deutsche Verstand, der Nachdruck liebet, damit zufrieden ist. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Versifikation verführt ihn so sehr, daß er vergißt, ob seine Wiederholungen auch der Deutschen Sprache angemessen seyn. Seine Oden — und sie waren vor Klopstock und Ramler das Muster der Deutschen Oden — sind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Assaph, zu unserer Zeit, in unsrer Sprache Cramersche Psalmen geschrieben hätte? „Er hat sie ja aber übersezzen, nicht „umbilden wollen?" Gut! so übersezze er sie als Orientalische Psalmen, mit allem ihrem Licht und Schatten; nur umschreiben muß er nichts; alsdenn ists weit natürlicher für unser Genie und Sprache, sie zusammen zu ziehen. Ich urtheile frei, weil ich glaube so urtheilen zu können und dörfen: Hätte Michaelis Cramers Versifikation, oder Cramer Michaelis Geschmack des Orients: so würden wir erst die Morgenländischen Gedichte nach dem Genie unsrer Sprache, als einen Deutschen Schatz bewahren können; jetzt fehlt beiden was.

59 Aber meine Anmerkung verirret sich zu weit davon ab: daß die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache den Reichthum geschwächet hat. Der Haushalterische Philosoph fragte: warum sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! und er hat sie abgeschaft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu seyn. Ich will ohne Bilder reden! Da man die Begriffe mehr unter einander ordnen lernte: so druckte man das mit einer Bestimmung (adiectiuum, participium, aduerbium)

aus, wozu man erst ein neues Wort sezzte. — Noch blieben aber
Synonymen! Aber der Philosoph suchte feine Unterschiede in sie zu
legen, und sie also als neue, gültige Wörter zu gebrauchen.[1] Zum
Beweise führe ich im Deutschen Wolf und Baumgarten an. Durch
die Deutschen Schriften des ersten sind die Wörter, die unter dem
Gebiet der Philosophie stehen, sehr an Synonymen vermindert, da
er sie genau zu bestimmen gesucht. Und noch mehr Baumgarten:
geht seine Metaphysik durch, und bemerkt die unten angezogne
Deutsche Wörter: die Philosophie gibt den meisten müßigen Syno- 60
nymen Arbeit und bestimmte Posten. Das ist nun aber[2] die
Sprache der Philosophie:[3] lasset Sulzern, der noch lebende Baum-
garten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig,
in seiner Aesthetik bestimmen; die Welt wird ihm vielen Dank wis-
sen: lasset andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und
einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erha-
bene, feine Unterschiede zwischen beinahegleichen Wörtern bemerken:
sie arbeiten für die Deutsche Philosophie und Philosophische Sprache;
aber nicht für die Sprachkunst überhaupt. Alle kannst du nicht
bestimmen, Philologischer Weltweise! Die wirst du vermuthlich
auswerfen wollen? Aber wirft sie auch die Sprache des Umgan-
ges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch
minder ins Land der Dichter — Der Dichter muß rasend werden,
wenn du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Ueberfluß. —
Und wenn du sie bestimmest? Gesezt, aber du kannst es nicht:[4]
so fällt schöne Prose und schöne Poesie ganz weg; alles wird ein
Rosenkranz abgezählter Kunstwörter. Immer ein Glück für den 61
Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten

---

1) b: Noch blieben aber Synonymen, und ihrer eine große Menge. Bekäme der Philosoph Gewalt, so würde er feine Unterschiede in sie legen, und sie also als neue, gültige Wörter gebrauchen, oder sie ausmustern.

2) „aber" in b gestrichen.

3) b: Philosophie; weiter muß sie aber nicht.

4) b: Hättest du sie Gesetzgeberisch bestimmt: so fällt

Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind.

Unsere Sprache hat also die Synonyme eingeschränkt und bemühet sich statt Knechte, Gold und Münzen zu sammlen. Man erlaube mir die Wörter abstrakter Ideen damit zu vergleichen. Beide werden willkührlich geprägt, und durch einen willkührlich festgesezten Werth gäng und gäbe; die solidesten unter beiden werden als Schäzze aufbewahrt; das kleinere wird Scheidemünze. Auch auf dieser Seite verliert unsre Poesie, in der der eingebildete Werth schwindet, und blos der natürliche gilt; wo die abstrakten Wörter also blos gelten, nach dem Maas man sie sinnlich darstellen kann. — Durch unsre Philosophen kann die Dichtkunst also nichts gewinnen, und hat nichts gewonnen; so wenig als die Alten unsre Bücher- und Cathedersprache in allen ihren Nuancen übersezzen könnten: so wenig können wir den Alten nachsprechen.

62 Und was folgt nun aus allem diesem? Vielleicht viel — aber hier mag eins gnug seyn! — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen; recht sehr zu wünschen — aber ein Gesezgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht Ideal-Philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu A B C Märtirern machten.

8.

Von der andern Seite hat man, um unsre Sprache auszubilden, so sehr die Uebersezzungen angerathen, daß ich hierüber eine merkwürdige Stelle der Litteraturbriefe anführe:*

„Der wahre Uebersezzer hat eine höhere Absicht, als den „Lesern fremde Bücher verständlich zu machen; eine Absicht, die
63 „ihn zum Range eines Autors erhebt, und den kleinen Krämer „zum Kaufmann umschnizzt, der wirklich den Staat bereichert.

*) Th. 13. p. 98. [100. 101.]

„Diese Absicht nun ist keine andere, als seiner Muttersprache „vortrefliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache „anzupassen. So machte Apoll, daß Achilles Rüstung Hektorn „so gerecht war, als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. „Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine „rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben voll„kommen werden.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben „nur die öffentlichen Redner Anmunterung[1] genug, und die gröste „Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Ver„suche nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon viele „Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt „diese Begriffe so neben einander vor, daß uns neue Verbindun„gen nöthig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, „der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmit„telbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen.[2] 64

„Was für ansehnliche Vortheile müßten nicht unsrer Sprache „zuwachsen, wenn sie sich an die Griechische und Lateinische Sprache, „so viel als möglich, anschmiegen lernte, und ihre Geschmeidigkeit „den Augen des Publikum zeigte! Diese Ueberseʒʒungen könnten „unsre Claßische Schriftsteller werden. An den Gedanken wäre „nichts auszuseʒʒen, weil auf diese längst das Siegel der Vortref„lichkeit gedruckt worden: und die Sorgfalt in Erhaltung der Har„monie ihres Ausdrucks, würde auch so viel Wohlklang in unsre „Sprache übertragen, als ihr Genie erlaubte. Gesellen sie zu die„sen alten noch einige neuere Ausländer; deren Genie bewährt, „und deren Sprache mit der unsrigen verwandt ist: was würden „wir nicht unsern Ueberseʒʒern zu verdanken haben? und sie wür„den auch mit unsrer Dankbarkeit zufrieden seyn, worüber Ebert „ihnen die Gewähr leisten kann, den wir als einen vortreflichen „Ueberseʒʒer mit Recht unter unsre besten Schriftsteller rechnen.

1) L. B.: Aufmunterung
2) [„So machte — angefüllet gewesen.“ = B 260. 261.].

65 „Fehlt es uns denn an der Tugend, quae serit arbores, ut alteri „seculo prosint?“

Der wahre Uebersezzer soll also Wörter, Redarten und Verbindungen seiner Muttersprache aus einer ausgebildetern anpassen: aus der Griechischen und Lateinischen vorzüglich, und denn auch aus neuern Sprachen. Nun wollen wir hierüber nach unsern vorausgesezten Prämissen schwazzen:

Alle alte Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr Charakteristisches, als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsre Sprache mehr lernen können, als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir wollen vom leztern etwas versuchen.

So wie[1] uns unsre besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verschwinden: so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei vorausgehen. Im Griechischen haben
66 wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesamlet wurden: da alle übrige Dichter vor ihm, und viele nach ihm verlohren sind. Aeschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die Poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose; Herodot schrieb seine Historie, noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fieng an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt.[2] — Was

---

1) [A 65—71 (sagte) = B 191—197 (III, 5)].

2) (Zusatz in) B: (192) Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres, so wie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigstens hinan sehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlands trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf, wie die Schärfe des Schwerts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten: oder vielmehr, da die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Gränze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfienge;

sollen wir aus dieser Zeit durch Uebersezzungen für unsre Sprache rauben?[1]

Nur nicht die Sylbenmaaße![2] denn es ergiebt sich gleich, daß diese schwer nachzuahmen seyn müssen.[3] Damals, als noch die *αοιδοι*, und *ραψωδοι* sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht blos lange und kurze Sylben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß j e d e s Ohr der Urteiler der Prosodie seyn konnte; damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß 67
die Cadence, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Sylbenmaas, das die meiste Harmonie in sich schloß, das so genau in ihrer Sprache lag, als[4] die Jamben unserm Gesange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange, und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg, als unsere. Aber w i r reden mit wenigern Accenten Monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit, Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen; er wird sogleich,

---

das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei (193) Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig: die Sitten roh und auf dem Gipfel Menschlicher Stärke: die Götter niedrig und erhaben: die Helden pöbelhaft und groß: Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen: die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang; ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte.

1) Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

2) [„Nachschrift." S. 328].

3) Das Sylbenmaaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie, was es bei Homer war, singende Natur.

4) b: als vielleicht

wenn sie gut sind, scandiren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu; sie sind nie Polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht; so geht unter die Bauern,[1]
68 gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht; ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die Griechischen Rhapsodisten ihre lange Gedichte in immerwährenden Hexametern: ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu Polymetrisch war: und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Sylbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr Griechische Hexameter lesen; lernet erst Prosodie, um die Sylben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt Deutsche Hexameter machen; machet sie so gut ihr könnet, und alsdenn lasset dem ohngeachtet die Versart drüber[2] drucken, wie man es Klopstock rieth, oder bittet, wie Kleist, dies Sylbenmaas als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamiren? Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füße am meisten verbirgt, und nur alsdenn hören läßt, wenn sie die Materie unterstüzzen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die Polymetrischen Sylbenmaaße unsrer Sprache natürlich: bei den Griechen foderte ihn
69 die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns verbeut ihn Sprache und Ohr und Deklamation.[3]

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet! Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stüzzte sich also damals mächtig auf eine Deklamation,[4] die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr

---

1) b: das Volk, B: das Landvolk,

2) darüber

3) bei uns weder Sprache noch Ohr noch Deklamation.

4) eine singende Deklamation,

damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das *Αλλ οταν*, womit jedesmal die Orakel anfiengen, das *αλλα*, *δε* und *αυταρ* des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an Prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersezzung klingen; eben so lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen.[1]

Nachahmen können wir hievon also nichts;[2] aber doch gehört 70
es[3] dazu, um die Alten dieses Zeitalters Poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammleten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget, wie er „voll von göttlicher Begeisterung seine Zuhörer staunen macht, wie, wenn er sich selbst entrissen, von dem Ulysses „redet, da er sich seinen Feinden zu erkennen giebt, oder da Achilles den Hektor anfället, er bei jedem Fürchterlichen die Haare „aufrecht stehen, und das Herz schlagen macht; wie er jedem die „Thränen in die Augen lockt, wenn er von dem Unglück der „Andromache, der Hekuba, des Priamus singet.[4] Wie die Corybanten, von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, „ihre trunkene Freude in Worten und Geberden zeigen; so begeistert ihn Homer, und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter.“ In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und
Seele; jede Verbindung, und jedes Beiwort wird lebendig, und 71

---

1) vorzusingen. Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck die Bacchantinnen den Pentheus zerstückten.

2) Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen können wir also nicht;

3) er

4) „wie er voll — Priamus singet.“ fehlt.

trägt zum Pomp des Ganzen bei: und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersezzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner Poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Sollen wir [1] unsre Sprache durch die Inversionen bereichern,[2] die damals in ihrer biegsamen Sprache [3] jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es; unsrer Sprache, selbst dem freiesten und verworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Construktion angelegt worden, die die Harmonie des Griechischen Perioden meistens zerstören werden. Oder sollen wir unsre Sprache in Bildung der Machtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es; wenn ihr gleich ein Schweizer seyd, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles, oft genug umschreiben müssen.

72 Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, so wie unsre Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurückbleiben: so zeigen sie, nach meiner Meinung, am besten, wie die älteste Sprache der Poesie, zur Zeit des hohen Stils gewesen ist. Wohlan nun! versucht, diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Skaliger sie in Altlatein übersezte: ihr werdet ohngeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheiisch geklungen haben mag! [4] — Solche kühne Versuche mache ein junges munteres Genie für unsre Sprache; aber es lasse auch alte unparteiische Philologen darüber urteilen. [5]

---

1) [A 71—74 (Schluß des Capitels) = B 201—204 (III, 6)]

2) „Sollen — bereichern," fehlt.

3) B: III, 6. Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache

4) mag geklungen haben!

5) „Solche — urteilen." fehlt

Homer, Aeschylus, Sophokles schuffen einer Sprache,[1] die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersezzer pflanze diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Sylbenmaas und — wie wir bewiesen zu haben glauben[2] — selbst im Hexameter Prose[3] bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen 73
in Bilder; der Uebersezzer muß selbst ein schöpferisches Genie seyn, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Gnüge thun will. Ein Deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so Claßisch ist, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Grösse und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersezzer ist unstreitig viele Köpfe größer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersezzt, das im leichtesten Poetischen Ton, Didaktisch, geschrieben ist, und das dem ohngeachtet doch in der Uebersezzung sein bestes Colorit verlieret — sollte dieser Uebersezzer auch Ebert selbst seyn. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unsrer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unsrer Sprache? in 74
unsrer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sey, was jener für die Griechen war.[4]

---

1) einer singenden Sprache,

2) „und — glauben" fehlt.

3) sprechende Prose

4) [Hier schließt sich der Zusatz B. 204. 205 „Ich habe — machen soll?" an.]

9.

So sehr verzweifle ich also an Uebersezzung der ältesten Griechischen Dichter; aber desto mehr suche man von der Griechischen Prose eines Platons und Xenophons, eines Thucydides und Polybius, und die spätern Griechischen Dichter [1] zu nuzzen. Zu dieser Zeit lebten die καλοι κάγαθοι der Wissenschaften, die mit dem Genie unserer Zeit näher verwandt sind; der Periode war in seinem besten Glanze, und die Idiotismen milderten sich. Von diesen Schriftstellern kann die Deutsche Sprache unstreitig viel lernen; weil sie sich in die Griechische eher und biegsamer schicken kann, als in die Lateinische; weil die Griechische es auch unstreitig mehr verdient, und weil für die Deutschen eine ausgebildete Poesie und [2] Prose des guten Verstandes ohnstreitig die beste Sprache ist.

Heilmann, der Uebersezzer des Thucydides, der gewiß seinen Autor, und die Kunst zu übersezzen gekannt hat: scheint die Biegsamkeit der Deutschen Sprache nicht gnug in seiner Gewalt gehabt zu haben,[3] um sie mit der Griechischen zusammen zu passen. Indessen hat freilich dieser Baumgartensche Philolog noch ziemlich seinen Mann gewählt, da er uns den körnichten Thucydides liefert, dessen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat:*

„Man siehet überall die Mine des großen, des vornehmen „Mannes, der als ein Staatsmann schreibt, der aber auch nur für „Staatsleute schreiben will; der nichts weniger im Sinne hat, als „ein klaßischer Schriftsteller zu werden, aus welchem einmal künf„tige Redner Beispiele zu ihren Vorschriften sammlen sollten. Er „siehet also überall nur auf die Würde in den Gedanken, und

*) s. Litt. Br. Th. 3. p. 202.

1) „eines Thucydides — Dichter" in b gestrichen.

2) „Poesie und" in b gestrichen.

3) b: Heilmann, der Uebersetzer des Thucydides, kannte gewiß seinen Autor, und die Kunst zu übersetzen; allein die Biegsamkeit der Deutschen Sprache scheint nicht gnug in seiner Gewalt zu seyn,

„auf den Adel im Ausdruck. Er fasset jene kurz und bündig, 76
„und in diesem sucht er sich beständig von dem gemeinen zu ent=
„fernen. Er hatte in seiner Jugend ohnfehlbar die Grundsäzze
„der Beredsamkeit gefasset; allein er behielt sie hernach, um sie
„zu brauchen, und nicht sich daran zu binden. — Er ist ein
„Schriftsteller, der aus den Gedanken alles, und aus dem Aus=
„druck nur so viel macht, als zu jenen nöthig ist; der seine Ideen
„genau und bündig fasset, und sie durchaus so, wie er sie gefas=
„set, ausdrucken will: und hiernach müssen sich Ausdruck, Säze
„und deren Verbindungen, Perioden und deren Beziehungen und
„alles richten. — Seine Schreib= und Denkungsart ist im höch=
„sten Grade Pathetisch. Er ist seiner Sprache vollkommen kundig,
„das Blühende, das er durch den Reichthum des Ausdrucks, wel=
„cher ihm völlig fehlet, hätte erhalten können, durch die Wahl der
„nachdrücklichsten Wörter, und durch die Energische Beugung und
„Verbindung derselben zu erhalten; und er ist dreust genug,
„dergleichen zu machen, wo er es nicht vor sich findet. Aus
„diesen Stücken zusammengenommen erwächst eine Schreibart, 77
„die in Ansehung ganzer Aussprüche, schwer, gedrungen und in
„einander gewunden, in Ansehung der Wortfügungen sonderbar
„und oft unregelmäßig, in Ansehung des Ausdrucks sehr frucht=
„bar, aber auch neu und ungewöhnlich ist. Er ist der Schöpfer
„seiner ganzen Schreibart. Dieses erhellet daraus am deutlichsten,
„daß sich das besondre darinn nirgends mehr zeigt, als in solchen
„Stellen, worinn er blos selbst denkt, in seinen Reden und ein=
„gemischten Betrachtungen. Hier sind die Perioden oft von unge=
„wöhnlicher Länge; denn er schließt nicht eher, bis seine Reihe
„von Gedanken zu Ende ist. Hier sind die Wortfügungen sehr
„versteckt, und durch häufige Einschaltungen unterbrochen; denn er
„will jeden Begrif durchaus an dem Orte, in dem Verhältnisse
„ausdrucken, wo er sich in dem zusammengesezten Bilde seiner
„Ideen befindet; hier sind die einzelnen Ausdrücke von der gewöhn=
„lichen Bedeutung und Gebrauch entfernt, weil das Gewöhnliche
„das Ebenmaas seiner Begriffe nicht genau ausdrückte, und eine

78 „Umschreibung ihm zu langweilig dünkte.“ — So charakterisiret Heilmann des Thucydides Schreibart — und vielleicht die seinige selbst mit, so wie er sie durch diese Uebersezzung und das Lesen der Baumgartenschen Schriften gebildet hatte. Wie sticht diese Schilderung ab gegen die, so Geddes vom Thucydides macht: er als ein Schulmeister, und Heilmann als ein Mann von Geschmack.[1] Schade für die Deutsche Litteratur, daß Heilmann ihr so früh entrissen worden.

Griechische Uebersezzer von solchem Geschmack finden sich selten; und sie sollten sich doch finden, weil der Deutsche Historische Stil am meisten durch die Griechen gebildet werden kann. Und dieser muß vorzüglich gebildet werden: „denn eine Sprache, die „wenig Unterschied in den Zeiten angiebt, die wenig ohne Hülfs„wörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern sezzen, „und wenig Aenderung in der Reihe der Worte anbringen kann; „eine solche Sprache ist nicht sonderlich geschickt zur Geschichte; und „hier muß man ihr also die größte Hülfe geben.“* Und so ist die Deutsche.

---

79 Ferner!** „Die grosse Manier im Dialogiren sollen wir auch „zu erreichen streben, die wir an den Alten bewundern? Sie „wusten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natür„lich herbeizuführen, die Materie unter die unterredende Personen „glücklich zu vertheilen, jede Person karaktergemäß denken, und „gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenmerk „auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte „die mannichfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem „Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, „den man zurückgelegt, ganz übersehen konnte. Sokrates hatte „seine eigene Weise. Er wuste seinen Gegner durch geschickte

---

*) Litter. Br. Th. 17. p. 187.

**) Litter. Br. Th. 7. p. 24.

1) „Wie sticht — Geschmack.“ in b gestrichen.

„Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte; und wenn ein „Mißtrauen entstand, so erlaubte er ihm zurück zu kehren, und wenn „er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst „aber sezte er daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen 80
„wollte, in ihre Elementtheile aufzulösen, so wie man die harten „Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher „zu machen. Er fieng sodann von dem Bekanntesten an, das sein „Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständ„niß nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am „Ziele. Es gehört freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese „Manier eigen zu machen, und selbst einem Cicero ist sie nich „sonderlich gelungen." Freilich gehört zu ihr kein gemeines Talent, und unter den Neuern weiß ich vorzüglich nur einen Shaftesburi, der sie vom Plato ziemlich abgelernet, so wie er selbst wieder der Lehrer des Diderot zu seyn scheint. Warum wollen wir aber nicht aus der Quelle selbst schöpfen, da diese Art zu dialogiren der Sprache selbst viele Biegsamkeit, Abwechselung und Munterkeit ertheilt? Unter den Deutschen hat sie Leßing [1] vorzüglich in seiner Gewalt: sowohl in den Lustspielen, als der Fabel.

---

10. 81

Und nun die Uebersezzer aus dem Lateinischen! Eine nützliche Bemerkung schreibe ich her,* über die Verschiedenheit des Lateinischen und Deutschen Perioden.

„Im Deutschen ist ein Stil schon Periodisch, wenn auch die „Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und „die Absäzze so an einander gekettet [2] sind. Die Römer musten „dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den „abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfs-

*) Litt. Br. Th. 13. p. 120. und 130.

1) b: hat Leßing den Dialog

2) L. B.: so gekettet an einander gehänget

„wörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an ein-
„ander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Weil
„die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten auch
„die folgenden Begriffe eher angehängt werden, wenn nicht die
„Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste
„viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen. Im
82 „Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht
„schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal trennen, und wenn
„wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache
„Hülfe geben. Es ist wahr! es ist dem Uebersezzer nicht erlaubt,
„den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen, und seine
„Lehren in Antithesen zu verwandeln; allein seine Lebhaftigkeit
„muß er ihm erhalten. Wir sind nicht so albern, daß wir einem
„Tullius, wenn er unter uns aufstehen könnte, nicht anders als
„frisirt zu erscheinen erlaubten: aber seinen muntern Blick und
„sein os rotundum wollten wir auch nicht gerne entbehren. Indes-
„sen ist der Unterschied zwischen dem Lateinischen und Deutschen
„Perioden ein neuer Grund,[1] warum die Bekanntschaft mit den
„Griechen, und auch die Uebersezzungen aus ihnen, fast noch mehr
„anzurathen sind, als die Uebungen mit den Lateinern. Kann
„ich wohl dieses laut genug ruffen, damit man mich in Deutsch-
„land allenthalben höre?“ —

Wenn ich aus dem Lateinischen Uebersezzungen riethe; so wäre
83 es erst ihrer Poetischen Sprache, denn ihres Historischen Stils
wegen. Die Poetische Sprache! Ein Deutscher Horaz würde unsre
Sprache gewiß bereichern, und unsern Perioden der Ode bestim-
men, daß er ganz das Ohr füllet. Da Ramler das lezte im
Deutschen am besten getroffen und überhaupt viele Känntniß des
Antiken und Deutschen Wohlklanges zu haben scheint: von wem
sollen wir uns einen Deutschen Horaz lieber wünschen, als von

1) L. B.: Sein (Cicero's) Uebersetzer (Heinze) hat .... das Perio-
dische im Deutschen vom Periodischen im Lateinischen nicht genug unterschie-
den — ein neuer Grund, ...

ihm? Horaz ist seiner Sprache ganz Meister. Sein Periode wird
ein Gemälde, wo jedes Wort, jedes triftige Beiwort, an denen er
glücklich ist, eine Figur ausmachet: die Anordnung dieser Figuren
erhebet dabei das ganze Gemälde: man versuche es, Wörter aus
ihrer Stelle, aus ihrer Region zu rücken, und das Bild leidet
allemal: dies ist ein Odendichter, der in jedes Wort Bedeutung
legt. In der That, es kommt mir vor, daß Horaz den Griechen
das meiste unter den Lateinischen Dichtern abgelernt: seine Frei-
heit in Bildung schöner Gräcismen, und sein wirklich Griechischer
Wohlklang würden uns in der schwersten Gattung der Gedichte
zeigen können, wie man eine andere Sprache nachzuahmen hätte, 84
wenn nicht Alcäus und Sappho und die übrigen Lyrischen Grie-
chen verlohren wären.

Die Historische Uebersezzungen wären wieder für unsern Stil
unentbehrlich. „Der Historische Stil will Kürze, und uns man-
„geln viele Participien; er fodert Sprachnaivitäten[1] und das Deut-
„sche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die
„Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns immerfort mit unserm
„Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi etc. Die Fran-
„zosen haben dies in ihre Sprache übertragen.[2] Unsre Hülfswör-
„ter, die wir zur Bildung des Perfecti brauchen, machen den Stil
„zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes Perfectum;
„wir unser Imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich
„kommen wir immer zu kurz. In einem Stil, der durch wenig
„Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt, und
„durch prächtige Worte vollgestopft werden, kommt unendlich viel
„auf solche Abänderungen an. Hier müssen wir unserer Sprache 85
„zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch
„Wendungen ausdenken, dadurch dieser Mangel ersezzt wird."* —
In diesem Gesichtspunkt — wie manche Vorzüge um das Ver-

*) Th. 9. p. 127. und Th. 17. p. 187.

1) L. B.: Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann,

2) L. B.: übergetragen.

gnügen im Lesen, um das Deutsche Ohr, und die Deutsche Sprache, hat nicht der Magdeburgische Uebersezzer des Tacitus vor dem Hamburger.

Und Tacitus ist mehr für unsre Zeiten ein Muster, als Livius. In seinem Geist der Erzählung? gewiß: denn die sorgfältigen Erzählungen von allerlei Wunderzeichen gehörten zu des Livius Zeiten zur Geschichte, die ihre Religion unterstüzzen sollte: die vielen eingestreueten Reden schmecken auch nach dem Geist der damaligen Zeit, wo Beredsamkeit eine nothwendige Eigenschaft des Bürgers war: die enthusiastischen Wunder der Tapferkeit von Personen beiderlei Geschlechts, belebten einen Römer, einen Republikaner auch zu einem Patriotismus, der in unsrer Zeit eine andre Wendung
86 genommen. Hingegen Tacitus mit seinen Reflexionen, die in den Geist der Begebenheiten dringen, ist ein Geschichtschreiber für Deutsche. Und in seinem Stil auch mehr, als jener.* „Der Stil „kann durch die verschiednen Zeiten auch[1] bestimmt werden. Dies „ist eine Anmerkung, die ich dem Gordon aus seinen Betrachtungen über den Tacitus abborge. Einige Zeiten können eine starke „braune Farbe über die meisten Gemälde verbreiten, wenn andre „Zeiten ein höheres und brennenderes Colorit geben. Gordon „erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Stil des Livius und „Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten „der Stil mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre „Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist, als die Lateinische, „fodert dies mit desto stärkerm Rechte. Man hat den Historischen Stil mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusch „seinen gleichen Lauf fortmurmelt: aber man muß nur dabei „bedenken, daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten
87 „muß; weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung „vergnügt, und also keine Schönheiten mehr findet.“ Ueberhaupt kleidet auch eine Nachdrucksvolle Schreibart die Deutschen am besten.

---

*) Litt. Br. Th. 10. p. 213.

1) L. B.: sogar durch die verschiedenen Zeiten

Die Points; die Epigrammatische Einfälle; die Wendungen, und der blendende Witz des Seneka und Plinius, sind mehr für die Franzosen; und ein Beaumelle, der in mes pensées so glücklich ist, kann auch Pensées de Senèque schreiben.

11.

„Gesellen Sie nun zu diesen Alten noch einige neuere Aus-„länder; deren Genie bewährt, und deren Sprache mit der unsri-„gen verwandt ist: was würden wir nicht unsern Uebersezzern zu „verdanken haben?“ [1] Diese neuere Ausländer sind ohne Zweifel Franzosen und Engländer, zwischen welchen der Deutsche in der Mitte steht.

So wie die Franzosen vormals von der Litteratur unsrer Nation urtheilten: so urtheilten sie auch von unsrer Sprache; ich 88 darf die unwissende Urtheile des Mauvillon und so vieler andern nicht wiederholen; sie lassen uns jezt mehr Gerechtigkeit wiederfahren, seitdem das Journal étranger unserm Stil, Premontval und andere sogar unserer Sprache haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dem ohngeachtet aber macht die wirklich zu große Verschiedenheit der Nationen, ihrer Denk- und Schreibart, ihrer Sitten und Sprache bei ihnen noch immer Irrungen, die wir ihren mindern Känntnissen zuzuschreiben haben.

Deutsches Ohr, Deutsche Härte, Deutsche Rauhigkeit! heißt es noch immer! „Unsere Sprache soll etwas Barbarisches an sich „haben: so wohl wegen der vielen Consonanten, mit denen sie „überhäuft ist, als wegen der sonderbaren (bisarren) Construktion „ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keines Weges mehr Frei-„heit, oder mehr Hülfsmittel gibt, sondern nur ohne Noth die „Metaphysische Ordnung der Worte störet.“ [2] Wir wollen diese Stelle etwas beherzigen.

---

1) [L. B. 13, 102].

2) [„Nachschrift.“ S. 328].

89 Unsere Sprache hat wegen der Consonanten etwas Barbari=
sches an sich:)* und die Französische wegen der öftern Elisionen,
wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden,
wegen der laufenden Aussprache, keinen gewissen Tritt. Aber das
erhebt ja nicht unsre Sprache, wenn die andre an einer andern
Seite leidet? Nein! aber die unsere leidet darinn nicht so, wie
ein Franzose glaubt. Damit unsre Laute sich nicht unter den Con=
sonanten verlieren mögen: haben wir mehr Doppellauter, und stär=
kere Vokale, als sie: so daß unsre Sprache eine gewisse Dorische
Fülle bekommt, die in starken Monologen des Trauerspiels, in
dem vollen Chor einer Cantate, im männlichen Schwunge einer
Ode; noch mehr aber im ernsthaften Lehrgedicht, und in nachdrück=
lichen Betrachtungen sich unserm Charakter sehr anschmieget. Möchte
überhaupt nur diese Dorische Rauhigkeit so viel Einfluß in das
Innere unserer Sprache haben, als die Dorische Härte desto vol=
90 lere Schönheiten in die Oden des Pindars, und in die Aeolische
Schriftsteller hat einweben können: so wollten wir zu den Fran=
zosen laut sagen, was wir seit kurzem haben anfangen können zu
sagen: Ihr sagt! meine Sprache schände mich! sehet zu, daß ihr
nicht die eurige schändet: wie einst der Königliche Scythe Anachar=
sis gegen die Griechen sein Vaterland vertheidigte.

Zweitens: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, als
sie: und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als
der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers, als der
schmeichelnde West zum Ergötzen des Frühlings: denn mit diesen
hat sie einige Aehnlichkeit. Gehet die lieblichen, zärtlichen, ange=
nehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h
oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können,
die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch,
in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müs=
sen: daher das H bei einigen Völkern das Schibolet ist, woran
91 man kennen kann, daß sie gebohrne Gergesener sind: da die Let=

*) Litt. Br. Th. 16. p. 20.

ten z. E. Jmmel und Eute (statt Himmel und Heute) aussprechen. — Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter: es gibt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und gibt dem Mitlauter etwas dazu: es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Consonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen; im Physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die Griechische Sprache hierinn nicht an die Morgenländischen, deren Aspirationen, (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so Griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, die Alten hätten aedus, ircus (statt haedus, 92
hircus) gesprochen: man hätte aus dem Griechischen aber das H dazu genommen: ja, wenn man das Catullische Epigramm kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet: so weiß man, daß die Kleinmeister von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volk zu gefallen, pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müste, und Quintilian ärgert sich, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben.* Die Nordlichen 93

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unsrer neuen Orthographie nöthig ist. Die Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben dorften, und auch nicht schrieben. Uns neuern ist so wenig an diesem Musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bei einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend

Völker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die Lateinischen Länder überschwemmten: so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der Italiänischen und meistens auch aus der Französischen Sprache. Unsrer Deutschen Sprache, als einer Originalmundart blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarey der Consonanten.

„Das Deutsche[1] hat aber so bisarre Construktionen, daß die
„Metaphysische Ordnung der Worte ohne Noth gestört wird, und
„der Schriftsteller doch keine Freiheit mehr hat.* Zum Exempel!
„die Metaphysische Ordnung der Worte wird gestört: denn wie
„lächerlich klingts: Hier au soir vint le Comte ici par; und doch
„sagen die Deutschen: Gestern Abend kam der Graf hier an!" —
Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen,
94 als von einem Blitze, daß er so gleich den Eigensinn der Französischen Sprache, und ihre Ungelenkigkeit für die wahre, einzige Metaphysische Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzosen zu Gefallen, und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Construktionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns davon „habt nicht heute wollen thun den Gefallen: wir euch ihn werden thun." Denn dies ist die ächte Französische Construktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulû faire la grâce; nous vous la ferons); und der Eigensinn der Französischen Construktion, ist doch die Metaphysische Ordnung selbst. Wenn

---

sprechen müssen. Die Orthographie des Denso und vieler andern ist mir
also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son schreiben: bald wird man also
93 auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An, statt Hahn schreiben.
Schade für unsre Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachverderber[1] schreiben.

*) Litt. Br. Th. 16. p. 20. 21.[2]

1) [A 93—101 = B 81—87 (II, 7)]

---

1) Sprachenverderber

2) B citiert: Journal étrang. 1760. Brachmonat.

man sich doch scheuen wollte, Sachen in die Welt zu schreiben, von denen man nicht die gehörige Känntniß haben kann.[1]

„In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß „gewiß aus ganz andern Gründen, als solchen wörtlichen Ueber„sezzungen erörtert werden; und die Ursache, warum dergleichen „Partikeln in der Deutschen Sprache so und nicht anders gesezzt „werden, mag sich doch wohl können Philosophisch erklären lassen." 95
Ich versuche es, sie Philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikeln — denn jede Sprache hat ihren Eigensinn; sondern die Inversionen überhaupt: so wird sich ihre Erlaubniß und Nutzen von selbst zeigen.

12.

Das Hauptgesez bei der Verbindung der Worte zu einer ganzen Idee ist folgendes:* „Man lasse mehrere Ideen, die zusam„men einen Gedanken ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, „die der Faßlichkeit des Gedankens, und dem jedesmaligen Zwecke „des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden „in tausend Fällen einerlei seyn; also wird es eine gewisse allge„meine Construktionsordnung geben. Hundert mal aber gibt es „einen besondern Zweck des Redners, und denn ist die Sprache „die beste, welche[2] räumig gnug aufgeschürzt ist, um ihre Ord„nung nach diesem Zwecke wenden zu können."[3]

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedan- 96
ken, und blos Gedanken unmittelbar mittheilen; so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so

---

*) Litt. Br. Th. 17. p. 184.

1) „Wenn man — kann." fehlt.
2) L. B.: welche, wenn ich so sagen darf,
3) „Das Hauptgesetz — können." fehlt.

wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet: so theilet es die=
selben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken
einer andern Vernunft saget: gehet also den gewöhnlichen Pfad
der Zusammensezzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst
und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perio=
den so regelmäßig bestimmt, daß, nach der Arabischen Prosodie zu
reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben
hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine Philosophische Sprache; wäre sie von einem
Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf: käme eine
allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bei ihren Zeichen noth=
wendig jeder Plaz und jede Ordnung so bestimmt, als in unsrer
97 Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus Philosophische
Sprache haben, die blos für die Weltweisheit erfunden wäre: so
nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die
Lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit
ist, wenn sie Lehrsäzze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie?
ohne Inversionen meistentheils.[1]

Nun stellet euch[2] zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der[3]
eine spricht, der[3] andre höret: Dem ersten ist das Auge die Quelle
seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen
Gesichtspunkten sehen; dem andern zeiget er diesen Gegenstand, und
es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet
die Rede, als ein Zeichen[4] dieser Gegenstände: so habt ihr den
Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit,
die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet: je mehr
will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen,
im hellesten Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inver=
sionen.[5] Ein Beispiel: Fleuch die Schlange! ruft mir jemand

1) meistentheils; oder wenigstens stehen diese ohne Wirkung da.
2) b: stellet euch aber
3) b: „das“; dann ist „der“ wieder hergestellt.
4) eine Bezeichnung
5) und so werden Wortumkehrungen daraus.

zu, der mein fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, 98
der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; er hat mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); Mir hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit: so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn: wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine Grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen.[1] Geberden, und Accent kommt zu Hülfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen. — Noch immer spricht
man von den ältesten Sprachen, als wären sie von GOtt, oder 99
einem Philosophen erfunden, und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters. Alles, was wir schönes in den ältesten Sprachen finden: ist erst später in sie gekommen, nur wir kennen die ersten unförmlichen Zeiten nicht; daher scheinen sie uns gleich im Anfange im Glanz. Nehmet das sinnreichste Spiel, wo ein Euler durch die Berechnung der Fälle der Wahrscheinlichkeit die weiseste Anordnung entdeckt; ist es im Anfange so gewesen? — nichts als eine Zusammenhäufung ungefährer Würfe; eine Folge von Versuchen, bis Versuche endlich Kunst in dasselbe brachten. —[2]

---

1) Inversionen, aber nicht, die die Kunst in sie geleget; sondern die Natur fodert.

2) „Noch immer — brachten.“ fehlt.

So bald[1] gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt
wurden; wie dies durch die ersten Lieder geschahe; so fieng sich
dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung
der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das
Sylbenmaas muste sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesez,
keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat: und man weiß,
100 daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesezze
haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward
auch die Construktionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung
noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesezzes, da die
Büchersprache aufkam; jezt fiel die Aktion weg, die vorher die
Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine
„Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestim-
„men; da hingegen alles dies im Buche wegfällt.“* Man muste
also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich
zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen
ältesten Griechischen und Römischen Dichter bezeugen,[2] denen keine
neuere Sprache ihre Verändrungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man
endlich den Prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung
101 der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte, und doch
auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also
in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich
dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand
denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wohl-
lust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und
Ohr zu thun hat, folgt blos der Ordnung der Ideen, und hat
also keine Inversionen; so ist der Logische Periode. Er verwirft

---

*) Litt. Br. Th. 17. p. 186.

1) b: So bald aber

2) bezeugen, die so viel künstliche Wortumkehrungen in ihre Dichte-
rische Sprache einführten, daß keine neuere ...

jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

13.[1]

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden; desto härtere Fesseln trägt sie: je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist; desto freier wird sie seyn. Je mehr sie lebt: desto mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Büchersprache 102
zurückgesezzt ist; desto mindere. Alles beweiset die Französische Sprache: Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch würklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht seyn, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das Poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Deklamation diese galante Sprache Nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge „besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen ver„mögend sind: sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange „errathen lassen:"* so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der Französischen Sprache.

103
Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der Metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sey so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine Menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die

---

*) Litter. Br. Th. 17. p. 185.

1) [A 101—108 (II, 13) = B 87—95 (II, 8)].

Französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schliesse ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter, als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte Poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit,* — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten, und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden ersten nutzen von den Inversionen: wenn nun ihr Nutzen
104 dem dritten nicht nachtheilig ist; so können und müssen sie bleiben.

Ja! aber beweise, daß sie ihm nutzen! Der Franzose leugnet schlechterdings, daß sie ihm Freiheit und Hülfsmittel verschaffen: und denn beweise auch, daß sie dem Weltweisen nicht schaden: sonst muß man einen kleinern Nutzen dem größern aufopfern. Ich will es versuchen.[1]

Ich fange vom leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der gnug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommet. Kann dies eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schließt sich, wie der andre, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadencen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nöthig, als das Unebenmaaß in der Malerei, und in der Musik der Mißlaut. Die Französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein Griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem leztern den Constructionen unsers Canzleistils gleicht.

105 Dies gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die

*) Man erlaube mir dies Wort, das ein Claßischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der Verf. der Phil. Schr.

1) „Ja! — versuchen." fehlt.

Einbildungskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leiden-
schaft erregen will — der braucht sie nothwendiger. Er malet der
Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem
Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch
gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene,
um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele:
diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervor zu brechen;
jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte
trift, und in seinem Lichte erscheint. Hiedurch [1] bekommt die
Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen
haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die
Inversionen, die sich unsre gute Poeten haben erlauben können;
gehören mit zur Deutschen Freiheit.*

Aber wie? leidet nicht die Philosophische Sprache der Deut- 106
schen darunter? Was das anbetrift: so fühlen wir weit eher Fes-
seln in der Dichterischen, als Philosophischen Srache; auch wir füh-
len es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch
„die ordentliche Wortfügung anzeigen können; die wir nur müssen
„aus dem Zusammenhange errathen lassen." Unvollkommenheit
unsrer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der
Vernunft? [2]

„Zur Weltweisheit** scheint die Deutsche Sprache, mehr als
„irgend eine von den lebendigen Sprachen, ausgebildet zu seyn.
„Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des
„Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von
„der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abge-
„zogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben.
„Jenes hát sie Wolfen, und dieses Hallern zu danken. Zwei

---

*) Litter. Br. Th. 16. p. 21.
**) Th. 7. p. 163.

1) Hierdurch
2) b: Vernunft? Nichts!

„solche Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen
107 „Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen „auch so zu sagen das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem „Stempel bezeichnete Ausdrücke, sind in dem Gebiete der Welt„weisheit nunmehr gäng und gäbe worden.

„Der Philosophische Geist [1] hat sich bei uns auf alle Theile „der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt unsern schönen Schriften „selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns „eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Karakter der Nation „zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen „Lesern aus eben der Ursach der Dunkelheit beschuldigt werden, „so lange sie noch mit unserer Litteratur nicht bekannt genug sind. „Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, „Montesquieu und einiger andern Französischen Weltweisen nicht „bekannt wären; so würden wir uns in die neuern Schriften die„ser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr „muß dieses den Ausländern in Ansehung unsrer Litteratur wie„derfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über
108 „die Sprache gewonnen, und wir zur Verbesserung der schönen „Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Metaphysik genom„men haben."

In diesen Gesichtspunkten hat unsre Sprache vor der Französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nöthig geschienen haben, diese Freiheiten aufzuopfern: „seit dem sie Philosophie und „Französische Sprache studirt hätten"* Philosophie und Französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammen findet.[2]

---

*) Th. 16. p. 8.[1]

1) [Th. 16. p. 39]

2) [Hieran schließt sich in B der Abschnitt „Ich muß indessen — eigen ist" S. 94. 95].

---

1) B citiert: Prospect zum Journal étranger 1760.

14.

Es ist gut, daß ein Franzose es nicht unternimmt, über
unsre Sylbenmaasse zu urtheilen: sein Ohr ist zu einer Monotonie
verwöhnt, und es würde ihm wie einem ungelenkigen Alten
gehen, der seinen muntern Knaben das Springen verbeut, weil er
selbst nicht mit springen kann. Einem Franzosen kann man es
schwerlich begreiflich machen, „daß unsre lange und kurze Sylben
„von so verschiedener Art sind, daß man, um diese Nuancen rich- 109
„tig zu bezeichnen, ausser dem gewöhnlichen ◡ und – wenigstens
„noch drei verschiedene Zeichen haben müste, daß unser Hexameter
„also durch die Kraft eines Genies sich dem Hexameter der Alten
„ungemein nähern könne.“ *

Ich wollte, da ich von der Uebersezzung aus den Alten redete,
die Materie nicht zerreißen: jezt sezze ich die vornehmsten Bemer-
kungen der Litteraturbriefe [1] mit einigem Critischen Urtheil hieher:

Ueber den Hexameter.

„Der Deutsche Uebersezzer des Rabelais, Huldrich Elloposcle-
„ros (wahrscheinlich Johann Fischart; denn ελλοπος κληρος heißt,
„einer, den das Loos der Fische getroffen, und die Uebersezzung
„des Philipp von Marnix von Fischart, ist dem Deutschen Rabe-
„lais sehr gleich) hat unter seinen Zusäzzen, den Anfang eines
„scherzhaften Heldengedichts in gereimten Deutschen Hexametern, 110
„und eine Zueignung an die Deutsche Nation in Hexametern und
„Pentametern, wo sich nicht blos Pentameter mit Pentameter,
„sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Das
„war 1617. Einige Jahre nachher gab Alsted in seiner vollstän-
„digen Ausgabe der Encyklopädie ein Muster von Deutschen Hexa-
„metern. Von Alsted bis auf Heräus ist des Deutschen Hexame-
„ters selbst nicht in den Lehrbüchern der Dichtkunst gedacht, wo

*) Litter. Br. Th. 16. p. 24.

1) [„Nachschrift“ S. 328.]

„doch Muster in andern Lateinischen Sylbenmaassen, in dem „Alcaischen z. E. vorkommen.* Nach Heräus gaben bald Omeis, „bald Gottsched nach allen ihren Kräften Beispiele davon; bis end„lich andere Männer ins Spiel traten, die der Sache nicht durch „ihren Kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigen„den Gebrauch den Ausschlag gaben. Der Verfasser des Meßias „und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, „und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart „hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall, ich allein die
111 „Hoffnung gründe, daß sich der Deutsche Hexameter erhalten werde. „Man sezze aber, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfas„ser des Nimrods wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauch des„selben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste „rühmet). Würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekom„men haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger „und wohlklingender gewesen wären, als sie in der That nicht „sind?"**

Klopstock sezzte vor seinen Meßias, eine Abhandlung von
112 der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaasses im Deutschen, ein Fragment, „das in seiner Art kein schlechteres „Fragment, als bisher[1] der Meßias selbst ist, worinn zwar nicht „alles gesagt wird, aber was gesagt wird, ist vortreflich.[2] Nur muß „man selbst über die alten Sylbenmaasse nachgedacht haben, wenn „man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock „mehr im Vorbeigehen als mit Vorsaz zu machen scheinet. Der „Prosaische Vortrag des Dichters gefällt mir sehr wohl, und die „ganze Abhandlung ist[3] ein Muster, wie man von Grammatikali-

*) Litter. Br. Th. 1. p. 110—116 [im Auszuge].

**) Litter. Br. Th. 2. p. 304.

1) L. B.: noch bis izt

2) L. B.: Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortreflich.

3) L. B.: Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ...

„schen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.“* Kurz! wenn einige Grammatiker die Abhandlung des Dionys von Halikarnaß gülden genannt: so kann man die beiden vor dem Meßias, und die über den Poetischen Stil mit mehrerem Rechte so nennen. Klopstock fand es hierinn möglich, dem Griechischen und Lateinischen Hexameter so nahe zu kommen, daß er größern Werken einen Vorzug gäbe, den wir durch unsre gewöhnliche Sylbenmaaße nicht erreichen können. Er fand es möglich, ohne doch der Prosodie der Alten so genau nachkommen zu dörfen, als Uz in seinem Gedichte: der Frühling, und ohne ihm die Vorschlagssylbe geben zu müssen, die Kleist in seinem Frühlinge der Welt einführte.

Nirgends ward er so sehr Mode, als in der Schweiz: sie sahen ihn vor so vollkommen an, „daß es nichts weiter bedörfe,
„als ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten Wirkungen des 113
„Wohlklanges und des Poetischen Ausdrucks zu versichern. Sie „wünschten sich unter einander Glück, daß eben dieselben Genien, „die den Muth gehabt, die erhabensten Wahrheiten der irrdischen „Wissenschaft zum Gegenstande ihres Gesanges zu nehmen, und „sich in die Olympischen Sphären, den Wohnplaz höherer Natu„ren, zu schwingen; uns auch den wahren heroischen Vers, den „Hexameter der Griechen und Römer, in aller seiner Verschieden„heit und schönsten Harmonie hervorgebracht haben.“** Ein Gedicht in Hexametern folgte auf das andere. Noah und Jacob und Joseph und Rahel und Abraham und Telemach und Sündfluthen und Fragmente und Hymnen und Briefe, lebendige und todte — keinem Menschen kam es ein, ihn gegen den Hexameter der Alten recht zu prüfen — bis es der that, der vielleicht selbst die härtesten unter allen geschrieben hatte: Oest, der Verfasser des Siechbettes.

Hier ist der Titel seiner neuen Ausgabe: Oests Versuch einer 114
Kritischen Prosodie: oder Anmerkungen und Regeln über das Syl-

*) Litter. Br. Th. 1. p. 108. 109.
**) Th. 10. p. 355.

benmaas der Alten, vornehmlich Griechen und Lateiner, nebst einer Beurtheilung des neuern Deutschen Hexameters und der vermischten feineren Sylbengrößen bei einigen unserer jüngern Dichter: 1765. Der Verfasser hat eine größere Känntniß der Deutschen Sprache, als alle Beurtheiler der Sylbenmaaße vor ihm; ein genaues Gefühl der Rhythmik der Alten; eine große Belesenheit und eine Geduld, die nicht jedermanns Ding ist. Allein bei allem diesen ist seine Kritische Prosodie wüste; Finsterniß auf der Tiefe, und Winde, die das Gewässer bewegen. Eine dunkle affektirte Schreibart, in der die Ideen selbst nicht im gehörigen Licht erscheinen. Weitläuftigkeiten, wo Kürze zugereicht hätte: Unordnung in den Stücken, und Stücke, die kein Ganzes ausmachen. Vielleicht wäre es also besser gewesen, wenn der Herr Pfarrer Johann Peter Müller sei-
115 nes Herrn Oberinspectors Anmerkungen nicht blos herausgegeben, sondern geordnet, gefeilt, und erleuchteter herausgegeben hätte.

Ramler, einer der Einsichtvollesten Kunstrichter Deutschlandes, dem — und dem fast allein — wir die feinsten Anmerkungen über den Wohlklang Deutscher Gedichte zu danken haben, nahm ihn unter sein Feld der Beobachtung, theils im Batteux, theils (wenn ich mich nicht irre) im 18ten Theil der Litteraturbriefe.* Und diese haben hin und wieder so davon geurtheilt.

„Haben wir den Griechischen oder Römischen Hexameter in „aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie? [1] Leute soll- „ten dies wenigstens nicht behaupten, die die Natur der Griechi- „schen und Römischen Poesie und auch die Natur der unsrigen „kennen wollen. Jene haben ein Sylbenmaas, das aufs genaueste „bestimmet, und gleichsam ausgerechnet ist, sie haben wenige Syl- „ben, die lang und kurz können gebraucht werden, schon der
116 „Zusammenstoß zweier Consonanten wird von ihnen gehört und „macht eine Sylbe lang u. s. w. Wir haben nichts dergleichen; „wir richten uns blos nach einer zuweilen ziemlich unbestimmten

*) p. 119—137.

1) [Th. 10, 356—359.]

„Aussprache. Fast alle einsylbichte Wörter, deren wir eine sehr
„große Menge haben, können nach Belieben lang oder kurz
„gebraucht werden; hiezu kommt, daß wir gezwungen seyn, uns
„anstatt der Spondäen mehrentheils der Trochäen zu bedienen, daß
„wir sehr wenige Daktylen haben u. s. w.“ Blos diese beide lezte
Punkte beweisen, daß ein Vers, wo es einerlei ist – – oder – ◡;
entweder – ◡ ◡ oder – ◡ – oder gar – – ◡ zu sezzen, ohnmöglich
eben derselbe Vers der Alten seyn kann, in dem jedes Sylben-
maas aufs genaueste bestimmt war.

„Wir können also blos den alten Hexameter auf gewisse Weise
„nachahmen, und da unsre Tonmessung in vielen Stücken noch
„gar nicht unter gehörige Regeln gebracht ist: so muß indessen
„das Ohr hauptsächlich die Richtigkeit des Deutschen Hexameters
„entscheiden. Dieses muß am sichersten bestimmen, ob ein Wort
„an einem gewissen Orte vortheilhafter lang oder kurz gebraucht 117
„werden könne: dieses muß uns lehren, daß man auf einen Tro-
„chäen nicht einen Daktylus müsse folgen lassen, dessen erste Sylbe
„lang oder kurz seyn kann, weil sonst das Sylbenmaas verwirrt
„wird, und dergleichen mehr; alsdenn erfolget statt der Harmonie
„eine unausbleibliche Verwirrung, und das Ohr wird weit miß-
„vergnügter, als bei einer noch so unharmonischen Prose.

„Folgendes sind also die allgemeinen Regeln des Deutschen
„Hexameters. Die Länge und Kürze muß nach dem Accente, der
„Aussprache gemäß, genau beobachtet werden; die Daktylen müssen
„insbesondere, so viel möglich, rein seyn; keine Endung muß einer
„andern, oder der Mitte des Verses allzusehr ähnlich seyn; kein
„Hexameter muß auf zweierlei Art können scandiret werden. Der
„Abschnitt muß, so viel möglich, im dritten Fuß und männ-
„lich seyn.

„Wir haben in unserer Sprache einen Mangel an Spondäen,[1]
„und dieser Mangel entzieht dem Deutschen Hexameter keinen gerin-
„gen Theil von dem gesezten Wohlklange, den die Griechischen und 118

1) [Th. 18, 126—134; im Auszuge]

„Lateinischen Hexameter haben. Solten wir alsdenn die Spon„däen, die uns die Sprache noch giebt, nicht sorgfältig zu Rath „halten? Unsre lange Sylben werden ganz genau durch das Zeit„maas der Aussprache bestimmt; und dieses hängt entweder von „der Natur der Sylbe selbst ab, welche eine merklich längere Zeit „zum Aussprechen erfodert, oder von dem Accent, den wir in „der Aussprache drauf legen. Müssen wir nun nicht zweisylbige „Wörter, deren Sylben einerlei Länge des Zeitmaaßes haben, als „natürliche Spondäen ansehen, dafür wir der Sprache Dank schul„dig sind? z. E. Umgang, Schicksal, Unglück, Aufruhr, Freund„schaft ꝛc. Diese müssen wir also nie[1] als Trochäen und noch „weniger als Daktylen gebrauchen.

„Aus Mangel der Spondäen müssen wir oft Trochäen gebrau„chen. Das Ohr verliert etwas dabei, und der Hexameter bekommt „einen weniger männlichen Klang, wir müssen ihn also durch „Trochäen so vollklingend zu machen suchen, als es möglich ist.
119 „Die Trochäen müssen sich also mit einer bestimmt langen Sylbe „anfangen, daß der Leser nie verleitet werde, sie Jambisch zu „lesen: die Daktylen, die wir mit einmischen, müssen sehr rein „seyn, und dem Ohr die doppelte kurze Sylbe merklich zu verneh„men geben. Durch diesen geschwindern Fall werden die Trochäen „gleichsam kontrastirt und gehoben, ihr langsamer Gang fällt deut„licher ins Gehör, und nähert sich dem Spondäischen. Wenn man „aber Trochäen nach dem Sylbenmaas Jambisch lesen muß, wenn „man eine natürlich lange Sylbe bald im Trochäen lang, bald „wieder im Daktylen kurz gebraucht findet: so verschwindet dem „Leser die Harmonie des Verses.

„Man hat es sich auch, wie mich dünkt, zu leichtsinnig ange„wöhnt, die einsylbigen Wörter als gleichgültig in der Prosodie „zu betrachten. Allein die Aussprache, oder der Accent, den der „Nachdruck der Rede auf ein einsylbiges Wort legt, bestimmt seine „Länge oder Kürze in den meisten Fällen ganz genau, und das

1) L. B.: nie, oder doch sehr selten

„Ohr wird sehr beleidigt, wenn es Sylben kurz hören muß, die
„doch der Nachdruck und die Aussprache lang macht — und so 120
„umgekehrt. Je größern Vorrath nun unsre Sprache an einsyl-
„bigen Wörtern hat; desto genauer müssen wir in Beobachtung
„der Prosodischen Regeln seyn. Hier darf uns die Prosodie der
„Griechen und Römer, die überdem auf unsere schwerfälligere und
„vollsylbige Sprache nicht applikabel ist, gar nicht zur Regel die-
„nen. Die einsylbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleich-
„gültig ansahen, mögen wirklich in ihrer Aussprache ein mitleres
„Maas gehabt haben: oder das Maas aller übrigen Sylben war
„auch so genau bestimmt, daß die wenigen ancipites keinen Miß-
„klang in der Harmonie machen konnten. Dies ist beides aber
„nicht bei uns. Die Natur unsrer Sprache scheint auch selbst das
„Tonmaas zu bestimmen, und vielleicht auf folgende Weise: Alle
„einsylbige Nomina sind immer lang; die einsylbige Verba auch,
„nur ist und hat scheint davon eine Ausnahme zu machen, das
„lang und kurz ist; die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel,
„und die Verba mit ihrem Vorwort sind offenbar Jamben, und
„ein einsylbiges Adiectiuum, das kurz gebraucht wird, beleidigt 121
„fast allezeit das Ohr. Unter allen übrigen einsylbigen Wörtern,
„die Partikeln und Vorwörter sind, gibts wenige lange; die mei-
„sten sind kurz, es sei denn, daß der Nachdruck der Rede einen
„Accent darauf legt."

Dies sind die Grammatikalische Regeln, die die Litteratur-
briefe zum Bau des Hexameters gegeben; ich sezze eine Philologische
Bemerkung dazu, ohne mich in die Grammatik einzulassen, die
blos aus dem Genie der Sprache die Sache betrachtet.

Frägt man denn: können wir Hexameter machen? Nein!
wir haben ja schon gnug! Frägt man: können wir welche nach
der Prosodie der Alten machen? Nein! denn das können hat Uz
gezeigt! Sondern ists unsrer Sprache natürlich, Hexameter zu
machen? Und wie weit müssen wir Zwang großen Zwecken auf-

opfern? Natürlich? [1] und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

122 Nach Lowths Bemerkung ist selbst die Hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen Polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trift nicht das Gegentheil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesezt, als daß sie sich dem Polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide, Extreme; nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig;) da die Sprache der Griechen hochtönend war, und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterschied, den wir entbehren. Aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöhet man sich ja [2] wenig zum Daktylus, ohne einsylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben; wie [3] kann die Sprache aber Polymetrisch seyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die sich selten in Spondäen
123 erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Sylben zu compensiren weiß.

Zu zerstückt in ihren Formen;) dies zeigen die vielen einsylbigen Wörter, und unsere ganze Flexion. Unser ganzer [4] Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was steifes, oder Prosaisches. Woher aber sind sie [5] lang? Weil unsre volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch meh-

---

1) [A 121—132 = B 57—67. (II, 3)]. B: Natürlich wendet sich die Rede vom Sylbenbau zum Sylbenmaaße; und die Frage ist: welche Sylbenmaaße sind — nicht unserer Sprache möglich; sondern natürlich? Natürlich? und ....

2) „ja" fehlt.

3) haben. Wie

4) ganze

5) diese Einsylbigten

rere ersezzen muß, und also fallen[1] die Griechischen *ατονα* im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe schoben; theils fallen die Lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam seyn; ihre Bestandtheile kann sie doch schon nicht ändern, und selbst unsre Väter im Poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skaldrer, sie haben nie auf Griechische Art Polymetrisch gesungen; höchstens Sapphisch, und das ist noch immer die leichtste Griechische Versart für uns.[2]

Hiezu sezze man nun noch Versuche? Nicht in Hexametern,[3]
sondern in einem freien Sylbenmaas, um zu sehen, was für 124
Füße am meisten in unsrer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und Tragische Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadencen? Und ich glaube alsdenn; tanzt unser Deutsches nicht einmal nach Griechischen Sylbenmaaßen **ungebunden**; wie viel minder, wenn es in Metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler that dies in einer andern Absicht: er lösete die Prose Geßners und Eberts in ihre natürliche Sylbenmaaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern deklamirt werden müssen, um alsdenn gewiß mehr als Prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dies thut: so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen: es hat es ein andrer gethan: Klopstock hat „seine Poetische Empfindungen so frei ausgedrückt,
„daß sie sich selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben schei-
„nen, die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes Sylben- 125

1) muß: so fallen theils

2) „höchstens — für uns." fehlt: Dafür eingesetzt: „und weit weniger wir, zu einer Zeit, da die Accente des Sprechens sich kaum zu erheben scheinen.

3) Nicht in erzwungenem,

„maas haben.“ Er hebt am Fest der Souveränität in Dännemark an:

Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme,
Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
Und einen König gegeben.

Man sezze dies fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jedes Naturgenie[1] antreffen; Daktylen — wird es[2] nur in Participien und wenig andern Wörtern finden;[2] und zu den übri-
126 gen vielsylbigen Tritten sind unsre einsylbige Wörter würklich zu unbestimmt, und Prosaisch.[3]

15.

Doch gnug von diesen Grammatischen Schwürigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich sein müssen: um vielleicht einige

---

1) wird jeder

2) „wird es“ und „finden“ fehlt.

3) Prosaisch: ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Sylbenmaaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln, und zu springen.

solche verdrießliche Genies zu versöhnen, sezze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Sylbenmaas soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu seyn mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm wissen, und mit dem Sylbenmaas der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der Deutschen Sprache, oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wuste nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie genannt werden könnte, „in alle kleinen 127
„Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen ein„zeln Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten könnte," statt daß ihn die Litteraturbriefe* eine künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dies Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen, und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an:

Erstens: Hätten wir einen Dithyrambischen Dichter, der würklich von dem Blizstrale des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde: — natürlich wäre kein gefesseltes Sylbenmaaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, blos für die Mitverständige klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen.[1]

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre 128
Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder

*) Th. 3. p. 103.

1) — Und noch ein größeres unser göttliche Skalde, der seine Gesänge in die ganze Musik unserer Sprache auflöset, der seinem Sylbenmaaß das feierliche des Zeitalters giebt, aus welchem er kommt, und allen Wohlklang des Aeons, in welchen er erwacht — ein Dichter, der in mehr als einer Absicht größer werden kann, als seine Zeit.

donnern, oder seufzen und weinen. Dies Sylbenmaaß kann, nach jener Scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche Deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaaß der Gränzstein eines Paragraphen seyn sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Sylbenmaaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das Sylbenmaaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten Deutschen Dichtern sind sie zahm gnug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin,
129 die jetzt nichts weniger, als den Perioden der Ode trift, würde in diesem Sylbenmaaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks Poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es Lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen *ειδος* hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die Musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat: wo der Prosaische Wohlklang entweder von dem Musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret." In den Arien, wo ein Sylbenmaas seyn muß, könnten die rimes assonantes der Spanier den Reim ersezzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner Musikalischen Idylle: der May, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

130 Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so Prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaas oft unleidlich wird. Er kann sich

aber auch hernach zum höchsten Tragischen Affekt erheben und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich gnug zu errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich, oder Du, oder Nein! u. s. w. das alsdenn so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Sylbenmaas so viel Schazz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt; so muß es auch
ein Muster der Deklamation seyn. Lies eine hinkende Deutsche 131
Alcäische Ode; deklamire sie gut: verbirg ihre Fehler: laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Deklamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen; sein Affekt wird die Sprache auflösen: er wird einen Takt halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben. —

Wie wäre es nun, wenn dies Sylbenmaas in den Oden die Griechischen Verse, und in der Affektsprache die Poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein Deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den Englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte; den wir jezt,
ohngeachtet der Uebersezzung, noch so wenig kennen: wenn Ebert 132
den Poetischen Perioden des[1] Youngs mit allem[2] seinem Kolorit

1) „des" fehlt. 2) alle

in dies Sylbenmaas übertrüge — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen!

16.

In dem Barbarischen unsrer Sprache, in den Inversionen, in den Sylbenmaaßen haben wir nichts von den Franzosen zu lernen; wir sind vor ihnen voraus; worinn denn? in ihrer muntern Prose, und in ihren Critischen Bemerkungen über die Sprache.

Unsere witzige Prose [1] hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis
zum Gähnen deutlich zu seyn. Weil unser Publikum nicht vor
gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es blos einen
Flecken sahe, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten; so
bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward
133 das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig
zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein
Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dörfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen ward das Publikum [2] angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mecän, [3] der aber blos Arbeiten liebte, und lobte, [4] und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, Phlegmatisches

---

1) [Von hier an A 132—139 (dono!) = B 109—115].
2) wurden andere
3) Mäcen
4) der Arbeiten liebte, lobte,

Gehirn; dies hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten seyn; entmanne deinen Stil, wie jener Origenes sich 134
selbst, um des Himmelreichs willen: alsdenn wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von Deutschen Monats- und Wochen- von Lehr- und Trost- und Erbauungs- und Lustreichen Schriften siehet, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden: muß man nicht ausruffen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipilas, vatum et plorabile si quid
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri. . . ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.

Daher trägt ein Christ am Sonntage, und so viel Bände Andachten, und Erholungen, und Zerstreuungen, und Briefe, und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: sie schreiben für die lange Weile des Publikum: ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach 135
dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte, und Aufseher, und Greise &c. auch nennen, und für diesen Ständen[1] habe ich alle gehörige und mögliche[2] Ehrfurcht.

Könnte unser Publikum in solchen Schriften denn nicht wenigstens Französisch ausgebildet werden? Uns fehlen freilich witzige Aebbte, Damen, die den Ton angeben, Modeschönheiten, denen man zu Gefallen, wie Cartesius seine Wirbel, Einfälle erfinden kann!

---

1) diese Stände
2) „und mögliche" fehlt.

Aber das alles könnte man entbehren, oder sich anschaffen, wenn man nur wollte; aber —[1]

Wo bliebe alsdenn die Deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen als Erregerin des Volks erschien

– – γλαυκωπις Αθηνη
Η σεισασα λαον – –

136 Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sveviens, und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen,[2] vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind, in Spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesezgebung, darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht wollten; hier liegts nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am Prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythiße in einer heiligen Rauchwolke: die Haare sträuben sich: der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter nouies carmen magico demurmurat ore.

---

1) „Könnte — aber —" Statt dieses Abschnittes hat B folgenden: Wie? würde es den Deutschen Anstand beleidigen, wenn man Deutschen Nachdruck mit Französischer Munterkeit, und Deutlichkeit mit Abwechselung würzte — Endlich einmal aufhörte durch langweilige Prose gegen unsere Nachbarn so gute Alte vorzustellen, als der Chremes des Terenz gegen seinen Davus? [A 143] Uns fehlen freilich witzige Aebbte — Ton angebende Damen — einmal canonisirte Galanterien — Schönheiten, denen man Wahrheit und alles aufopfern muß. — Aber so etwas könnte man entbehren, oder mit der Zeit bekommen, oder schon haben — oder wie man will; allein —

2) [„Nachschrift" S. 329].

Indessen, wir arme, ungeweihete Leser! denken, als *λογȣ δεομενοι* über diese Dunkelheit [1] folgendes:

Entweder es ist ein eigensinniger [2] Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam, um ein Elendthier zu werden, und mancher ein Hyp-Hypochondrist ist, um ein Philo- 137
soph zu seyn. Diesem Herrn ruffen wir doch endlich zu:

Ich wußt es wohl, daß es ein . . . war. [3]

Oder es sind würkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen: und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst: die kann man meistens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles dies [4] entspringt alsdenn aus einer Quelle: man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Chaos des Ovids noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern, und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht: der Kunstrichter versuche die geduldige Cur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät, 138
und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser, als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Staar schwerer zu stechen.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig wer-

1) die Dunkelheit solcher Schriften
2) ist sie eigensinniger
3) „Diesem — war." fehlt.
4) „dies" fehlt.

den können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich: man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu seyn, bemerken: so lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag: so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will: so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Cathedersprache zu entwöhnen: er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sizzet; er geselle die Deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur Französischen Freiheit; denn wird er mehr seyn, als ein Französischer Abbe, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz! mehr als eine
139 waschhafte Sibylle, die wohlriechende, oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse Deutsche Bescheidenheit, die kurz seyn, die nicht beleidigen, die durch Minen, nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit seyn soll; und hier ists also nöthig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und unsere Staatsverfassung in der Litteratur so unabhängig und republikanisch zu machen, als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers* Briefen, ohne äussere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre gnug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer Allegorischen Person. Gute Göttin! die du die Schuzgöttin Deutschlandes seyn solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Wir wollen die Französische Munterkeit und Freiheit in unsere
140 Abhandlungen einführen und mit dem Deutschen Nachdruck begleiten. Der Vorredner des Journal étranger schrieb unter andern der Französischen Sprache einen größern Vorrath von Ausdrücken für das Lächerliche zu;** er glaubte, die Deutsche Sprache hätte

*) Litter. Br. Th. 4. p. 362.

**) Litter. Br. Th. 16. p. 8.

daran Mangel; der Kunstrichter leugnet es; auch ich, und jenem gebe ich doch den Vorzug der Französischen Sprache zu, weil ich es selbst erfahren. Ich habe seit einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegrif und seinen vielerlei Arten, gewandt: und habe im Französischen würklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht, als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Man gehe auch nur das Verzeichniß durch, was Girard und Mauvillon von Wörtern dieser Art gesammlet:
so wird man dem Arnaud recht geben. — Und überhaupt hat 141
unsere Sprache durch Uebersezzungen von der Französischen Prose des Umganges seit einigen Jahren schon merklich viel gewonnen.

17.

Aber [1] Englische Uebersezzungen haben ihnen das Gleichgewicht gehalten, und auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die Brittische Seite neigt, und wir durch die Englische Stärke die Französische Leichtigkeit nahrhaft machen. Da die ersten Uebersezzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, Poetische Prose enthalten musten: so ward dadurch wider Willen der Uebersezzer jener holprichte Prosaisch-Poetische Stil eingeführt, der unsrer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Cuirassen und schwerem Gange;
die Prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar: 142

Great on the Bench, great in the Saddle
That cou'd as well bind o'er, as swaddle:

1) „Aber“ in b gestrichen.

So some Rats, of amphibious Nature
Are either for the Land or Water.

Und denn die Französirenden leichten Völker, die in Critischen Briefen, und Arzneien und Possen mit Französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umherschwärmten.

Wenn [1] wird unser Publikum aufhören, dieses dreyköpfichte Apokalyptische Thier, schlecht Griechisch, Französisch und Brittisch [2] auf einmal zu seyn? Wenn wird man den Plaz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und Philosophische Poesie [3] zu schreiben? Oder vorher frage man, wenn wird man aufhören, die besten Englischen Schriftsteller durch Uebersezzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young in
143 elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersezzen: ein Sylbenmaas, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wässerichter Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersezzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein Deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die Deutsche Sprache wage, was jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Theil, und wir stehen den Britten auch in unserm Eigenthume nach? Wird es bald seyn, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Critik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die nach dem Plinius, „alten Sachen Neuheit; neuen das Ansehen des Alterthums; „verrosteten Glanz; dunkeln Licht; widerlichen Reiz; zweifelhaften „Glaubwürdigkeit; allen aber Natur" verschaffen kann? Werden die Deutschen bald aufhören, durch ihre langweilige Prose gegen die Franzosen solche gute Alte vorzustellen, als Terenzens Chremes

1) [A 142—162 = B 121—139]
2) halb Deutsch, Französisch und Brittisch
3) Poesie der Vernunft

gegen seinen Davus? Werden auch bei ihren Brittischen Schrift- 144
stellern bald die Fehler wegfallen, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath von Bildern, aus Mangel der Oekonomie, in dem Perioden in Verwirrung geräth; so wie Verschwendung nicht den würklichen, sondern scheinbaren Reichthum begleitet?[1] Werden die besten Deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Gratien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne, und die bezaubernde Aglaja. Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Gratien[2] geopfert haben, und die Ehre unsrer Deutschen Litteratur sind:[3]

18.

1. Winkelmann,* der Ruhm der Deutschen selbst unter dem Römischen Himmel, den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Clio, hat lassen geboren werden, um,
wie jener, der auf dem Cithäron gefunden wurde,[4] die Kunst der 145
Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder Antiken Schönheit in seine Seele gesammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern sein[5] Auge und seinen[5] Geist gebildet: wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine Systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einschränken. So wie die Attischen Jünglinge an dem Altar

---

*) Th. 12. [221—238] u. 16. [159—188.]

1) „Werden die Deutschen — begleitet?" fehlt.
2) Gratien und mit ihnen dem Genius unserer Sprache
3) [„Nachschrift" S. 329].
4) „wie jener — wurde," fehlt.
5) „sein," „seinen" fehlt.

der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren: so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Gratie denke, wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern die Flügel [1] hoher Ideen gebe: so stehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winkelmannischen Schriften wäre. Ein-
146 fältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, sind sie Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn* hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt: das ganze Werk zeiget vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Känntniß des Werkmeisters, und die feinste Critik des Costume: das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach, eine ächte Mosaische Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verräth viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack, und in den Malerakademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der schönen Natur; daher seine Philosophische Betrachtungen über das Schöne rc. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Ency-
147 klopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann seyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und Weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nuance Hofmäßig bemerken kann. Cäsar trug beständig das Bild der Venus bei sich, deren Sohn, ein zweiter Aeneas! er seyn wollte: sie

*) Th. 23. p. 3.

1) das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel

war[1] nach Römischem Geschmack bewafnet; aber die Griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierrathen ihrer irrdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irrdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit einem kleinen schö-
nen[2] Eigensinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grund- 148
säzzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile wie[3] ein Deutscher! ihr Deutsche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose blos etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das übrige[4] ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein Deutscher Browne!

3. Moser* kennet das Schroot und Korn der Deutschen Sprache: der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und gesunden Vernunft unserer Väter: und er kann mit mehrerem Rechte unser Deutscher Browne seyn, als Iselin mit sei-

---

*) Th. 5. [147—160] 11. [1—38] 18. [47—68] 20. [74—100].[1]

1) Wenn Cäsar das Bild der Venus beständig bei sich trug, deren ... wollte, so war sie freilich

2) mit schönem

3) frei, wie

4) Ganze

---

1) B (statt der Citate): Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet, die der Verfasser aus den ersten Moserschen (b: Moserischen) Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen: wie weit nachher Vielschreiberei (b: Polygraphie), veränderte Situationen, (b: Zänkereien und) halbverstandene Religionssätze den Herrn von Moser haben bringen können.

nen Platonischen Träumen, und Wegelin mit seiner Hypochondri-
schen Fülle von Tugend, in der Schweiz.[1] Wie Parrhasius dort
den Geist der Athenienser malte, „der veränderlich, rachsüchtig,
„ungerecht, unerbittlich und gnädig, ruhmräthig, erhaben und nie-
149 „drig, wild und feige, und alles zugleich war" so kann[2] Moser
den Geist der Deutschen malen, wie er war, und seyn sollte.[3]
Alsdenn aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine
fromme Misanthropie, in der Zusammensezzung kein ungesunder
Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der
halb Französisch und halb Brittisch ist. Er liefere sein Werk
auch der Form nach mit allen Deutschen Vollkommenheiten geschmückt:
tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in
der Zusammensezzung, männlich in der Zeichnung, und in der
Ausführung vollendet. Jezo muß der ehrliche Deutsche Leser bei
allen Moserischen Schriften sämtlich und sonders bedauren: daß
Moses keinen Aaron hat:[4] daß der Minister zu sichtbar diktire,
der Weltweise nicht Zeit gnug, zu verdauen, und der Schriftstel-
ler nicht Muße gnug, selbst zu schreiben und anzuordnen habe.
Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphi-
truon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße, seine zerstreute
Gedanken zu verbinden; und[5] die Wassersüchtige Fülle in einen
150 Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen
Haut sich verbergen: ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein
Antipode seyn könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem
und gesundem Blut zu lesen, und[6] ihn endlich davon abbrächte:
ein Prediger in der Wüste zu seyn, wie jener, der nur ein Vor-
bote von dem war, der kommen sollte, und ganz anders als sein

---

1) als andere mit Platonischen Träumen, und mit einer Hypochondrischen Fülle von Politischer Tugend.

2) könnte

3) und wie er ihn haben wollte.

4) „daß Moses — hat:" fehlt.

5) „und" fehlt.

6) ja der

Vorläufer seyn muste.[1] — Sollte es nicht mit zur Deutschen
Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches selbst nicht Mut-
ter seyn kann, fremde, wohlgebildete aber ausgestoßene Kinder auf-
nähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot
für drei Zeitalter in Deutschland verdient dies!

4. Jezt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste!
Abbts Schriften* sind für die Deutschen Original: der gute
gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrschet,
ist das Erbstück unsrer Nation: die Analytische Auflösung der Be-
griffe ist die beste Methode Deutscher Philosophie; die Laune[2] sei-
ner Schreibart, die statt der Französischen Charaktere, und der 151
Brittischen erdachten Beispiele, durch Geschichte lehrt, nährt unsern
Geist, und seine[3] Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer
der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht
hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch
in eine Person, und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln;
alsdenn hört man und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannst
du aber, lieber Leser! nichts als lesen, nicht die Lücken, die dir
überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen, nicht weiter den-
ken, wo dir Aussichten eröfnet werden: so wirst du inne werden,
was vielleicht[4] eben der Verfasser sagt: „dem Sprechenden helfen
„seine Geberden und der Ton der Stimme den Verstand bestim-
men: da dies alles hingegen in einem Buche wegfällt."** Wenn

*) Litt. Br. Th. 11. p. 39.

**) Da Abbt in seiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt: so
führe ich einen andern Französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an:
Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de Vassez: 1703. und die zweite Aus-
gabe 1704. der aber über das Verdienst sehr Französirt zu haben scheint:
da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten 152
viel zu schwazzen weiß, etwas was Abbt p. 284-287. in seiner Blöße dar-
stellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und
Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu seyn, das ich nur aus
Recensionen kenne.

1) „wie jener, — muste." fehlt. 2) Fülle
3) das Eigenthümliche seiner 4) „vielleicht" fehlt.

152 ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem lezten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen Französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt, als er liefern könnte. —

5. Jezt ein Schriftsteller, nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding.* So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen; so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: sein gesezter Stil nimmt hie und da die Mine des Tiefsinns an, und sein blühender Stil scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so
153 an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dies geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt; er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt: und die in den Materien, worinn er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Vielleicht gelingt es Spalding, gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei hält, der den Jüdischen und gelehrten Griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philosophischen Catheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das eben so wenig Deismus und Freigeisterei, als nachgebetete Formel ist.[1] — Welch ein Unter-

*) Th. 18. p. 3.

1) „Vielleicht — Formel ist.“ B: Gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei halte, der den Jüdischen und gelehrten Grie-

schied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehr- 154
ten und beredten Theologen vergleiche; es ist kein andrer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie Philosophische Genauigkeit, Deutschen Nachdruck, und Griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Theilen: zu lesen sind sie vielleicht die besten Deutschen[1] Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie dieser Deutsche Chrysostom in seinem Pathmos sich so[2] hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf eine so[3] mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier
ist der Philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der 155
Schönheit des Stils vermält haben soll: der **Verfasser der Philosophischen Schriften**.* Ja er ists, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Critik der schönen

*) Th. 23. p. 59.

chischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeide, der die Kanzel erniedrige, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philosophischen Catheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers — dies sei der Charakter Deutscher Predigten. —

1) „die besten Deutschen" fehlt.

2) aber das bedaure ich, daß dieser Deutsche Chrysostom theils schon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem System, dem Gesichtspunkte und dem Vortrage nach; theils sich nachher so

3) „eine so" fehlt.

Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der Lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies; und —

Ich fühle es doch bei seinen Philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „ich bekenne es, daß sich zu blos spe„kulativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt, als der strenge „Systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fer„tigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu kehren." Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem
156 Systematischen Vortrage mehr als eine äußere Mathematische Lehrart verstehet, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe und Gespräche; die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprächen: scheint mir ein Putz, den die Philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spazziergängen nachher wieder zurück finden: und wer blos wegen dieser Einkleidungen [1] lieset — für den hat Moses nicht geschrieben: eine Braut blos wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; er [2] zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, er [2] leite die Ideen natürlich fort, er [2] habe die Erläuterungen und die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die
157 Abhandlungen im 2ten Theil der Philosophischen Schriften, einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Leßingschen Abhandlungen.

7. Leßing —* leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publi-

*) Th. 4. p. 327. und Th. 16. p. 51.

1) Einkleidung [Druckfehler?] 2) „er" fehlt.

kum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Wiz und Phantasie; in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that „er: Nachwelt! schließe draus, was er thun konnte!“*

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur die lezten Jahre her erhalten: unter denen ich die Möserschen** Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, seinen Brief an den Savoyischen Vikar u. s. w. nenne.[1] — 158
Es ist übrigens zu beklagen, daß man einige der besten Deutschen Poeten nicht sonderlich im Prosaischen Stil loben will; wie ich dies bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsre Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem lezten Richterspruche sein Antipode geworden: der erst ein Heiligthum unsrer Zeit (αναϑημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (αναϑεμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten:*** wer[2] ihn nicht als Gestirn betrachten will in unserer Litteratur,[3]

---

*) Nach der Zeit, da ich dies geschrieben, ist sein Laokoon erschienen, von dem ich zur andern Zeit reden werde.[1]

**) Th. 23. p. 14. und Th. 12. p. 331.

***) Th. 6. [385—400] und 15. [172—188]

1) nenne. Und überhaupt läßt sich an einem kleinen Klopstockischen Stücke des Nordischen Aufsehers u. s. w. mehr lesen, als an dicken Bänden im geläufigen Stil ersäuft —

2) Denkwürdigkeiten. Wer

3) „in unserer Litteratur,“ fehlt.

---

1) „Nach — werde.“ fehlt.

sehe ihn als Meteor an; ein Phönomenon bleibt er doch immerfort.[1]

Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen
159 Belesenheit: die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene:[2]

Gelesen:) und allerdings sehr[3] viel, sehr[3] weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsamdüfte vom Aetherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittischen Laune vermischt, sind[4] zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weißagen (die beiden Verrichtungen seiner Schriften), wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weißagungen in Kabbalistischer Prose murmelt.[5] Seine Belesenheit ist also zusammen geflossen, so wie die Königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut. — Indessen würde oft freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträzeln, aber auch verrathen; und da ich selbst unter die stummen Leser seiner Schrif-

1) bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

2) bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere.*

*) Kreuzzüge, p. 219. Ein Recensent von blöden Augen, und leichter Zunge hat dies nicht einsehen, und also Dinge in die Welt schreiben können, die er allein die Ehre haben wird, zu wissen, zu sagen, und zu glauben. Dem gesündern Publikum wird meine Versicherung gnug seyn, daß dieser mein Freund, den ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo, noch mein verderbender Apollyon sey, daß ich weder zu seiner Schule gehöre, noch meine Schriften verfasset um seinen Geschmack auszubreiten: wie alles dies blos der genannte Kritikus so Sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß, und Schriftsteller zusammen bringt, die sich blos in einem Kopf, wie der seinige ist, zusammen finden können.

3) „sehr“ fehlt.

4) sind um ihn

5) „Diese — murmelt.“ fehlt.

ten gehöre; so bin ich nicht in der Lage,[1] hier Errathungen für 160
Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet:) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe,[2] der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogne Stellungen, und Schimmel statt eines Mikroscopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfne Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht:) wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden:) Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln: seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und
Schatten, bei ihm regelmäßig.[3] Vielleicht hat ihn also der ehrliche 161
Fulbert Kulmius umsonst zum Schüler der Baumgartenschen Aesthetik zu machen gesucht, und vielleicht hätte ihn der 254ste Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dörfen.[4] Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewissen Sokratischen Unwissenheit ähnlich seyn mögen, wie er sie beschreibt. Eine Zunge[5] kann

1) ist also unleserlich zusammen geflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträzeln, aber auch verrathen würde; so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande

2) treffe, oft auf einem Wortspiel hafte,

3) regelmäßige Fehler.

4) „Vielleicht — dörfen.“ fehlt.

5) Sehart, und eine Zunge („die — beschreibt.“ fehlt).

stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch, und Guercino ein trauriges Colorit: von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler Eutykrates sagt: austero maluit genere, quam iucundo placere.

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

162 Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand
Da lagen denn die kleinen Leichen u. s. w.

s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jezo ebentheuerlicher Sokrat [1] eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad,[2] sie auszubilden;[3] vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System errichtete, in der Philologie und Aesthetik,[4] woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

Beschluß,[5] über das Ideal der Sprache.*

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als „man sie wünschet: so muß man aus den vorräthigen zu machen „suchen, was sich daraus machen läßt. Leibnizens gelehrte Sprache
163 „ist nicht zu bekommen: wie könnten wir uns der Deutschen z. E.

---

*) Litter. Br. Th. 17. p. 180. [—188 im Auszuge]

1) Sokrates
2) Alcibiades
3) b: sie ausbilden zu lernen;
4) ein System in der Philologie errichtete,
5) [A 162—180 = B 267—285 (III, 15)].

„noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage „dörfte allenfalls eine andre als Vorläuferin haben, welche unter „denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen der Ideal„vollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, am nächsten „kömmt. Eine gar nicht weitläuftige Metaphysik der Sprache würde „uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermassen kennen ler„nen." Wir wollen zu diesen angegebenen Stücken von Idealvollkommenheit einige Anwendungen auf die Deutsche Sprache dazusezzen; erinnern unsern Leser aber zurück an den Unterschied, den wir zwischen Idealschönheit, mittlern Bequemlichkeit, und würklichen Vollkommenheit gemacht, und den der Verfasser dieses Briefes hie und da verfehlt hat.[1]

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunkten betrachten,[2] „in sofern sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Be„griffe vorstellt; hernach so fern sie diese Begriffe in Verbindun„gen anzeigt."

„Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohl„klang und auch das Bilderreiche der Sprache ab.)" Der Reich- 164
thum kann seyn in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder Bilderreich; der zweite Abstrakt oder Gedankenreich; und den Unterschied von beiden hat das 7te Fragment zu zeigen gesucht.[3] — Der Wohlklang

---

1) „Wir wollen — verfehlt hat." Hierfür in B: (268) Will man sie etwas mehr, als einigermaaßen kennen lernen, und auf beide Fragen so viel antworten, als sie fragen: so dörfte es mit etwas Metaphysik nicht abgethan seyn, die gewiß nicht blos weit, sondern auch tief seyn müßte. Abbt überdachte sie fliegend, und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner, als wenn wir sie mit unsern Schritten durchmessen sollen. Bei beiden Antworten muß das divide! doch das erste Wort seyn, und so bald wir die Frage in ihre Classen, nach verschiedenen Wissenschaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeschnittenen Theil wieder zu einem (269) ganzen Polypen lebendig werden sehen: so wird man es glauben, daß die reichste Antwort noch immer zu wenig liefere.

2) L. B.: ansehen,

3) habe ich zu zeigen gesucht.

hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden:[1] eine Anwendung auf unsre Sprache hat das 11te und 14te Fragment versucht.[2]

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten fähig, die mit „dem Tode der Sprache, wenn sie aufhört, Landessprache zu seyn, „verlöschen.)" Nicht blos mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersezzt werden. So lange sich eine Sprache bildet, als Sprache der Nothwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke: wenn die Sprache noch nicht Bücher- aber Liedersprache ist: so hat
165 sie Reichthum an Bildern, und den höchsten Wohlklang: Wird sie Sprache des sittlichen Volks: so bekommt sie mehr Reichthum an Politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich: Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen; allein der Poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß: die malenden klingenden Beiwörter verlieren sich: Als Philosophische Sprache wird sie[3] bestimmt, aber arm; verliert Synonymen;[4] und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am vollkommensten, ehe sie; und Philosophisch[5] am vollkommensten, wenn sie blos geschrieben wird: am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Die Anwendung auf die Deutsche Sprache macht das 3te bis 5te und 8te Fragment.[6]

---

1) erklärt werden, wenn wir eine Prosodie auf Philosophischem Grunde haben wollen.

2) „eine Anwendung — versucht." fehlt.

3) b: Die Philosophische Sprache ist B: Die Philosophische Sprache ist sie [Druckfehler].

4) b: Synonymen und sinnliche Namen;

5) Philosophisch wäre sie

6) „Die Anwendung — Fragment." Dafür in B: Indessen fodert und verdient die Frage; was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigste Auflösung.

„Es ist doch unstreitig, daß ausser den fünf Selbstlautern „noch viele Zwischenlaute hätten angebracht werden können; so wie „die vorhergehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu „solchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurichten wäre.)“ Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir würklich mehr Selbstlauter, als fünfe: weil diese fünfe mit verschiedener Höhe 166
und Tiefe, Länge und Kürze ausgedruckt werden. Daß wir nun nicht für diese Zwischenlaute neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben; ist eine große Unvollkommenheit unsrer Orthographie, die unter allen mir bekannten Europäischen Sprachen die lezte und für einen Lehrling die schwerste seyn dörfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zeen, Zähn, zähe u. s. w. als Fremdling bestimmt finden? Was wir bei J zuviel an Zeichen haben, ist bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsre Sprache kurzsylbig und eintönig ist? Der Lächerliche Fehler mit Gés-pen-stern, statt Ge-spénstern; mit vèrg-lich, statt ver-glich; mit Enter-bēter, statt Ent-érbeter: ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebohrnen Deutschen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. unterhálten (entretenir)[1] und únterhalten (supposer), übersézzen (vertere) und überſezzen (traiicere), Ueber- 167
sézzer (translateur) und Uéberſezzer (Bootsknecht) sind ja Himmelweit verschieden. Zu dem Hebräischen Schin fehlt uns gar das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges-chmack lesen werde. Der Mangel an punctis diaereticis macht auch insonderheit fremde Namen verwirrt;[2] und überhaupt kann man den Mangel[3] unsrer Zeichenschrift am besten aus Reise- und Erd-

1) „(entretenir)“ fehlt, wie die vier folgenden Parenthesen.

2) „Der Mangel — verwirrt;“ fehlt.

3) Nicht blos zu dem Hebräischen Schin fehlt uns das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges-chmack lesen werde; sondern man kann überhaupt den Mangel

beschreibungen sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen. — Soll unser Hexameter ausstehlich werden; so muß er Accente haben, und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird, wahre[1] Hexameter zu machen, wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am wenigsten braucht. Sollte unsre Sprache sterben; Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen; um sie auszubilden, stelle man sie sich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen.[2]

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es hauptsächlich an:
„1) ob man sie durch bloße Abänderung des Ausdrucks für eine
168 „jede Idee; oder 2) durch Zwischensezzung kleiner Worte, oder
„3) durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn „diese drei Fälle sind, glaube ich, blos möglich." Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von Antikem Charakter sehr sichtbar; gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der Deutschen Sprache sehr gebräuchlich; und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobene kleine Worte nicht Accent gnug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent sind; so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig fällt. — Der dritte Fall ist der Philosophischvollkommene; und wenn Leibnizens allgemeine Sprache ja möglich wäre; so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhienge.

„2) Was für Gesezze man zur Folge einer gewissen Anzahl
169 „von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. Hier ist „das Hauptgesezz; man lasse sie in der Ordnung folgen, die der

1) Griechische

2) bestimmen. Man mache sie bestimmt wie eine todte, und fruchtbar wie eine lebendige seyn kann.

„Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Reden-
„den gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend
„Fällen nur einerlei seyn; also wird es eine gewisse allgemeine
„Construktionsordnung geben; hundertmal aber gibt es einen beson-
„dern Zweck des Redners, und denn ist diejenige Sprache die beste,
„welche räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem
„Zweck wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt
„uns, daß wir in unsern jezzigen Sprachen eine Menge besondrer
„Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend
„sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unsrer Gedanken
„müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Sprache!" Ueber
diesen Philosophischen Artikel kann das 11-13te[1] Fragment ein
Commentar seyn, der[2] unsern Nachtheil nach der Griechischen und
Lateinischen, aber Vortheil vor der Französischen Sprache zeigt.

„Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen 170
„Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden:") Diese
Zweideutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige
Casus z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach
dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flectiren,
und bei denen die Construktionsordnung wenig bestimmt ist. Die
erste Unvollkommenheit äussert sich bei der Französischen; die zweite
bei dem schleppenden Perioden der Deutschen, und die dritte bei
den elenden Lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede
Inversion erlauben, weil sie die Gesezze der alten Römer in ihrem
vortreflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt,
und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache der Schrift-
„steller ausbilden: denn dem Sprechenden helfen Geberden und der
„Ton der Stimme, den wahren Verstand bestimmen, da hingegen
„alles dies im Buche wegfällt.") Eine Sprache hat also ganz
andere Gesezze und Freiheiten, wenn ein Volk sie stammlet, singet, 171

---

1) „11-13te" fehlt.

2) das

spricht, schreibet, und nicht mehr spricht, sondern allein schreibt. Und hierauf gründet sich mein Fragment von den Zeitaltern, und den Gränzen der Nachahmung alter Sprachen. (Fragm. 2. und 8.)[1] Jezt sezze ich[2] folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es giebt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß „man ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Umschreibung „bringen können. Das sind diejenigen Worte, welche die Sprach„lehrer particulas expletivas, oder ausfüllende Wörter nennen. „In todten Sprachen übersieht man sie als leere Töne; als Töne, „die zu anders nichts dienen, als einen Vers auszufüllen, oder „einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden „Sprachen wird man bald inne, daß dergleichen Wörter mehr, „als ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben haben, „ob man gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht aus„drucken kann.“ Dies wird jedem bei dem Lesen Homers unzähliche mal beifallen; wenige[3] Füllwörter, aber desto öfter und kräf-
172 tiger:[4] die spätern Dichter mehr; die spätern Prosaisten noch mehr, und Plutarchs Stil kommt mir in Betracht dessen gegen Herodot vor, als eine Kanzleischrift voll alldieweil, sintemalen und anerwogen, gegen die fliessende gemeine Sprache. Wie unrecht denken die also, die Orientalisch zu schreiben glauben, wenn sie das Und vor jeden Perioden, und jedes Glied desselben sezzen; und unausstehlich im Deutschen werden, ohne den Schatten des Morgenlandes zu gewinnen.[5]

---

1) „Eine Sprache — und 8.)“ fehlt.

2) b: Ich sezze

3) „wenige“ fehlt.

4) Füllwörter, wo alle leben und je öfter desto kräftiger wiederkommen.

5) „die spätern Dichter — gewinnen.“ fehlt. Dafür ist eingesetzt in B: Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man meinem Gefühl einer in Büchern lebenden Sprache machen wird. Ich antworte aber: urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies, als ob du hörest. — b: Man muß nicht blos Grammatik: auch Ohr und Geist muß man haben, um diese lebendige Sprache in Dichtern und Prosaisten erkennen, unterschei-

„Durch was für Künste haben es die Franzosen dahin gebracht, „daß man ihre Sprache die Sprache der Vernunft nennet?)“ Ich glaube, drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Construktionsordnung sehr [1] bestimmt ist: so kommt man minder in die Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens: in den mitlern Zeiten hat man an sie [2] so viel Politur angewandt, als nicht viel andere [3] Sprachen erhalten haben: zu einer Zeit, da Deutschland noch Barbarisch oder Lateinisch schrieb, feilte man schon sehr die Französische Sprache,[4] weil die Franzosen 173
immer lieber für ein Publikum und schönes Publikum schreiben, wenn der Deutsche für Studirstuben und Katheder schrieb. So wie schon die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathhaus gehabt haben: so ist das schöne Geschlecht auch immer der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises geblieben:[5] man sah die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an: und gab sich also die unterhaltende Mine eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentliche Anstalten gedenken sollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich blos dazu sezzen, daß die Französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dies Lob erbeutet hätte: zur Musik elend; wässerich, Nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit

---

den zu können, was Kunst und Natur sey. Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man mir mein ganzes Buch durch machen wird, und antworte zum Voraus: lies, als ob du hörest!

1) „sehr“ fehlt.

2) Man hat an sie („in — Zeiten“ fehlt).

3) andere lebende

4) schon lange an ihr

5) So wie die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathhaus hatten: so ward das schöne Geschlecht auch bald der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises:

gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunst eine hohe Stuffe
174 erreicht. Premontval* urtheilt nicht unbillig: „soll ich bei ihrem „großen Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden: so würde ich „ihn in einer gewissen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften suchen. „Nicht so sanft, als die Italiänische; nicht so Majestätisch, als die „Spanische; weniger zusammengedrängt, als die Englische; an „Nachdruck weit unter der Deutschen; an Reichthum, an Ueberfluß „fast unter jeder Sprache Europens; hat sie doch bei ihrer Armuth „Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit gnug, um „ein sehr schäzbares Werkzeug der Menschlichen Gedanken zu seyn. „Insonderheit legt die Klarheit und Politesse, die sie charakterisiren, „ihr großen Werth bei." So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird, als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die Französische Sprache für der Deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaassen könnte.

„Stellt eine Philosophische Materie, die ungefähr mit gleicher
175 „Genauigkeit in zwo Sprachen vorgetragen worden, in der einen „sich klärer, netter und überzeugender dar, als in der andern?)" Ja! und Exempel bestätigen dies allerdings. Eine tiefe Philosophische Materie kann sich in der alten reinen Lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so überzeugend ausdrücken, als in einer gewissen neuern Lateinischen Sprache, die eben deswegen noch nicht Barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des Philosophen Baumgarten herrscht ein gewisser ächter Römischer Geist, feine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Weltweisheit zu wachsen scheinen; und nicht über dieselbe gestreuet sind: eine so nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint: kurz eine Sprache, die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leser klärer seyn kann. Ich habe mich gezwungen, mir diesen Eigensinn auszureden,

---

*) Prémontval Préservatif contre la corruption P. I.

weil andre sie eben für Barbarisch, oft spielend und dunkel hielten: ich fieng an, sie in das fliessende Latein der Schriften des Cicero zu übersezzen, zu umschreiben, zu verschönern; und der Geist 176
der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Uebersezzung in eine andere Sprache: und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller, der sich in diese Fugen zu schicken weiß. „Daß also Dinge in der einen Sprache sich besser „ausdrücken lassen, als in der andern, kann eines Theils von der „Subtilität der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an ihre „trockne Bezeichnung bei dem einen Volk mehr gewöhnt ist, als „bei dem andern."[1] Theils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken, auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrnrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Uebersezzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, theils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern gewisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen. 177

Materien der Weltweisheit theilen sich am leichtsten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht erreichen läßt. Daß man an die neuere Lateinische Sprache hierinn so viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemet, und den Begrif einem

---

1) L. B.: Woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben seyn scheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Anmuth mit Originalschriften der leztern sich ausarbeiten lassen? ob wol dieses an der Subtilität der Gedanken liege, an deren trocknen Bezeichnung man bey dem einen Volk mehr gewöhnt ist als bey dem andern.

Ausdruck zu gut erfunden: ist zwar[1] durch eine langwierige
Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden, und eher nüz-
lich als schädlich.[2] Man glaubt mit gewissen geerbten Worten
Schäzze zu besitzen, und hat Hülsen statt des Kerns. Man machte
z. E. einem neuern Gottesgelehrten den Einwurf, daß, wenn er
seine Dogmatik Lateinisch geschrieben, viele Heterodoxien weggefal-
len wären; ich gebe es zu, beklage aber eine Orthodoxie, die so
sehr von einer Sprache abhängt, daß sie in derselben, wie in ihrem
178 Hause, mächtig ist. Ich betrachte hier die Sache blos aus dem
Gesichtspunkt der Philosophie, zu der doch auch unsre Sprache vor-
züglich sich gebildet hat.[3]

„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, „wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den „andern sezzen kann, ist nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie „z. E. die Deutsche. Wir haben gar keinen Begrif von allen „temporibus der Griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten „das Gefühl von dem Unterschiede der beiden temporum praeteri- „torum der Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächerliche „Mißverständnisse entstehen." Indessen ist diese Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich so gar. Sie ist nur in ein- zelnen Theilen des Perioden: in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem Franzosen viele Vortheile, und wenn einige große Männer bei uns die Historische Periode in Gang bringen, und selbst als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man statt
179 der Auszüge es unternehmen wird, einzelne Zeitpunkte der Ge-
schichte mit allem Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so
leicht Muster im Historischen Stil bekommen, als sie schon in der
Weltweisheit hat.

---

1) „zwar" fehlt.

2) und muß sowol nützlich als schädlich werden können, wovon zur andern Zeit geredet werden soll.

3) „Man glaubt — gebildet hat." fehlt.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsre Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der Französischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersezzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zusammensezzung der Worte, Bildung der Redarten, alles Schönheit giebt.

Aus alle diesem folgt, daß unsre Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dies und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen seyn, wozu den Critikern gemeiniglich das schönste Latein gedienet); daß sie von der Griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der Lateinischen die Nettigkeit des mittlern Stils, von der Englischen die kurze Fülle, von der Französischen die muntere Lebhaftigkeit, und der Italiänischen ein sanftes Malerische lernen könne. Allein, man sieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen, oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortreflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.

Ueber

die neuere Deutsche Litteratur.

Zwote[1] Sammlung

von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

1) Zweite

Inhalt der zweiten Sammlung.

183 Vorläufiger Discours.

(Von dem Ursprunge und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet: Prüfung der Litteraturbriefe hiernach.)

Der erste Kunstrichter war nichts mehr, als ein Leser von
Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten
und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die
den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch wie die
Raupen und Heuschrecken, Kunstrichterische Gerippe der Pflanzen
zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich
im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten
darbot, ehe es vom Philosophischen Erkänntnißbaum genascht hatte.
Es hat in der Litteratur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit
noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch
nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt
184 zu lernen, was andre gedacht, erhob man sich selbst zum Denken —
vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein andrer dachte dem Gefallen und dem Eindruck nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu seyn, daß er also wie die Türkische Verschnittene ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jezt blos für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Mann von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er muste also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen; und jezt fieng er an, die

Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden: er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht bei- 185
nahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es sei diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus „dem, der bisher blos empfand, ein Denker; und aus dem Genie „ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem andern ent- „gegengesezt sey, und wie weit diese sich einander schwächenden „Kräfte zusammen kommen müssen, um die Temperatur des Vir- „tuosen auszumachen? wie aus der Natur Kunst, aus der Kunst „Künstelei, und aus dieser wieder Barbarey hat entstehen können?“ Die allgemeinen Philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von Kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Sprachen bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Ge- sichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das 186
ganze Reich der Litteratur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, denn Vertrauter, denn Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, denn Freund, denn Richter; und der ganzen Litteratur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser sezzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dies sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen; er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbnen Geschmack; daher braucht er jezt ordentliche Cur. Dies sind die Kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte, Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren Kritischen Geist. Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser: diese nie aus den Augen zu lassen,

dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich
187 nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu rich-
ten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben
verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegen-
gift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem
Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein
großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein
Diener, sein Freund, sein unpartheiischer Richter! Suche ihn ken-
nen zu lernen und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber
dein eigner Herr seyn zu wollen.* „Unser Geist nimmt oft eine
„gewisse Unbiegsamkeit an,[1] die uns hindert, in die Gedanken
„andrer uns gleichsam hineindenken zu wollen, und folglich sehr
„oft die unsere dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht
„an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie lieset,
„über die man selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies leztere
„geschehen: so fängt die Steifigkeit an, sich zu zeigen, die vermuth-
188 „lich aus eben dieser Ursache, auch außer andern, bei alten Leu-
„ten häufiger angetroffen wird, als bei jungen. Es gehört ent-
„weder eine besondre Gabe des Himmels, oder eine anhaltende
„Kreuzigung des Fleisches[2] dazu, um weich und beugsam gnug
„zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher lieset, um
„sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: so hat er gewiß eben so
„viel Lob verdient, als der heil. Aldhelmus, der sich nackt und
„blos zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empö-
„rung der Sinne siegreich widerstand.“ Es ist schwer, aber bil-
lig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schrift-
stellers versezze und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schrift-
steller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis ein-

*) Litt. Br. Th. 17. p. 107.

1) L. B.: Ich fange an zu fürchten, daß mein Geist eine gewisse Unbiegsamkeit annehme.

2) L. B.: Geistes

zuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nach-
denken müssen; so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem
Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm
zur Seite zu denken; so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei
Polhöhe; und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn
endlich, wie in den meisten Deutschen Büchern, die Vorreden 189
Entschuldigungen und demüthige Komplimente enthalten; so wird
der Kritikus Richter und Gesezgeber. Er darf nicht den Autor
einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht
also zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich
der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als
Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schat-
tenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder,
um die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über
die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen: oft
läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz
zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hin-
geworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann
er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines voll-
kommenen Systems krönen,[1] so wird er auf Rechnung vieler das
Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand,
sondern der ans veste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein Kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß 190
bliebe: was wäre das für ein Schazz einer Nation! Die reichste
Abwechselung statt der gewöhnlichen Kritischen Monotonie müste
entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auf-
lauerte; bald Leser von verdorbnem Geschmack, bald solche, die
nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit
ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und
Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm
vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es

1) „krönen" fehlt in A b.

selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesburi in einer seiner
leider! noch unübersezten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß
ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor
Augen schweben, und ihn als Muster begeistern müsse — Diese
Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen
Charakter parodirt: er gibt uns, an statt ein Buch bis auf
191 Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe
von Auszügen: statt ein Pygmalion seines Autors zu werden,
schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab,
und sezzt das seinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er
altes angeerbtes Geräth, und ehrwürdigen Auskehricht der Littera-
tur: er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende
Uebersezzer: die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines
Systems in der Hand, nähert er jezt diese Wahrheit, jezt entfernt
er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur bestän-
dig zu erblicken; und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhn-
lichen Geschmack: er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die
Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerin-
nen sind: er wird gelesen, gelobt und vergessen: seine Ephemeriden,
gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Mo-
nat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jezt spreche, folge diesen Winken, die nicht
Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte
192 Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die viele Deutsche
Journäle, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aus-
sichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der Stille
zu ordnen. In der Stille! denn alle unsre Kritici sind Richter;
jedes Journal reimt sich mit Tribunal: hierinn ist die Deutsche
Litteratur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebie-
tender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille
urtheilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen
lernt. — — Ich rede von den Litteraturbriefen, und thue mir

darauf zu gut, daß ich von ihnen als von Mustern meistens reden kann!

„Beinahe ein Gemälde der Deutschen Litteratur in den lezten „fünf Jahren!“* Beinahe! nur was lohnt es mir omissa anzubringen. Hätten sich die Verfasser weniger durch Streitigkeiten hinreißen lassen; hätten sie es nicht öfters vergessen, daß sie mit dem Publikum sprächen: so wäre dies Gemälde vollständiger und 193
gleichmäßiger in seinen Theilen gerathen. Und überhaupt hat sich im ganzen Werk der Geist zu sehr geändert. Im Anfange Nachrichten an einen kranken Officier — Züchtigungen der Uebersezzer — Urtheile über die vornehmsten Deutschen Schriftsteller, die in Positur standen — Jezt Aussichten über verschiedne Felder der Litteratur — endlich Diktatorische Urtheile:

— — amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Feurig stieß Fll. an; der Philosophische D. griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der Planenvolle B. brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs neue in den Lauf; bis es, wie es mir vorkommt, in den drei lezten Theilen schon ablaufen will. Das Urtheil geräth oft einseitig; Schreibart fällt oft nachläßig zu Boden; der Ton verliert bisweilen Anstand und Stärke — die lezte Wallungen eines Lichts, das erlöschen will.

„Vorzüglich Kunstrichter für die Schriftsteller!“** Und nach welchen Gesezzen? Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist 194
sein eigner Plan: dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich! So beurtheilten die Litteraturbriefe Süßmilchs Ordnung, Haugens Zustand von Schwaben; Meiers Gedanken über die gelehrte Sprache u. s. w.

---

*) s. Schluß der Litt. Br.
**) Litt. Br. Th. 1. p. 92.

Prüft man blos den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den V. nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desselben Gnüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will: corrige sodes! hieß es bei den Schulhandlungen, und Dithyramben.

Bei mittelmäßigen V. deren freilich die meiste sind, verstehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Täucher zu seyn, um Perlen heraufzuholen. So machten es die Litteraturbriefe nach Roskommons Rathe, bei dem Sonderling,
195 den Zerstreuungen und andern sehr mittelmäßigen Schriften; bei schlechten hätten sie es mehr thun sollen und können.

Die entgegengesezte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Oerter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dies unterhält; aber oft auf Kosten des Autors. Warum gab aber der Nordische Aufseher z. E. Blößen, wo man ihn angreifen konnte? So wird der Vertheidiger, aber nicht der Angetastete fragen.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler, als Schönheiten seyn! insonderheit Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist: so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen: die Schönheiten findet
196 das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genies entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows* wegen; damit wer nicht Genie ist, gewarnt werde:

Ne sumat maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

*) Litt. Br. Th. 6. p. 289.

Je mehr der Kritikus sich vertheidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich und tadle sie „insgeheim!“ man gab dies auch den Litteraturbriefen Schuld; aber wie? wenn ihre Freunde würklich den Königl. Mittelweg zwischen Schweizern und Gottschedianern gegangen wären? — Und denn! haben sie nicht bloße Nachahmer und knechtische Anbeter eben aus Liebe recht merklich gezüchtigt?

Und wer wird bei der Wahrheit Freiheit tadeln? Eine Freiheit, bald im Englischen, bald im Französischen Geschmack? Wenig- 197
stens sticht sie doch immer in den Litteraturbriefen vom Magisterton Akademischer Zeitungen* ab, und es läßt dem Kunstrichter so ansehnlich, wenn er uns daran erinnert, als wenn die alten Könige bei Scepter und Bart schwuren. — Allein wenn die Kritik Wieland den Menschen** beurtheilt, ich meine nicht, Wieland den Schriftsteller, (so wie man diesem Manne in mehrern Journälen in Absicht der Metamorphose seiner Denkart zu nahe getreten ist:) wenn sie einige Schriftsteller nicht blos zu Boden wirft, sondern auch wie Achilles den Hektor im Staube schleifet, wie vielleicht Dusch, Pauli, Lindner, Trescho und der Verfasser der Lyrischen und Epischen Gedichte sich beklagen könnten: so muß man beinahe an das Wort Deutsch, oder an die Titelvignette denken — wie sehr wird aber ein Schulmeister nicht betreten, wenn sein Homer sich manchmal vergißt und schnarcht!

Freilich richtet sich die Echo nach der Stimme, die sie aufrief; 198
und das Kriegsrecht erlaubet — „aber die Antwort des Plato an „den bäurischen Xenokrates hat immer mehr Würde: bringe den „Gratien ein Opfer!“ Doch „wenn der Verfasser der Anmer„kungen zum Gebrauche Deutscher Kunstrichter*** mich „nicht so versteht, wie Xenokrates den Plato?“ — Wohl! so

*) Th. 6. p. 241.

**) Th. 1. p. 35.

***) Th. 13. [148—168] und 18. [181.]

hört und verstehet ihn auch nicht das Attische Publikum, und wer wird sich unter Böotier mischen?

Hi modo quid tentent dicere, furfur erit!

Ueberhaupt schlechten Schmierern von Nachtgedanken, Schilderungen, höhern Weltweisheiten ꝛc. ihre Fehler weitläuftig sagen, ist ihnen unnütz, und Lesern verdrießlich: man lege den heiligen Fluch der Muse auf sie:

Tu cuncta invita dicas faciasue Minerua!

Was Isokrates sich zum Muster nahm: „stumpfes Eisen zu
199 „wezzen!" das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Litteraturbr. Haben sie nicht das Füllhorn der Gratie ganz ausgeschüttet: unde parentur opes; so haben sie doch Blumen gestreuet um den Altar der Göttin Litteratur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöfnet: man komme und trinke!

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser Deutschland dörfe keinem Volk, „es sey alt oder neu, wenn es nur Undeutsch ist, an Werken der „Einbildungskraft etwas nachgeben“ — seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur Orientalisch, Griechisch und Brittisch hieße, durch rauhe Kopien auf Halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und Schweizerischer Nachahmungen die Deutsche Litteratur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger,* als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und Gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Litteraturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über 201 jedes Feld der Deutschen Litteratur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitige Kräfte, die in einander würkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen musten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Partheien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden musten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen

---

*) Litt. Br. Th. 1—24.

wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zuruffen: sey gesund!

202 Um also mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine[1] Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu bringen suchen. Ich wünsche unsrer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begrif unserer Weltweisheit: sie sind von großem Nuzzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzers* Abhandlung in den Schriften der Berlinschen Akademie: die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die viuida vis animi so unangetastet,
203 als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren Chymischen Zusammensezzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrift, je mehr kann ich zweiflen, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher als sich schäzzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genies herleitest: desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts höhers vorsezzt, als Fehlerlos zu seyn.

---

*) Litt. Br. Th. 6. [211—229] und 22. [21—54.]

1) in seine (?)

Jener Baumeister im Plutarch sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles, was er gesagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glü-
het uns bei der Youngischen Schrift über die Originale, ein 204
gewisses Feuer an, das wir bei blos gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drinn herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz; aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der Elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Spekulation erfodert wird: bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können: wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch feine Spekulationen ist nie der Geist einer
Nation geändert: aber durch große Beispiele allemal; und neben 205
dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht man blos ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist, als ein zweiter Prometheus den Elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist, Künstler, als ein Sophist über die Kunst zu seyn; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll: so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der Andern, um durch sie aufzumuntern. Und dies ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit

und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, rathen zu können.

Ich will also die Deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er
206 dort durchs Orakel den Aegiäern sagte: *υμεις Αιγιεες, ετε τριτοι, ετε τεταρτοι.* Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! „laßt uns einen Wahrsager, oder Priester, oder Traumdeuter fra„gen: warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahr„lich, auch der Traum kommt vom Jupiter!" — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen.*

*) Iliade B. 1. V. 62. ꝛc.

Von den Deutsch-Orientalischen Dichtern. 207

1.

Ein Theil unsrer besten Gedichte ist halb Morgenländisch: ihr Muster ist die schöne Natur des Orients: sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue; so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man aus Dummheit oder Bosheit das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland,[1] der Morgenländische Philologie und Dichterischen Geschmack gnug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat.

208 Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite blos den Leser auf Wege, die er selbst fortsezzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet: so wird so ein charakteristisches Ganze draus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die Biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon; vom Thau des Hermon; von den Eichen Basans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden; so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat: wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder

1) [„Nachschrift" S. 330].

entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortrefliche Buch Hiob! woher nimmt es alle seine Schäzze der Schönheit? Aus inländischen, aus Aegyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer
209 Dichter, der Aegypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesezt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unsre Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen.

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten Historischen und Geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese Historische Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse würklich ergriffe und weckte; als wenn wir *μεσοληπτοι* oder *μεσοπατακτοι* würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der
210 „Othem in meinem Bauch ängstiget: ich muß reden, daß ich Othem „hole: ich muß meine Lippen aufthun und antworten!“ So muß es jeder großer Dichter seyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und die Ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der Jüdischen Schäfergedichte, dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl, als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange

nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden zu versezzen: seine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach Orient zu verpflanzen; alles, was er gesehen und gelesen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte, beschnitten zu seyn: er verläßt sein Land, um in der Fremde zu
betteln. Die Poetischen Gemälde aus der heiligen Ge- 211
schichte* verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indessen ziehen sie sich unter Poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occidentalische Gegenstände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz stehen: wenn sich die Orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. — „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings nutzen!“ Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden: nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen: nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu geniessen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er 212
nicht verstünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und würklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit Orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unsrer eigenen Natur ausbilden. Nicht

---

*) Th. 6. p. 247.

Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schäzze zu brauchen, und lieber, wie Cäsar[1] sagt, pauperes nostro in aere zu seyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils sind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Plazz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an
213 sich verdienen möchte: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern Dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publikum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen. Und der Dichter selbst wird Mühe gnug haben, in den Orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

> Si quae desperas tractata nitescere posse,
> — — — — — — relinque.

214 Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdenn übersezzt und ahmt nach! Was

---

1) B: Horaz (Heyne)

ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesezt, wir könnten alles dies wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten, als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr Patriotischer Geist belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser GOtt ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein GOtt der Christen, nicht einer Christlichen Religion! — „Aber werden einem „Juden diese Gegenstände nicht eben so alt geworden seyn, als „uns?" Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele 215
verlohren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker; weil alle diese Geschichte für uns fremder und entfernter sind. Man sey unpartheiisch; wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrift, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singt die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am rothen Meere? Es kann immer seyn, daß „ein Genie im Talmud seine völlige Nahrung finden könne, als in einer Wissenschaft,"* aber ein Poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Seculargeist sich bequemen will.

*) Litter. Br. Th. 2. p. 256.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr
216 genau verbunden; Meinungen des Volks über gewisse ihnen uner-
klärliche Dinge: Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der
Sprache von ihren Erziehern lernen, die sich also aus den ältesten
Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die sich bei einem
sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften,
mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künsten abgiebt,
sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff
darreichen zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinn-
lich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er
greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an und erinnert sie an
ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft
gleichsam zusammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter,
die also auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden sind, weil sie sich
nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache
richten. Daraus entstehet alsdenn für die Dichter eine heilige
Mythologie: die National ist, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle
war, um Fiktionen zu schöpfen und Bilder zu erheben, in die sie, die
217 zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren,
ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Mährchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besizzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte GOtt diesen in Judäa auszurotten! Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den Morgenländischen Völkern gemein, wie

die öftern Stellen ihrer Dichter bezeigen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder 218
todt; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget, oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortreflichen 29sten Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „GOtt fährt in den Wolken, um Donnerkeule zu „schleudern;" der Weltweise aber und sein Bruder, der Philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den Elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den Elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwert, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die Engel des Herrn, 219
auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt! Was ist die Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt, ein flammender Weg, zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter, ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen; und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verlohren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unsrer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder,* die Odin aus den Morgenländern brachte; wie sehr veränderte sie

*) Mallet Geschichte v. Dännem. Th. 1.

sich auf dem rauhen Scandinavischen Grund und Boden? Ihr
Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost und ihre
Riesen, ihr großer Wolf und der Bändiger desselben, ihre Zaube-
220 reien und Heldenthaten sind mit solchen Localfarben aus Norden
gemahlet, als in verschiedenen andern Gegenden hier Drachen und
dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die
Brücke Poul-Serra der Perser,[1] und die Schildkrötengeschichten
der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und
nützlicher Versuch, diese Nationalvorurtheile vieler Völker zu samm-
len, zu vergleichen und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvortheile, die ihm nicht
immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich
zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im
Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen, als in dem sei-
nigen: Klopstocks Oefnungen am Nordpol, seine Aetherischen Wege,
seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dörften vielleicht zu sehr
die Wirbelwelt der Leser verrücken, sie mögen ehrlich Ptolomäisch,
oder Copernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst einer
sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Er-
dichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländische Gedichte ein-
221 gewebet; (vom Blute des unschuldigen Abels, bis auf das Blut
des Zacharias, Barachiä Sohn) so kann man sich bei ihren Engeln
und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man
gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren,
die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: mein lieber Lud-
wig, wo habt ihr alle das närrische Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker,
und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau sei-
nen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß also, um sich
dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und
die Sagen der Vorfahren studiren müsse; und um auch dem Gott
der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen

1) „Die Brücke — Perser," gestrichen.

nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romanische Geschmack der Spanier und Italiäner ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Maurischen und hier aus der Saracenischen Ueberschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermischte er sich 222
mit dem Gothischen Ritter- und Riesengeschmack: nachher mischte sich der Katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abentheuren dazu! — und nun sehet! wie sehr Lopez di Vega, Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewust; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte, daß keine solche Morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Saamen Poetischer Fabeln gestreut; dem rathe ich, diese Dichterische Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologien der alten Skalder und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam seyn, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen; so würde man nicht blos tief in die Poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beide 223
Lettische Dainos, die die Litteraturbriefe* anführten, den oft so vortreflichen Ballads der Britten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge Lettische Dainos, oder Cosakische Dummi, oder Peruanische, oder Amerikanische Lieder seyn. Will aber jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für *unsern* reinen Verstand.

*) s. Litt. Br. Th. 2. [241—244].

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte.
224 Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie gieng einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich:) Es ist bekannt gnug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesezze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ: daß sie eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten Prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesezze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der Politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder, als Theokratisch, und der Prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck:) ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal:
225 der größte Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens blos durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so Moralisch, als die unsere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es muste also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Sazzungen, Priester und Tempel; alles beschäftigte ihr Auge,

alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel: es war ein Unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der Moralischen Güte mit sich: ihr Gott selbst muste ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob 226
jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und Moralischen Güte. —

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müste es seyn, „als wenn „David z. E. Christliche Psalmen schreiben würde." Freilich ist dies der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Würklich etwas zu viel Orientalischer Schaum, und Christliche Gegenstände Orientalisch behandelt — Und worinn denn? [1] Ich schäzze diese Lieder sehr, denn sie würken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel Morgenländische, Biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt gnug seyn sollte: gewisse Morgenländische Wiederholungen, die statt zu seufzen jähnen machen: und 227
denn nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine Empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht gnug vorbereitet hat: und bei denen also mancher nichts empfindet. Wenn

1) „Und — denn?" gestrichen.

unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist: so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies lezte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dies mit einem Beispiel zu beweisen: so habe ich einen frommen redlichen Greis gekannt, der in seinen lezten schwachen Jahren bei seinem
228 Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hieng (nach seinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, stand er stille, ergözte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen jähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die Menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere Biblische Gedichte nicht urtheilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion wiederspricht. Gerade wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreissen, um darauf einen einzigen Pallast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie ohne alle Rücksicht
229 auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack einen Menschen darstellen können:

Compos'd of many ingredient Valours
Iust like the Manhood of nine Taylors,

wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze Poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbau und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen und ihrem Vaterlande: nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüthe erreichen; ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiset 230
der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetre mehr als Lowth selbst geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre große Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge gebohren haben, der von zu starker Declamation war, als ein Sylbenmaas zu halten, der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus Prosaischen und Philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind, wo man schreibt, gelesen zu werden, wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird, in dieser Sprache eine Orientalische Poesie durch Poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum
saltantium choros adoleuit poesis orientalis: carmina rarius scri- 231
bebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach

lermenden Chören eingerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu seyn.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt: und ich glaube, aus diesem Unperiodischen Melodischen der Hebräischen Gedichte zum Theil den kurzen Parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszupuzzen, und Periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung
232 desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen Ebräischen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechische, und noch mehr eine Römische charakterisirt: in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer Stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall, und anhaltendes Wimmern allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plözlich trift, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hizze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer Unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer Periodischen Sprache. Wir müssen also jene zerstückte Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten Poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne Poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst Dichterische Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in
233 dem Licht eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierinn ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dännemark. Würklich die Hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die Griechische Zusammensezzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle;

doch aber bleibts immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — Vielleicht Klopstocks schäzbarstes Lyrisches Stück! Eben so weiß er in seinen Kirchenliedern oft den Orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunter zu stimmen, und im Meßias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön; Orientalisch in Sprache und Bildern, und Deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere, daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht Botanisch seyn kann, wie Michaelis die Morgenländische nennet, daß unsere Politische 234
Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w. man erinnere sich dessen, und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der Poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener würkte schnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetisch Schönen (ich will nicht wie Montesquieu bis auf ihr Faserngewebe, und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlassen. Unser Poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend, als brausend. Selbst das sanfte Griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der Poetischen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben selbst im Poetischen Fluge wie die Strauße dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rüh- 235
rung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt: so wird vielleicht ein unpartheiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf blos als ein Erbstück der Religion zu kennen, der

Geschmack gnug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:
„Die Morgenländischen Werke des Genies zeichnen sich aus „durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen „liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, „die sich [1] nicht blos auf Flügeln der Morgenröthe bis an die Grän„zen der Natur aufschwinget, sondern sich oft über diese Gränzen „wagt und im Reich des Unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos „umherirret. Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser bren„nenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flügeln, die „ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singet: sie „zeichnen fremde, oft unverstandne, und wenigstens zu entfernte
236 „Bilder: ihre geborgte Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde: „ihre nachgeahmte Empfindungen keine Empfindungen: der Aus„druck erreicht sein Original oft nur, wo es sich dem Uebertrie„benen nähert." Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden, der Morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die Morgenländischen Gedichte, als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersezzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die Morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

237 Der beste Uebersezzer muß der beste Erklärer seyn; wäre dieser Sazz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: so

1) „sich" fehlt in A b.

würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poeti-
„sche Uebersezzung der Morgenländischen Gedichte; da diese aus
„dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem
„Zustande, den Sitten, und der Sprache ihrer Nation erklärt,
„und in das Genie unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt
„werden.“ In der Vorrede würde man mit Recht sagen können:
„Diese Uebersezzung hat nothwendig das schwerste und mühsamste
„Werk seyn müssen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen
„einiger wenigen Philologen von Geschmack, und in der Ueber-
„sezzung die Cramerschen Psalmen nichts als kleine Beiträge haben
„seyn können, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und
„behutsam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Origi-
„nalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben kann,
„als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die Gränzen fremder
„Völker von den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen: sie 238
„macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation
„bekannter, die wir sehr schief ansahen, und doch von Gesicht ken-
„nen sollten: sie ist ein Muster einer Nachahmung, die Original
„bleibt. Sollte sie also auch nicht das Glück haben, neue und
„würklich neue Genies zu erwecken: so wird sie doch wenigstens den
„Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von
„Dornen vorziehen, daß sie ihren Steig nicht finden. Sie wird
„sie ergreifen, zurückreißen, und sagen: Siehe hier deine Natur
„und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und
„Sprache: nach diesem bilde dich, um der Nachahmer dein selbst
„zu werden. Und willst du von einer der vorzüglichsten Nationen
„ihre Schäzze nüzzen: siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst
„bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte
„zu wandeln wusten; raube ihnen nicht das Erfundne, sondern
„die Kunst zu erfinden, zu erdichten, und einzukleiden!“

Wo ist ein Uebersezzer, der zugleich Philosoph, Dichter und
Philolog ist: er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer 239
Litteratur seyn! Aber leider! Arabische Wurzeln wachsen gern
auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium desi-

derium hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil gnug, wenn dies
mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus
den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im Orien-
talischen Geschmack liefern will! Vortheil gnug, wenn es einen
einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten
Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheils gnug, wenn es
einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste
Orientalisch-Deutsche Werk: den Meßias, Kritisch prüfe, über den
man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat,
als es dieses große Stück verdient. Einige haben nicht über ein
Fragment* urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre!
240 Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über
jede Erdichtung in demselben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne
ein Prophet seyn zu dörfen, oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am ersten urtheilen,
um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch
zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor
den Augen des Publikum: er hat ein unvollendetes Tagewerk hin-
gestellt und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Ken-
ner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen.
Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lob-
redners, einen Kritischen Freund gefunden: hätte er nicht gleich so
viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen: viel-
leicht würde manches in seinem vortreflichen Gedicht noch vortref-
licher seyn.

Aber so gehts! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und
Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge
da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses
Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag! Aber es tritt
241 ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! So-
gleich erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die

---

*) Th. 19. p. 155 rc.

Mutter Erde: „Apoll, der Erleuchter der Menschen, befielt ihnen „das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen, „und durch ein heiliges Opfer den Vater Zevs und seine gewaf= „nete Tochter zu ergötzen!“

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles: allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen: auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine „Anmerkungen rechnen?“ Das weiß ich nicht: aber Menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen.* Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen ruffen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zevxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen: und sie wird dir eine Göttin schei= „nen!“ Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Meßias so findet, als 242
Alexander am Bilde Achills, was dies Genie schon dunkel in sei= ner Seele fühlet.

Wer könnte die Jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Känntniß seiner Gebräuche, und eine Morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die Christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Känntniß ihres Umfanges, und Christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich wiedersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermassen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

---

*) Th. 1. 10. 13. 16. 17.

243 Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Meßias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem Nördlichen Deutschen die reiche Morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf Deutscher Erde ein Orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt: fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte Gedicht, Epopee,
244 und eine Christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die heilige Geschichte liefert ja dazu Stof gnug; ich wünschte also, daß er diesen Stof mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtpunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein: ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meßias muß man sich nicht blos vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir sie zum Maasstabe des 245
Meßias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maasstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen Prosaischen Discoursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusäzze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal: um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: so wollen wirs auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Meßias, wie der seinige, wohl als ein rechtbehandeltes Sujet zur Tragischen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände sezzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner
Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um 246
das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzält, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an Poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Meßias erscheint nach den Weißagungen des A. und den Erzälungen des N. Testaments viel Menschlicher, als ihn K. malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig Menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr; nichts bewegt eine Menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den grösten Menschenfreund: so würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze „Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen.“

247 Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Meßias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen Prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesezt, sein Meßias wäre der Vorausverkündigte; so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen; so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder ruffen müste: „das ist er! Johan„nes hat ihn gesehen!“ Nun hat ihn freilich K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der Dichter studirt den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach „den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, „und muß uns durch seine mächtigen Künste dahin bringen, daß
248 „ich zu der Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger, vergesse, „daß es ein Gedicht ist.“

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem Christlichen Gedichte nicht recht Jüdisch sind: so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geist der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies Jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in feinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und Jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Cerimonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Meßias eher und würdiger seyn, als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und
249 kann es fodern, daß sein Meßias als ein Gesandter Gottes erscheine,

der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtirerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen lezten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, „seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden wür„den!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was „ein andrer thut, der aus den nicht Historischen Wahrheiten der „Religion Folgen herleitet;" wenn „unsre Lehrbücher aus der „Religion ein Gerippe gemacht haben: * so sollte jener der Offen„barung folgen, um sie in einem gesunden männlichen Körper „darzustellen." Alsdenn muß Klopstocks Meßias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des Römischen Volks und Kai- 250
serthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Oktavia Interesse.

Rabbi. Und denn hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen: sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt! ist in seiner Epopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn

---

*) s. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennet: wird ihn aus die-
251 sem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dörfte sich diese mehr im Antlitz, in Minen und Gesprächen, als in den Menschlichen Charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dörfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel gröstentheils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn: Maschinen, die ihr Poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterscheid „zwischen
„einem Gedicht, das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes
252 „genommen würde, und einem, so das Innre der Religion näher
„angeht, und zwar einen Unterscheid in Absicht auf die Weltlich-
„keit, wie ers nennet:" allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt:* „Ein Engel „soll mehr als ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und würklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich dem Orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht aber „der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sei denn die Pro- „pheten, so fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind."

---

*) Nord. Aufseh. Th. 3. St. 150. [p. 260: Sogar Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter u. s. w.]

Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücken alter Orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich. 253

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, blos reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Meßias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsäzzen, so unvernünftig und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der Menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der Poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu würken; und die legt ihnen unser Gesez auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie 254
ihn doch das A. T. und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor K. seyn sollen; so wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröfnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandschaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und Deut„scher das Erhabne schildert; wird jener es furchtbar und schreck„haft zeichnen; dieser aber auf die Pracht verfallen.“

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem Poetischen Sinn des A. T. und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen. Sagen Sie mir es, Christ! mit einem Worte: „wozu leidet K.

255 „Meßias?“ mit einem Worte! Sie sind würklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott* ist mir nicht sinnlich begreiflich gnug; und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber mein Heterodoxer Rabbi, erinnern Sie sich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr seyn, daß K. oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor, daß K. es für den lezten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnliche Kräfte zu bewegen,“ sondern „die Moralische Schönheit.“ Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja! des sittlichen Praktischen, nicht aber des Dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vie-
256 len Stücken die Klopstockische Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Meßias entworfen. Jezt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ists, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten K. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer, als wenn er, ein Kenner des Menschlichen Geistes, jezt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt: Wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen, und Aeng-

*) s. Meßiade 5. Ges.

sten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie Abadonna zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz 257
schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora; alles vortrefliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten aus einander sezzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles, alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte Epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergözte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, „da es vollendet ist, ist die Vollkommenheit und Schönheit selbst „geboren!“

258 ## Von der Griechischen Litteratur in Deutschland.

1.

(Wie weit kennen wir die Griechen?)

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst, als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst, beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum der Griechen nannte: so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur [1] geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbarn geblieben, Gesezze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt: hier rauschten die Thyrsusstäbe Dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des
259 Dionysius: [2] hier tanzen Nymphen und Gratien um ihren Anakreon: Olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Dorischen Saitenspiel Pindars: hier wetteifern Theokrits Schäfer, [3] und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das Odeum, die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo.
Fauete linguis! Carmina non prius

1) Natur, ja das παιδευτηριον aller Menschen

2) B: des Dionysus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte: hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors schweben um ihren Anakreon in sanftem Fluge dahin, und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin: Olympische

3) B: wetteifern die Hirten,

Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem
feinen Poetischen [1] Sinne: sie, deren schönes [2] Ideal ein Abglanz
der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren
Dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und
von ihrer Tochter, der himmlischen Gratie, ausgemalet worden:
deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen: deren
Mund Melodie spricht, und deren stolzes Ohr Bilder siehet [3] —
sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo 260
sind die Lieblinge der Muse, die die Griechischen Blumen und
Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Wel-
ches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der
unsterbliche Geßner: Ernesti: und Klozz: ich will nur diese drei
nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekann-
ter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland
blos durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen:
der zweite hat sich nach den Fußstapfen des erstern den Weg Kri-
tischer Genauigkeit gewählt; und arbeitet in andern Bezirken: der
dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er gelie-
fert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunst-
richter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine
Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von
ihm, über die Griechen. [4]

Wo ist ein Schutzengel der Griechischen Litteratur in Deutsch-
land, der an der Spizze von allen zeige, wie die Griechen von
Deutschen [5] zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den 261
Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgen-
den Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Phi-

1) „Poetischen“ gestrichen. 2) einfältiges
3) höret. B: „und deren — siehet“ fehlt.
4) „Aber ehe — Griechen.“ gestrichen. 5) von uns

losophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaas erscheinen, und denn suche man [1] mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.[2]

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern: ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu sezzen, in der Kritischen Welt: jeder hat einen Sinn [3] und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes, und glaubt sich alsdenn schon als den besten Kunstrichter: den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der Holländische und Deut-
262 sche Wortgelehrte sieht jenes seine Französirenden Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon [4] wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen?[5] Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre Aesthetische Bon-Mots nun denn oft gnug wiederholt und durchgearbeitet — wenn die Britten die Historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdenn nicht ein Zeitpunkt für die Philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nuzzen, und ein ganzes Philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir

1) „suche man“ gestrichen.

2) halten, um sie auf würdige Art zu lesen und nachzuahmen.

3) Welt, wo jeder einen Sinn hat,

4) betrachtet Französirende Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm. Der Franzose sagt: davon

5) warum denn nur nach einem?

auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach:[1] und vielleicht dörften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse,[2] als Baumgarten es aus 263 den Lateinern zu eröfnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig[3] nüzzen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Aesthetik sehr genüzt werden könnte,[4] auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französische oder Deutsche Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den Griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem Philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nüzlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stuffe: wenn sich Uebersezzer fänden, die nicht blos ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: „sondern auch seinen unterscheiden-„den Ton fänden, die[5] sich in den Charakter seiner Schreibart „sezzten, und uns die wahren unterscheidenden Züge, den Aus- 264 „druck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschen-„den Charakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart „richtig ausdrückten.“* — Dies ist freilich sehr[6] viel; aber für mein Ideal eines Uebersezzers noch nicht gnug. Die meisten Uebersezzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in

*) Litt. Br. Th. 18. [146]

1) bleiben wir auf unserm Geschäfte nicht etwas nach?
2) aus den Griechen auch nur so aufschlösse,
3) augenscheinlich
4) „in welchem — könnte,“ gestrichen.
5) „die“ gestrichen. 6) „sehr“ gestrichen.

Kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors,[1] und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von Philologischer Gelehrsamkeit.[2] Endlich wird das Leben des Autors dazu übersezzt: und so ist ein Buch fertig: für den Uebersezzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek: für die Litteratur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

265 Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst Homer übersezzte: ein ewiges Werk für die Deutsche Litteratur, ein sehr nüzliches Werk für Genies, ein schäzzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller Göttlichen und Menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der Griechischen und Römischen Litteratur wurde, auch das gröste Original für die unsere — alles dies kann eine Homerische Uebersezzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dies schäzzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersezzt); eine Untersuchung, die sich den hohen Sazz aufgibt: „welch ein Zusammen„fluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervor-
266 „bringen?“ die diesen Sazz aus den Geheimnissen der Griechischen Litteratur und Geschichte mit wahrem Kritischen Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn: eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem Göttlichsten, dem unübersezz-

1) Schriftstellers.

2) oder sie legen gar einen Kram von Philologischer Gelehrsamkeit aus.

baren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden ist? Was er bei uns seyn kann und soll? Wie wir ihn ohne Mißbrauch nuzzen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies ist der Eingang; und die Uebersezzung? Beileibe muß
sie nicht[1] verschönert seyn, wie noch jezt die neue Bitaubésche als
ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf
ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem
Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als
Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden,
um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und
alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er
an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, 267
da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen
hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland,
noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen,
wie er ist.

Und die beste Uebersezzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem Kritischen Geist dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Uebersezzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme und die Schäzze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil dran vereckelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der Griechischen Litteratur bemühen. Man weiß, was Französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwe-
sentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erho-
lung und Ergözzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner 268
die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum

1) Ueberſetzung — muß beileibe nicht

Anakreon; und die Ebertschen zu Young;[1] man kann also aus einer Morgenröthe[2] auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechischem Geschmack. Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Uebersezzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im Griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaaßen ersezt, die im Homer unübersezbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu sezzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchels Uebersezzung des Sophokles und Euripides dazu; ein Urtheil des Geschmacks; ein Urtheil nach der
269 Grammatik* haben schon die Litteraturbriefe gefällt![3] Ich kann sie nehmlich, um vollständig davon zu urtheilen jungen Tragischen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die blos Aetherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den Tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: können ihre Einfalt und ihre Zusammensezzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechische Geist der Tragödie aus ihren Patronymischen und Mythologischen Geschichten entwickelt? und wo ist dies mehr nöthig,[4] als in den Chören, die ganz in die Griechische Laune verwebt sind? Bei allem Schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechischen

---

*) Litt. Br. Th. 20. p. 157. u. Th. 21. p. 3. 13. 81.

1) „Man — Young;" gestrichen.

2) Man kann aber auch aus einigen Commentatoren der Alten als aus einer Morgenröthe

3) dazu. („ein Urtheil des Geschmacks; — gefällt!" gestrichen.)

4) dies nöthiger,

Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen,
die dem Poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich
im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören
nicht das Colorit, der Schwung, der Theatralische Tritt, die Musi- 270
kalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch
eins und das andre durch das Klopstocksche freie Sylbenmaas hätte
retten lassen? Ein Deutsches Genie[1] versuche es nach Steinbrüchel,
Tragische Chöre nachzubilden, werden sie wohl im Griechischen Geist
seyn? Indessen gebe ichs zu, daß St. durch seine Uebersezzung
weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten
Tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige
Schweizertragödien nach Griechischer Manier gegeben hätte. Von
den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber
gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechischen Litteratur legen ihn aus der
Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der
Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors kostet,[2]
und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm;
nicht blos die Schweizerwörter werden unausstehlich: sondern das
Colorit der Griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farben- 271
gebung, die oft den Perioden verzerrt, ersezzt werden: da bleibt
Sophokles gewiß nicht mehr die Syrene Griechenlands, wie ihn
das Orakel nannte. — Aber die **Kühnheit** des Uebersezzers verdient
Aufmunterung, „die Griechische Wortfügungen unsrer Sprache
„anpaßt;" nur muß sie keine blinde Nachfolger haben, die ein
Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte
Richter müssen seyn, die das Claßische Ansehen solcher Versuche
beurtheilen.

St. fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die
Kritiken blos zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die

1) Ein Genie unter uns
2) vorkostet,

Deutschen so verschloßnes Buch,[1] der den Griechischen Nationalgeist so sehr in seiner[2] Stärke zeigt, und für unsre Dorische Sprache und Genies bildend gnug seyn könnte — auch Pindar* muntre
272 ihn auf, ein großer Uebersezzer, aber auch zugleich im Griechischen Verstande ein Dollmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsezzen sollte: „welche „Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersezzen wären," will ich lieber die Uebersezzung des Tyrtäus,** und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenannten „Uebersezzer nicht darauf gefallen sind, den Griechischen Text bei„drucken zu lassen. Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, „bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur Griechischen „Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks „sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf „alle Art, wenn wir die Englische Nation lieber in dem Studio
273 „der Griechischen Sprache, als in gewissen andern Dingen nach„ahmen wollten."***[3]

Wo ist aber[4] noch ein Deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröfne, als er[5] den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt?[6] Ein Winkelmann in Absicht auf[7] die Kunst konnte blos in Rom

*) Litt. Br. Th. 2. [212]
**) Litt. Br. Th. 17. p. 11.
***) p. 16.

1) verschloßner Autor,
2) Nationalgeist und das Künstliche der Poesie in aller seiner
3) „Statt daß — nachahmen wollten." gestrichen.
4) „aber" gestrichen. 5) jener
6) „Griechen — gezeigt?" gestrichen, ohne Ersatz („Griechischen Kunst"?)
7) Winkelmann für

aufblühen; aber ein Winkelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit[1] seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzälung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort
Geschichte behalte seine weitere Griechische Bedeutung, um einen 274
Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst[2] der Griechen: ihren Unterschied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wie fern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs- Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stuffe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre Individuelle, National- und Localschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Stil verglichen. Alsdenn von den verschiednen Zeiten der Griechischen Poesie;[3] wiederum mit einer
Pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit: wie die Römer von 275
den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich blos ein Kenner der

1) aber ein Winkelmann für die Litteratur kann auch in Deutschland hervortreten und mit

2) Dichtkunst und Philosophie 3) Poesie und Weisheit;

Alten, ein Weltweiser, ein Geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meiste unsrer Weisen nur Tropfen kosten; an dem die meisten Dichter [1] nur so trinken, als die zum Siege bestimmte Streiter Gileads; und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem Persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öfnen und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreyen: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

276 Zufolge der Bemerkungen der Litteraturbriefe über das Ideal,* und die vollkommenen Dramatischen und Epischen Charaktere, (Bemerkungen, die ich sehr schäzze) hatte ich hier eine Abhandlung über das *Ideal der Griechen in jeder Dichtart* eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig gnug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden muste. Ich fahre also lieber im Ton meiner Fragmente fort und frage: [2]

2.

(Wie weit haben wir sie nachgebildet?)

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Viel-
277 leicht haben einige Deutsche Genies in der Stille blos unter dem

---

*) Litt. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49. Th. 14. p. 251.

1) Literator's 2) „Zufolge — frage:“ gestrichen.

Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen[1] Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht* ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron,[2] Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortreflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber[3] Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie scheint
er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als 278
Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. — Aber Homer?[4] Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lese;[5] so denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr.[6] Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche; von ausgeführten[7] Gleichnissen reißt mich fort, daß ich nicht Auffodrung gnug habe,

---

*) Litt. Br. Th. 1. p. 34.

1) studirt, und ihnen

2) „Gerstenberg ein Alciphron" gestrichen; dahinter eingeschoben: „Leßing unser Aesop" 3) „Aber" gestrichen.

4) „mehr vom Virgil — Aber Homer?" gestrichen, ohne Ersatz.

5) A: läse (Druckfehler).

6) Der große Glanz von Himmeln, Religion und Wundern, der alles mit Licht und Stralen umhüllt: das Erhabene und Engelreine von Sitten, das Uebermenschliche statt der Leidenschaften, der große Reichthum

7) ausgeführten, stillstehenden

jenen Griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten
und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung
tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen
Körpern umhüllet, die von Morgenröthe stralen. Vielleicht ist es
für K. die gröste Ehre,[1] wie ich deßhalb an das Zeugniß eines
Franzosen* mich erinnere, gar kein Homerisches Bild gebraucht zu
279 haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine
Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, so wie die sinnlichen
Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht über-
trift das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja
vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr werth,
als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinet-
halben gewiß; eine so nüzliche Untersuchung mag eine Poetische
Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.**

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunst-
richters aus: „Homer ward eben so wenig von allen Griechen ver-
„standen, als Klopstock von allen Deutschen!*** Die wahren
„Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben
„so rar, als die Dichter[2] selbst gewesen! So ist es wirklich!“[3]
Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet; so will ich
doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas
ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies
280 behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen?
der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich
merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die

---

*) Bitaubé in seiner Uebers. Homers.

**) Litter. Br. Th. 19. p. 155. 156. [145].

***) Litter. Br. Th. 1. p. 49.

1) „die gröste Ehre“ gestrichen; am Rande steht: „mehr als Homer zu seyn,“ 2) L. B.: die wahren Dichter

3) L. B. (in anderer Reihenfolge): So ist es auch wirklich! Die wahren Kenner ..... Homer ward ...

Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfiengen, und also noth-
wendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren,
als wir in einer gebildeten Sprache und einem ruhigen Staat.
Man muß also nothwendig eine Zeit festsezzen, wenn wurde der
Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang
er als *αοιδος*, und nothwendig also, wenn es damals *καλȣς
κάγαθȣς* gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen ver-
ständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot
zuschreibt, so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf
den Märkten, und Ehre in den Staaten: seine Sprache war gött-
lich, neu; aber im Ganzen verständlich; weil damals noch nicht
ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks,
zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was
Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine ver-
edelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die 281
Mundart schon mehr Politisch geworden war, da war seine Sprache
fremde, ungewöhnlich, und in Athen, wo er nachher so viel galt,
kostete ihm seine Raserei 50 Drachmen. In dieser Poetischen Zeit
betrachtet, möchte also das eben so wenig, das der Kunstrichter
behauptet, nicht genau eintreffen: damals war seine Sprache eben
die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger,
und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten *ραψῳδων*
und *αοιδων* kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der
unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen
wurde: so trift es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters
wurden erst in der 61. Olympiade gesamlet, da er doch nach der
gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier
muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer
verstehen sollten? Ich nehme eine mitlere Größe an: laß es gute
hübsche Leute gewesen seyn (*καλοι κάγαθοι*)! Nun weiß ja
aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Ge-
sprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, 282
unter vielen andern Proben der Weisheit auch des Homers Bücher

zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht blos bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon gnug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo im Namen aller Rhapsodisten vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine: dieser hat den Homer auswendig gewust, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander;
283 und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde: sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über *καλος κἀγαθος* gegeben; ich sezze also lieber das Zeugniß eines Griechischen Ramlers hin, des sorgfältigen Isokrates: *οιμαι δε και την Ομηρȣ ποιησιν μειζω λαβειν δοξαν, οτι καλως τȣς πολεμησαντας τοις βαρβαροις ενεκωμιασε, και δια τȣτο βȣληθηναι τȣς προγονους ημων εντιμον αυτȣ ποιησαι την τεχνην, εν τε τοις της μȣσικης αθλοις, και τῃ παιδευσει των νεωτερων, ινα πολλακις ακȣοντες των επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς αυτȣς υπαρχȣσαν.**

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule
284 hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu

---

*) Isocrates in Panegyr.

Dummköpfen machen?* Dies Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber Deutsche Homere? Viel eher, sage ich in der Angst, den Griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und wie ich fast dazusezzen kann, Myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Atheniensischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht als hätte ihn Sokrates Grammatisch oder Poetisch mißgedeutet; sondern Politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute; sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates, „so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homers Gedichte anzu„führen: daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen „Worten zugesprochen; wenn sich aber ein Geringerer unnütz „machte, so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig „zu seyn. Dies hat er so ausgelegt, als wollte der Poet, man 285
„sollte die Geringern blos mit Schlägen ziehen; allein, sezt Xeno„phon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeinet: sondern rc.“** Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volk so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus muste als ein Verehrer des Homers eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache); sondern

---

*) Plutarch. in vit. Alcibiad.

**) Im erst. Buch der Denkw. Reden.

weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit
286 denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine Moralische Lehre, und noch weniger Poetische Schönheit; sondern eine Politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen Kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die *καλοι κἀγαθοι* auswendig wusten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Proceß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen Griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzälungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern,
287 die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der Deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Französischem Schnitt: sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer; oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber staunen, wie Gellert und Homer zusammen kommt, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig gnug ist:*

„Für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch Gellert, „dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine „neue Hülfe gegeben haben. (Fragt die erste, [die] beste Land„predigertochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den

---

*) Abbt vom Verdienst p. 376. 77. [Vermischte Werke I, 271. 272]

„Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein Wort.) — Nach
„und nach haben sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist
„das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln 288
„bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn
„der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren
„Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese
„beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber
„unter dem Theile der Nation liegen sie, der von fremden Sitten
„und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung
„sich bekannt gemacht hat.“ Das ist nun Gellert in Absicht des
Geschmacks — aber was war Homer in Absicht der Religion, der
Künstler, der Dichter, der Redner, der Weisen, der Sprache, der
Sitten, der Erziehung, für die καλȣς κάγαθȣς der Griechen?

Dies böse Griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm
fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöset, bis es bestimmt
ist. Denn so fragt der Kunstrichter:* „Ist es wahr, daß die
„alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten?
„Und wurde Homer auch[1] nur von allen denen[2] verstanden, wel-
„chen das Beiwort καλοι κάγαθοι zukam?“ — Seine Frage ist 289
so viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus
leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Ausser dem, was ich schon angeführt, kann ich mein erstes
Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen:
„Mein Vater, sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen redlichen
„Mann (αγαθος) machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte
„Homers auswendig zu lernen, so daß ich noch jetzt die ganze
„Iliade und Odyssee hersagen kann.“ — Hier war ein guter
hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und
ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend

*) Litter. Br. Th. 1. p. 46.

1) L. B.: ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur
2) L. B.: denen unter ihnen

getrieben: so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt *καλος κἀγαθος* ein guter hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Partheien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen, und wenn sie Staub
290 unter[1] die Augen streuen,* hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburischer Virtuoso, nach dem hohen Geschmack unsrer Zeit. Ich erinnere mich die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von *καλος κἀγαθος*. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben: es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen Politischen Sitten. In den Zeiten, da *αρετη*, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete: galt blos ein braver Mann *αγαθος*. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft gnug sagt: *αγαθος γαρ ειμι*. So wenig hier das *αγαθος* eine Moralische Güte bedeutet, zu einer
291 Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: so wenig litte dieses Zeitalter *καλȣς κἀγαθȣς* im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort *καλος* hat diesen Ursprung gehabt: und wurde von den *ανδρασιν αγαθοις* gesagt, die in der Schlacht *ευ* und *καλως* (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten: das Wort *αρετη* hieß Brauchbarkeit: das Wort *αγαθος* und *καλος* hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname *ανηρ* verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der

---

*) Litt. Br. Th. 1. p. 52.

1) L. B.: in

damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war: so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren: so frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: sage mir, wie kann man ein ϰαλος ϰάγαθος werden? und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte: ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüglich nach dieser Politischen Cultur strebten, 292
beständig im Munde (ϰαλος ϰάγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr, als ein guter hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß ϰαλος ϰάγαθος etwas mehr als dies bedeute? Wohl! es sei eben die Stelle,* in der er nichts als den guten hübschen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darinn finde, und eben die Beschreibung des ϰαλȣ ϰάγαθȣ. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τι ȣν; ȣϰ εδιδαξατο σε ο πατηρ ϰαι επαιδευσεν απερ ενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι των ϰαλων ϰᾳγαθων πατερων υιεες; οιον γραμματα τε, ϰαι ϰιθαριζειν, ϰαι παλαιειν, ϰαι την αλλην αγωνιαν; Können hier ϰαλοι ϰᾳγαθοι füglich gute hübsche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu ϰαλοις ϰᾳγαθοις zu machen, Wissenschaften, (nicht blos das A B C lesen und schreiben), die Musik, die nach der Griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst, als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich 293
war: und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attischer ϰαλοϰᾳγαθος: er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und Olympischer Sieger zu werden. Wer einen Griechischen ϰαλος ϰάγαθος in seinem ganzen Glanze sehen will: der lese, obgleich

---

*) Litter. Br. Th. 1. p. 52.

nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine Griechische Jünglinge, die doch mehr als gute hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wielandischen hohen Gusto! oder lieber gleich im Geschmack des Shaftesbury: dem Wieland nicht blos den Begrif des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλος κἀγαθος abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt
294 seine Virtuosen so:* the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquitys and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studys and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Musick, and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulcrum, καλον der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Policey und Alterthümer die herrschende Mode war: so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κἀγαθοι in dem weiten Verstande des
295 Shaftesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begrif des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert

*) Characteristiks Vol. 3. Miscell. Reflex. p. 156. 182.

zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich
das Lesen des Homers, und das zwar als das erste A B C; aber
ein *Moralisches* Lesen des Homers? Ein Himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das
immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lob-
sprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher
Wörter schließt uns Denkart und Policey, Laune und Sitten, kurz
das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke
schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich
würde es als einen Beitrag zur Griechischen und Römischen Ge- 296
schichte der Litteratur einem Mann von Philologie, Geschichtkännt-
niß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzu-
spüren, die im Griechischen die Worte: *ανηρ, ανθρωπος, αγαθος,
καλος, φιλοκαλος, καλοκαγαθος, κακος, επιχειραγαθος*: im
Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus,
pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen
erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren
und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen
und nuzzen.

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer[1]
z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns würklich Griechen
zeichnen,* wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen.
Beinahe vom Diogenes dem Laertier an findet man in den Grie-
chen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, uner-
trägliche Idole, halb Ideal, halb Griechisch, halb nach neuerer
Form.[2] Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; frei-
lich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit 297
gemäß machen: sonst wird alles Carikatur! —

Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates ver-
schieden; aber man muß beinahe ausspeien, wenn Wieland**[3]

*) Litter. Br. Th. 1. p. 44. 50.

**) Litter. Br. Th. 7. [3—44.]

1) „Schweizer" gestrichen.

2) [„Nachschrift" S. 330] 3) W.

auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!“ Hier kann man wie Marcell dreust antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine Ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte ihr[1] Sokrates seyn? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit= und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und Misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus Schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja würklich die Griechen gelesen?[2] — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nuzten,
298 so wenig brauchten sie ihn auf Wielandsche Art: denn Shaftesburis Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der Moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders! und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten.

2.

Pindar und der Dithyrambensänger.[3]

Homere dörften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar seine besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unsern Dichtern sezt sich selbst dies Siegeszeichen auf und rufft: Macht Raum, Mänaden![4] Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrsusstab, um es zu seyn?

299 Zum Voraus ein Wort in einer Parenthese. (Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Litteraturbriefe sind so schielend und

---

1) B.: Ihr 2) will W. ja überall die Griechen gelesen haben?
3) [„Nachschrift“ S. 330]
4) A: Mönaden [und so durchweg in diesem Capitel].

gebrechlich, als diese,* die einem Lehrmeistertone sich nähert: die
bei dem[1] Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und
Kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen
dürre seyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recens. ver-
spricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusezzen, und zuckt jedesmal
zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die
Frage heissen: Kann man Deutsche Dithyramben machen? Kann
man nicht Deutsche, so kann man auch keine Malabarische Dithy-
ramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben
dörfte diese nur zulezt in Betracht kommen. Was darf es der
Recens. mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithy-
ramben übrig haben? der Verfasser dörfte dieses ja aus dem lieben
E. Schmid allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunst-
richter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine 300
Dithyramben machen können? — höchstens! daß der Verfasser
keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack
verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums
abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine
Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich
unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Pro-
fessors hier zur Sache? Auf welcher Classe muß denn der Dithy-
rambist sizzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen,
den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut
erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digreßion
über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht
so durchgängig, so insonderheit S. 59—61. Welche Sammlung
von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70.) Friedrich geben?
Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um
nicht ihr System niederreissen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar
sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen
läßt, wie es ihm vom Präceptor diktirt worden ist? — Und nun 301

*) Litt. Br. Th. 21. p. 39.

1) allem (?)

endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein windichter, eitler, junger Mensch sey, der eine Strafpredigt über sein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recens. beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften Philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Collegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser Deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müste? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger seyn, die ich auch, „aus „einer mir angebohrnen Lebhaftigkeit thue; nicht als Kritiken, son-
302 „dern als eine kleine Hülfe, mich selbst auf den Weg zu bringen, „und was ich denke, zu sagen."

Ich bin nichts minder, als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie, als die Litteraturbriefe, aber wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Litteraturbriefe seyn; vermuthlich ist sie eingeschickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber gnug! meine Parenthese ist zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechische Dithyramben im Deutschen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden seyn? Darf ich eine Hypothese versuchen? — Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre Demosthenes *περι διθυραμβοποιων*, oder Aristoteles größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

303 Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (*αρετη*) für Tugend, und

trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feine Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen: Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Gratien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und 304
Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott; man heiße ihn, wie man wolle.

Jezt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion: ihr Gesang war voll von der thierischsinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen Mystischsinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit Pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes der Böotier sang Bacchische Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesezze und Gottes- 305
dienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — Kurz

die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeigt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Thebe, oder dem wohllüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn: gnug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem ange-
306 gebenen* Erfinder, bezaubern liessen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins, von seinem Blizstrale getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer würklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die leztern der Entzückung, die einer Raserei glich, *Διονυσοιο ανακτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινῳ συγκεραυνωθεις φρενας*: daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: *αμφι μοι αναξ* an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

307 Auditis? an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

---

*) Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelschreiber halte.

daher jene göttliche Wuth:

> — — — immanis in antro
> Bacchatur vates, magnum si pectore possit
> Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
> Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbei-
tung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung
absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen
folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungs-
kraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sahe, und der Tanz
foderte: und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus
der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des
Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes,
und alles ungeheur finden musten. Und diese Bearbeitung, welcher
Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren
Possenstücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien 308
noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im
schönen Stil muste das große wüste Unregelmäßige voran gehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die Dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Constructionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdenn hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusammengesezt seyn, weil Form und Lenkung nicht gnug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht Dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesezzen umschränkt.

So auch das Sylbenmaas: Gesezlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig desto Polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: Die Phrygische Musik, die rasend machte,
die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen 309
in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde, weil sie die

Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — Kurz! die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum *διθυραμβωδες* gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaas trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein bey dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: *Διθυραμβος εςι κεκινημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χορειας εμφαινων, εις παθη κατασκευαζομενος τα μαλιστα οικεια τῳ θεῳ.*

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergiengen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von Dithyrambischen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward bestimmter und
310 gebundener: ihre Musik Dorisch. Das wahre *διθυραμβωδες* war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die Nachahmende Poesie sezzen, ohne doch dem Plato zu wiedersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusezzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten, (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles unter einander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stuffe der Sitten und Sprache verändert hatten.

311 Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte

der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart: ihre Religion war geistiger und Politischer: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja selbst ihre kältere Adern fühlten nicht mehr so stark den Blizstral des Weins: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist
bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge 312
ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes und unsre Dithyramben wegwerfen und ausruffen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft so lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an durch Unterricht und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetischwahre, das dem Nationalgeist eigne, und darf ich dazu sezzen, fast ganz das Licht der Anschauung verlohren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer Politischen
Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu 313
Philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesezze und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo die Dithyrambischen Sylbenmaaße? da unsre

Sprache und alle neuere selbst[1] zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig gnug ist, und gegen Griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müste. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja so wohl zur Mimischen als Lyrischen Poesie: und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und so gar selbst bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursache, Zwecke und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue,
314 eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weißager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein Elektrischer Funke nach ihren verschiednen Körpern auch unterschiedne Würkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere Grammatische und Aesthetische Gesezgeber Verbrechen wider die Regeln scheinen: die Einbildungskraft würde der gesunden Vernunft und dem Sens-commun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambensänger zu unsrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren *βοηλαταν* zu bezahlen und sie[2] reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier seyn, den wir ihm geben? —

---

1) selbst nicht (?)

2) A: ihre *βοηλαταν* [unrichtig statt „ihre *βοηλατας*" oder „ihren *βοηλαταν*]. b: einen Dithyrambensänger .... ihm einen Stier geben, um seinen *βοηλαταν* zu bezahlen und ihn

des Volks nicht, denn er schriebe ja Dithyramben nicht zu 315
Tanzen und Mimisiren; sondern zu Lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreyen! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verlezt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmack seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die Dithyrambische Kühnheit und Sprache, Deutsche Dithyramben?. Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannte Dichtarten nichts neues! Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmack unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne Dithyrambische Sprache, in eingezognen Sylbenmaaßen gehört so wenig in den Bacchustempel, als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem Griechischen Sinngedicht:* „Wer hing diese glänzende Schilde, diese Blutlose Waffen, 316
„diese unversehrte Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars „solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus meinem „Tempel werfen? Ich erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in „eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer; „nicht an den Altar des Mars! Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, „durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!" Alsdenn sind solche Deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trinklieder; sie mögen seyn, wie sie wollen. Alsdenn sind Uz, Leßing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht: Cypern: Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder: der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen unsre Dithyrambendichter; oder vielmehr unsre alte Trinkbrüder, die sich einen willkührlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die Griechische hätten — nun aber ist alles bis auf die wenigen

---

*) s. Anthol. 1. B.

317 Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begrif
von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben,
denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das wenige
und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Cometen,
blos in seiner grösten Eccentricität. Horaz in seiner Ode über
Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar
nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auf-
fädeln und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen
Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern
zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu ruffen. Die
meisten Poetikenschreiber halten sich bei der *πολυπλοκια* der Worte
auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine nothwen-
dige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die
blos aus Beispielen aufgewärmt wird: so ists lächerlich, sich ohne
Beispiele, durch Regeln; oder vielmehr ohne Regeln durch kleine
Nachrichten entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen
318 Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach
dem Pindus reisen: da hat der Dithyrambische Hegesander recht:

μειρακιεξαπαται, και συλλαβοπευσιλαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Gnug von diesen Dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in seinen Plan fallen: die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen.[1] Ich liefere also von diesem Freunde

---

1) „Ich muß — riethen." gestrichen.

nicht seine Paradoxen Dithyramben: sondern sein Urtheil[1] über
die erschienenen eines Ungenannten: es ist frei, aber nirgends
hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben: die Vorrede ver= 319
spricht sie nur halb: und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgrif, uns seine Sammlung von Liedern
als ein Ganzes in die Hände zu spielen,[2] geht von der Einfalt
der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst:
denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander
folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch
ein Ganzes; aber kein Oden Ganzes.[3] Ich glaube doch nicht, daß
um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski
und dieser mit Peter gränzet. Der soll mein großer Apoll seyn,
der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder
Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesezzen der Einbildungskraft
findet. Vermuthlich aber nach den Gesezzen der Einbildungskraft
— denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich
machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet
seyn können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu
besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt 320
gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu
schicken — aber jezt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade
an dem Wagen Bacchus jezt Erdbeben, jezt eine Entsezzung
der Vestung, jezt die Schöpfung eines Reichs, jezt Krieg, jezt
Frieden singet, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdenn vom
Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeiste=
rung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu
singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört?
Die Mänade wird abentheuerlich, die sich jezt an den Wagen des
Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den

1) Ich liefere nach ihnen mein Urtheil („also — sondern sein"
gestrichen). 2) b: *) s. erste Auflage.

3) aber ein Oden Ganzes?

Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie, (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie vom Bacchus begeistert, ausrufft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge
321 spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfielt, und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater Bacchus hilf! — eine Mänade mit der Daphne! eine Liebe zwischen zwei Mädchen! — die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das begeisterte *αμφι μοι αναξ* der alten Dithyramben schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers*, Pryn and Vickars
And force them, tho it was in spite
Of Nature, and their Stars, to write
Who, as we find in sullen Writs
And cross-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want
The Wonder of the Ignorant
The Praises of the Author, penn'd
B' himself, or Wit-insuring Friend
Canst make a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus; nicht
322 jener schöne Griechische Knabe* „der die Gränzen des Lebens „betritt,[1] bei dem die Regung der Wollust, wie eine zarte Spizze

*) Winkelm. Gesch. der Kunst Th. 1. [S. 161]

1) W.: welcher die Gränzen des Frühlings des Lebens und der Jünglingschaft betritt.

„der Pflanze[1] zu keimen anfängt, der, wie zwischen Schlummer „und Wachen, in einen entzückenden Traum[2] halb versenkt, die „Bilder desselben zu sammlen und sich wahr zu machen anfängt, „dessen Züge voll[3] Süßigkeit sind, dem aber die fröliche Seele „nicht[4] ins Gesicht tritt — —" Dieser schwindelt im Wagen: ihm glüht die Wange: er verschüttet den Becher: er lacht: er schlurft Tropfen! — Ein besoffner Satyr kann das seyn, nicht aber der Griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn würklich verkannt habe: sehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsstürmer! Hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionysius eine Hauptperson machen: wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευαςηρα 323
Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα
Αγριον, αρρητον, κρυφιον, δικερωτα, διμορφον
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausruffen dörfen, wie jener Schiffer im Homer,* da er ihn ansahe: „Entweder Zevs ist er, oder der „Apoll mit dem silbernen Bogen, oder Neptun: denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, sondern den Göttern im „Olymp!" sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder wenn alles mißglückt: so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal Siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles

*) Hymne auf Bacchus.

1) W.: die zarte Spitze einer Pflanze
2) W.: einem — Traume
3) W.: anfängt: seine Züge sind voller
4) W.: nicht ganz

vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu: und rufft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?

324 Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit: reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer: endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind! — So unnüz ist er durchgängig: daher frägt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausrufft: das ist er, das ist er! daher gibt sie ihm auch den Abschied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene Dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrift, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen Mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

325 Ich nehme das beste und einzige Dithyrambische Sujet in dieser Sammlung:[1] die Himmelsstürmer! um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einige mal zurückleitet und auf dem er sie krönet.

---

1) b: *) erste Auflage.

Mit güldenen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaste,
den vesterrichteten Eingang stüzzen:
denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortreflich den Anblick.*

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: so taumelt die Mänade nach dem Ende der vorigen Dithyrambe an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maas von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob 326
Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn: die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzälen, sondern vormalen, so vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß vormals ein Himmelssturm gewesen: sie macht uns also davon eine Erzälung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum: malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen: ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der Idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jezt sieht sie: der wurzelt den Caucasus aus; den Augenblick vorher; ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: 327
sie erthürmten sich Stuffen, sie keichten, sie schnoben — und plözzlich:

---

*) Pindar. ειδ. 6. Olymp.

„Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer!“

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebürge gekracht! Plözzlich befällt ihn wieder der Paroxismus: „und ihr, und ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm „tief im Bauche.“ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zuruffen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch in Absicht auf die Oekonomie des *μυθος* der beste Gesang: Leser! ich bereite dich blos, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreissung Siciliens?
328 „Silen lehrte es ihr: jezt (im Jahr 1766.) liegt Trinakrien auf „ihnen;“ mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun.*

Ου φιλονεικος εων
ȣτ' ων δυσερις τις αγαν
και μεγαν ορκον ομοσσας
τȣτο γε οι σαφεως μαρτυρη-
σω· μελιφθογγοι δ' επιτρεψοντι Μοισαι.

Und hat der Bacchante würklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüte greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lermmacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrey, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

---

*) Pind. Od. 6. Olymp.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt?

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, 329
empfindet und sieht? — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausruffungen lesen will: so hat man sie hier zusammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betriegt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortrefliche Dichter singen nicht durch Künsteley: son-„dern durch göttliche Begeisterung; wie die Corybanten nicht mit „kalter Seele tanzen: so singen sie auch nicht mit kalter Seele; „sondern so bald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie „gerathen: so rasen sie, schwärmen gleich den unsinnigen Bacchan-„ten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen „trinken — Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen und „brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre „Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein „Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher „singen kann, bis es von einem Gott ergriffen, außer sich gesezt 330
„wird. Alsdenn singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben.“* — In der That! ich wollte lieber diese wenige Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich blos tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige Dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom „Verfasser der Dithyramben.“

*) Platons Jo.

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall,* den Einfall des großen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten
331 Einbildungskraft, die, was sie siehet, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der Philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesezte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweiset. Diese lezte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das Historische Thema viel zu sehr durchschimmert, als das stattliche Gebäude zu seyn, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß: wird das beständige Hüpfen und ruckweise[1] Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stüzzt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche: sondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer sieht
mit starkem unverwandten hellen Blicke,
bis er am Thron des Zevs die siebenfache Last
der Donner mächtig faßt. —

332 Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint: so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anruf-

*) De logica Pindari: ein Programm von eben dem Verf.

1) A: rückweise

fung an die Muse ꝛc. zurück: So fließt ein Majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten ohne Stamm im Sande: er verliert sich Namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaas? Er spielt auf
einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton: wo ist die Sprache?
Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechischer
Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik,
die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu
sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen 333
Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die Dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert: erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen: lerne den Vater des Weins in seiner ganzen *γενεσι* und in seinen Thaten kennen: koste aus den Dichtern, und aus dem Dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; statt dich bey elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter lezt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
ειδοτι ραϊτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
*Κουφοτεραι γαρ απειρατων φρενες.**

Ich ruffe dies unverdeutscht dem Verf. zu, dem ich aus vielen
Ursachen wünsche, Pindar zu seyn: theils weil wir ein gemein- 334

*) Olymp. Od. 8. p. 216. nach der Schmid. Ausgabe.

schaftliches verschrieenes Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief:*

Δοξαν εχω τιν' επι
γλωσσᾳ ακονας λιγυρας,
α μ' εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρȣς,
γνωναι τ' επειτ', αρχαιον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγομεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηϋκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητηρ αγαφθεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so finge ich an, wo jezt die Dithyrambe aufhört, bey dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königes und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in
335 seinen Prosaischen Gedichten bey einem Mahl im Himmel die Götter singen läßt. Alles müste Bacchisch seyn: der Nektar die Ursache des Anfalls, und der Nektar die Folge und der Nuzze des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdenn auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müste

*) Od. 6. Olymp. p. 160. 61.

sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel Griechischen Worten geärgert, mit einem Didaktischen Trinkliede, 336
das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar* „immer „eine Schwachheit an sich, der die mehresten unsrer Poeten unter„worfen sind (daher sind sie auch windichte, eitle, junge Menschen). „Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen „einen tändelnden;" aber wer kann sich helfen, es sagt doch die Dithyrambische Meinung eines Freundes über Griechische Dithyramben.

Dithyramben soll ich singen,
hier bei Deutschem Wein?
Nein! hier soll kein Griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaas?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen 337
und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
doch nicht Weiße, Uz und mir.

---

*) s. Litt. Br. Th. 21. p. 74. 76.

Deine Dithyrambenkränze
hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — 1)
Himmelsstürmer 2) an?[1]
Peter 3) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,[2]
Er als Noah ist mein Mann!

Daß der Krieg 4) die Hölle mehre,
seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrichs 5) Thaten,
braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
den Champagner, laß er mir.

Immer ras' auf Pindars Leyer
hohe Dichterwuth!
Mich — mich hizzt des Rheinweins[3] edles Feuer
bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenns denn den vom Wein entschwornen Blöden
zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

---

1) 2) 3) 4) 5) s. die Dithyramben.[1]

1) Und Giganten an?
2) Peter pflanzte Wein! — nicht er, der Sieger
3) Mich erhitzt des Rheinweins

---

1) (Zusatz in) b: der ersten Auflage.

O so könnt ihr rasend machen, 338
die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei[1] Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn[2] mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet: wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des[3] Leßings, Weiße, Uz, Hagedorns und selbst einige Gleimische als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo erste Sammlungen und die sieben Gedichte nach Anakreons 339
Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik[4] nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere,[5] zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einige sind meistens solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnüz halten, über Possen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dies nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles, oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes Griechisches

---

1) Zwo 2) ihn zuerst 3) „des" gestrichen.
4) Empfindung 5) und noch feinere Kritik,

Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wohllust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die wie ein
340 Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird —

Unsere gemeine Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mitlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth:[1] er verschönert mehr, als die Französischen Anakreontisten, weil er die Reize der Natur blos zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach.[2] Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblikt;[3] zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit,[4] und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre gute Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen[5] lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit, zu sehen.

Daher ist im Alten mehr[6] Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft statt der schönen Einfalt Kunst bemerkbar.[7] Man vergleiche Anakreons
341 Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. Bei nachgebildeten Stücken[8] fällt der Geist beider Künstler in seinem Unter-

---

1) werden; aber Gleim ist der Vergleichung werth.

2) „er verschönert — Tejer nach." gestrichen.

3) durchblikt, den sie besingen;

4) Aehnlichkeit eines Anakreontischen Moments,

5) A: Säulen. „Nachschrift" S. 332: „Säulen l. Bildsäulen." b: Ehrensäulen.

6) vielleicht mehr

7) und das Ganze ist oft, mit aller schönen Einfalt, von der Kunst geschaffen.

8) Stücken, wie diese offenbar sind,

scheide am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll Griechischer Einfalt, mit einem Französischwizzigen Einfall, der ein Opfer für unsern wizzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit; jener zeigt [1] den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Würkung; dieser aber alles mehr in Worten [2] und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern: das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert und aus dem Contour weichet. Das 342
schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dörfte in allem diesem leiden; [3] und durchgängig mehr todte [4] Kunst, als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen seyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleine Umstände Neuheit gnug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen gewissen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilet.* [5] Da dieser Unterschied nun feiner ist: so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

---

*) Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dies geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Uebersezzungen, betrachte.[1]

1) „eigentlichen — zeigt" gestrichen.
2) dieser öfter in Worten. 3) zeugen (vorher: „zeigen")
4) verschönernde
5) ertheilet; und hierinn ist Gleim mehr als Anakreon.

---

1) „Die Lieder — betrachte." gestrichen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen[1] geredt, und erwarte
343 von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere Praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher so reich an Salben,
in deren Duft du schwimmest
und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

Du kennst mich nicht mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
die mit ihm trank und lachte
und sich aus seinen Händen
die goldnen[2] Körner raubte
und schlief auf seiner Leyer
und vor der Morgensonne
ihn in den schönsten Träumen
mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verloren!
um dessen Grab die Amors
und Grazien einen Hain
344 von Ros' und Myrth gepflanzet;[3]

---

1) Ich habe nicht aus meiner Aesthetik, sondern aus einzelnen Beobachtungen 2) einst goldne

3) und Gratien und Musen ‖ ihm Myrthen, Rosen, Lorbeern ‖ zum Ehrenhain gepflanzet.

hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
statt seines schönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben:*
der gab mir viel zu fliegen,
zu essen und zu trinken;
und doch musst' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich schon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jezt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
dem wieder jung gesalbet,
dem schickt sie dieses Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weist du alles
von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
fast machtest du mich schwazzhaft,
wie S.* und P.** Spazzen.[1]

---

*) Catull.

1) in ältester handschriftlicher Fassung: „Wie S. und Pfeffels Krähen." [Ein längerer handschriftkicher Zusatz zu diesem Kapitel wird im Texte der umgearbeiteten Zweiten Sammlung gegeben].

345 4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser **Grenadier**.*[1] Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Mine annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta.[2] Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst und eben denselben[3] Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken= und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter
346 entblößt, dem Feinde Panisches Schrecken zugetönt: sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus iniecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus dextro bracchio deligarent, ut si omnes aduersum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk: die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, „daß die Kriegeslieder des Preußischen Grenadiers in des gemeinen „Soldaten Hände gekommen wären: so müste er in den Preußischen „Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen

---

*) Litt. Br. Th. 17. p. 6. 7.

1) „Aber — Grenadier." gestrichen.
2) „ich sage — Sparta." gestrichen.
3) daß aber der Deutsche durch seine Lieder nicht eben denselben

„erhalten.“* In Absicht auf sein Verdienst; jezt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn 347
uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge: voll des Preußischen Patriotismus, stüzzen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen: die Heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein Deutscher Dichter über sein Deutsches Vaterland ächt und brav Deutsch gesungen: ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele Französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an 348
meiner statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die beste seiner Schönheiten sind dazu unübersezbar.** Die edle Einfalt, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenige Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie

*) Abbt vom Verdienst p. 376. [Werke I, 271]
**) Litter. Br. Th. 16. p. 50.

übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strozzet,* unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaune;[1]
349 ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure[2] Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Theile betrachten, noch mehr als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere.[3]

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des Schweizerischen Geßners liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: sie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fonte-
350 nelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters** folgen,[4] so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart, „oder die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesell„schaften betrachten. Sowohl die Lebensart, als die Empfindun-

*) Kleists Werke [1761]: 2ter Th. Pros. Aufsätze [p. 160].
**) Litter. Br. Th. 5. p. 113.

1) Nationalsprache, 2) den Ton eurer

3) [Hier schließt sich der handschriftliche „Anhang" an. Vgl. Band II. „umgearbeitete Zweite Sammlung"].

4) des besten Kunstrichters folgen, den wir über die Schäfergedichte haben,

„gen, können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder
„nach dem Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig Worten
„die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu
„einer Hauptklasse, den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die
„Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der Natur.
„2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und
„Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben
„dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht:
„die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters
„überein: die dritte ist eine Art von Landekloge, die nicht ganz 351
„zu verwerfen ist: die vierte ist die wahre Idylle Theokrits, Vir-
„gils und Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts als
„der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und
„Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften
„zusammen leben.“* — Der sinnreiche D. mag als Beobachter
Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag
ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den
Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten!
Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht
zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied.
Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftsstück, eine Schil-
derung der Gegenstände der Natur; D. meint ja[1] schon Beschäf-
tigungen darunter,[2] und also wirklich Handlung, was jener doch 352
schon[3] zur Ekloge rechnet: der Franzose versteht wieder was er
will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von
Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen seyn könnten; gnug
wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den
Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält[4] — So

*) p. 124. 125.

1) „ja“ gestrichen.
2) „darunter“ gestrichen.
3) „doch schon“ gestrichen.
4) hat

bestimmt ein jeder willkührlich, und weil kein Gesezgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun?[1] Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahire man also[2] den Begrif der Idylle. Virgil hat seine: Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formiren? wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also![3] Wenn es vier Arten von Landgedichten[4] gibt,
353 welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die erste Landgedichte gewesen seyn. Könnte dies nicht eine Ursache seyn, (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten,) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bions, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch feinen Zeitaltern gefallen konnte.[5]

---

1) Was . . thun? Unmaasgeblich dies!

2) also unmaasgeblich

3) „Zuerst also!" gestrichen. 4) A: Landgedicht

5) „Könnte dies — gefallen konnte." gestrichen und im Msc. durch folgende Stelle ersetzt:

„Die Väter, die ältesten Söhne der Bukolischen Muse sind verlohren: Jahrhunderte verlohren: selbst die meisten Gedichte von Bion, dem Lehrer Theokrits verlohren; wo wißen wir, wie sie die Natur porträtirt haben? Der nach unserm Kalender die Epoche des Schäfergedichts macht, Theokrit, ist ein später Dichter: er hatte eine Reihe von andern vor sich: schon sein Zeitalter verband ihn, die Natur zu verschönern, oder fast — verschönernd nachzuahmen!"

Aber welche Natur hat er verschönert?[1] Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend gnug, um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele,[2] und die Känntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, denn Empfindung, denn Beschäftigungen, und 354
endlich todte Malerey: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade eine Aeneide, aus dem *ειδος* des Pindars eine Ode des Horaz, aus dem *μελος* des Anakreons eine Tändelei Catulls geworden: jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung; bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar[3] der vollkommenste unter allen, die ich kenne.[4]

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?* Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen?[5] Eine Leiden- 355
schaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört[6] auf, Leidenschaft, Empfindung zu seyn: zweitens, sie hat[7] keinen sinnlichen Ausdruck:

---

*) p. 124. 125.

1) „hat er verschönert" gestrichen.

2) Die ältesten Beispiele bestätigen dies,

3) zwar aus äußern Ursachen

4) kenne. Agrestis tum Musa vigebat!

5) Empfindungen? Nach welchem Ideal? bis zu welchem höchsten Punkt verschönert?

6) hört theils

7) seyn: theils hat sie

das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen![1] Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu seyn, er wird ein Poetischer Gott: das ist[2] nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter: er handelt nicht mehr,[3] sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen: er wird aus einem Menschen ein Engel: seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit.[4] — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht Menschlich werden,[5] bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung: so entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck:[6] und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit Menschlicher Gesichtszüge:
356 dem Dichter entgehen zehn Situationen; dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopee* das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien; es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber[7] keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben: sondern nur den Charakter der Theokritschen und Geßnerschen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt.[8] Der Kunstrichter sagt, „Empfindung und Leidenschaften nach „dem Ideal: das ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und „Geßners.“ Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle

---

*) Litter. Br. Th. 7. [115—126] und 9. [49—59]

1) „Wir — sehen!“ gestrichen.

2) er wandelt in der himmlischen Milchstraße, er wird ein Poetischer Gott. Sein ist

3) „mehr“ gestrichen.

4) Engel. Seine Zeit ein einmal beliebtes Arkadien, ein Figment der goldnen Zeit.

5) fühlen, 6) Zweck. Noch mehr

7) „aber“ gestrichen.

8) „und eben — geführt.“ gestrichen.

drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus Menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach 357
ihrem Zustande, nicht aber Moralisch unschuldig: Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen [1] denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem Philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdenn wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode: selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können; und löset dies Räthsel so auf: 358
„weil in der Idylle Leidenschaften und Empfindungen bis auf den „höchsten Grad veredelt werden, so thue der Dichter wohl, daß er „ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisiret.*" Ich glaube, der „Dichter thut [2] nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre verekelt werden.

„Die Lebensart, sagt er, gehöret nicht mit zu seiner Absicht;" allerdings! hat er [3] nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die

*) Litter. Br. Th. 5. p. 135.

1) „vollkommen" gestrichen.

2) „der Dichter thut" gestrichen.

3) Absicht;" woher nicht? hat er

Landbeschäftigungen ausgemacht? und was ja eine ganze Ekloge
abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich
seyn? Aber durch diesen Kunstgrif wird der Leser aus der Irre
der Idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt?[1] leider! ja,
aber auch[2] zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter
in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen Idealischen
Traum gehabt; alsdenn hätten seine Charaktere an Mannichfaltig-
359 keit und Bestimmtheit gewonnen! Der Kunstrichter siehet sich nach
Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu wie-
derlegen. Theokrit ist Beispiel gnug! Man flechte in irgend eine
Geßnersche Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird
unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie
kommt das? „Geßners gröstes Verdienst ist, „daß er die Schranken
„der Veredelung so genau zu treffen gewust.“ Und Theokrit nicht
so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer
Diener![3] Der Kunstrichter hat sich blos in das Ideal seiner Ein-
theilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er sein Definiren
vergißt, bekennt er selbst:* „Man hat die Empfindungen des Land-
„mannes verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so daß sie
„ihre Natur nicht ablegen!“ Nun sind wir schon mehr Freunde,
doch nicht völlig: wenn das[4] Ideal die höchste Schönheit bleibt:
so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle
über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

360 Das[5] Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen
und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich
zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und
so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wol-
len; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt

---

*) p. 134.

1) Wenn aber durch diesen Kunstgrif der Leser ..... zurückgeführt würde? 2) aber er wird auch

3) „Gehorsamer Diener!“ gestrichen.

4) sein 5) Mein

sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur Moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles [1] zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je schöner ist meine Idylle: je mehr ich mich über sie erheben muß, desto Moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an Poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied [2] zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierinn weit blöder. So wie 361
uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen; dies ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Ramler* sagt, schliessen „was wird nicht ein größerer Vorfall „bei ihm würken?" so schliessen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere Menschliche Gesellschaften, nicht „wie „sie der Weltweise in der Oekonomik Moralisch betrachtet,"** sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als Moralisch, sondern Politisch, [3] diesen kleinen 362
Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten

---

*) s. seinen Batteux. [Zweite Auflage 1762. I, 397]

**) s. Litter. Br. im angef. Theil. [5, 124]

1) folgt so viel

2) Idyllenschönheit — der Mittelstrich meiner Untersuchung: der Unterschied

3) Politisch, oder besser zu sagen Griechisch,

Schäfer sezzen, ist also[1] eine schöne Grille. Die Griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Corybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser: ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer sollten es seyn?[2] Ist Alcimadure, ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne mahlt? Aber was gewinnt Theokrit dabei?[3] Er kann würkliche Sitten schildern. Da er sein[4] Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete; so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.[5]

Aber Geßner und[6] die Neuern? Wir, die von diesem Zeit-
363 alter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre Menschliche Sitten, sondern Politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das lezte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müßen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses Moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

---

1) „also“ gestrichen.

2) Wasser. Ja da auch dort nicht einmal die Helden den seligen Göttern gleich waren: so solltens Theokrits Schäfer seyn?

3) Dabey gewinnt Theokrit augenscheinlich.

4) seine

5) so haben sie auch — Leben!

6) „Geßner und“ gestrichen.

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere.[1] Seine Schäfer sind
alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt:
sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäfer-
larven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, 364
beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten.
Worinn ist Geßner glücklicher, als in diesen Küchen- und Land-
schaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem
Nachtschleyer unvermuthet erhascht. Geßner ist hierinn noch vor-
treflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber[2] wenn seine
Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk,* zu ihrem
ganzen Geschäfte machen; so weicht dies ja ganz von den Alten
ab. Sie[3] malen das, worinn ihnen der Maler es zuvor thun
kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz:[4] wenn aber
Breitenbauchs Jüdische Schäfergedichte nichts als malen: so —
können sie blos durch die Kunst des Malers schäzzbar werden, und
schlägt die fehl — so ist alles verloren.

---

*) s. Jüd. Schäfergeb.

1) „Geßner, der — Charaktere." gestrichen und im Msc. durch folgende Stelle ersetzt:

Geßner bequemte sich seiner Zeit auf andere Weise: er nahm sich ein höchst verschönertes Ideal: er setzte sich aus unsern Sitten weg, in ein goldnes Zeitalter, in die unverdorbene Natur, in die beliebten Gegenden glücklicher Hirten, von unverdorbenem Herzen und Verstande. Vorangeschickt dies höchste Ideal, ward Theokrit sein Muster: in diesem Muster suchte er Regeln, die er, so fern sie mit der Idee seines Genies bestanden, befolgte — so ward er unser Theokrit. Was ist er gegen den Griechen? was für uns?

Gegen den Griechen ist ihm durch sein Ideal etwas von Bestimmtheit der Charaktere entgangen.

2) „Geßner — noch" gestrichen. In dem Msc. ist der ganze Satz geändert. „In ihnen ist er vortreflich, und da er diese Schilderungen immer nur einflicht, und sie höhern Absichten blos unterordnet; so völlig untadelhaft. Aber wenn

3) Diese

4) kurz: und ich kenne von allen Griechischen Idyllen keine, die blos ein Landschaftsgemälde sei:

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen
365 wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäferständeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Ramler sagen kann: „er hat im wahren Geist des Theo„kritus gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivete, „gleiche Unschuld in den Sitten.“[1] Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivete ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivete im Geßner ist von der Idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des lezten erstreckt sich bis auf die Gesin-
366 nungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal: Naturscenen kann ich noch dazu sezzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß z. E. in seinem Tode Abels, und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben und unwahrscheinlich: Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irrdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf: und man wird Puppen sehen: man lese sie, und es sind ergözzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein Griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen: ich kann aus Ramlers Batteux mit willigen Fingern

1) — Sitten.“ Es sei indessen gleiche, dieselbe ists nicht.

hinzusezzen:[1] „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig: „seine Plane regelmäßig: nichts ist schöner als sein Colorit: seine „Prose ist so wohlklingend, daß wir den Klang des Theokritischen 367
„Verses nur sehr wenig vermissen.“ Ich preise ihn allen Deutschen an,[2] von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachläßigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

---

1) abschreiben:

2) „Ich preise — an,“ ist in b nicht gestrichen, wird aber durch die Umarbeitung beseitigt, die hier folgende Stelle einschaltet:

Ja, was wäre ich, wenn ich blos abschriebe: ich setze mit aller Ueberzeugung meines Gefühls dazu: die frohe Unschuld, die sanftesten Empfindungen der Menschheit, die heiterste Tugend, und die stilleste Freuden singt seine Flöte, wie sie nicht Theokrit, nicht Moschus, nicht Bion sang, und ich ärgere mich, daß ich hier noch vergleichen soll. Der Gott der Liebe, der Geßners ländliche Muse beschleicht, ist nicht der unnütze Griechische Amor: er ist ein Kind der himmlischen Schönheit und Liebe, ein Bruder der Unschuld, ein Geber der süßen, unvergälleten Freude. Schön ist die Seele der Geßnerschen Schäfer: sanft die Aufwallungen ihres Herzens, und gülden ihr Lebensalter. Entbrannt in die veredelte Natur schuff er sich ein Elysium, das insonderheit für unser Moralisches Gefühl, für unsere feine Gesellschaftsneigungen, für die uns zu Theil gewordne Bildung reizender, beßer, und auch vielleicht intereßanter ist, als Alles im alten Griechen, in welchem überdem an Geßners schöne Naturscenen, und Landstücke nicht zu denken ist. Ich preise also Geßnern jedem an, der sich „in seinen schönsten „Stunden aus unsern Sitten wegsetzen, Gemählde von stiller Ruhe und „sanftem ungestörten Glück sehen, die unverdorbne Natur in aller ihrer „Schönheit sehen,“ und — ich weiß nichts höheres zu sagen als: seine Seele veredlen will. Allemal wenn ich ihn lese, sitze ich mit ihm, wie mit Phädrus unter dem Sokratischen Ahorn, sehe Idealische Schönheit und endige mit dem Sokrates beim Plato: „o geliebter Pan, und alle ihr „andern Gottheiten dieser Gegend: gebt mir, daß ich von innen schön „werde, und daß das Aeußere und was ich nur habe, ähnlich und freund„schaftlich dem Innern sei. Reich müße ich niemanden halten, als den „Weisen, und von andern Gütern falle mir nur so viel zu, als womit nur „der Mäßige zufrieden ist.“ — Das ist Geßner für die Moralische Empfindung, für den feinen Geschmack, und auch dem Dichter preise ich ihn an, um von ihm u. s.

Aber Theokrit kann er uns[1] nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser[2] Lehrer, unser[2] Original, und noch weniger unser[2] einziges Original seyn! Und das aus drei[3] Gründen: Zuerst würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, an statt daß aus Theokrit noch neben[4] ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmack unsrer Zeit[5] haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit:
368 Leidenschaft und Empfindung; was uns[1] Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem leztern nach, so entstehet eine[6] peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwazzen: wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune[7] mehr das Denken, als Beobachten ist: so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das lezte, und vertiefen uns in Idealische Träume, statt wie der Griechische Zevxis würkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdenn, das höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines Griechischen Gefühls lieber Französischen leichten Geschmack haben: bringen wir Misgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft: weil ein frommer lieber Leser, und ein unreifer feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

---

1) ihm 2) sein
3) „drei“ gestrichen.
4) an statt daß sonst noch neben
5) jeder nach dem Geschmack seiner Zeit
6) A: ein 7) unser Hang

Endlich schreibt Geßner zwar gegen einen Athenienser Dorisch, 369
aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er ist
ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann
sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theo-
krit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.[1]

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg* kann ich sagen: siehe!
hier ist mehr, als Alciphron. Seine Tändeleien[2] sind artige
Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender
Blumenstraus: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mäd-
chens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein
süsser Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf
dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie 370
weihen, wie Orpheus sein 59stes *θυμιαμα*;[3] und ihm die Ode
des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen
Olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus
gebohren war.

7.[4]

Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll,
die sich oft, und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho

---

*) Litter. Br. Th. 2. p. 228.

1) [Parallele 6. ist in der Umarbeitung beseitigt. Statt derselben eingerückt: 6. Aesop und Leßing.]

2) [Von hier an („Gerstenbergs Tändeleien" u. s. w.) in den Schlußabschnitt von Parallele 3. der „umgearbeiteten Sammlung" aufgenommen; vgl. S. 334. A. 1.].

3) wie Orpheus sie in seinem 59sten *θυμιαμα* anruffet;

4) [Parallele 7. wurde bei der Umarbeitung ausgeschieden].

gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen
Wahrheit machen: wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf
sich zeigt, es verriethe: einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre
Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als
Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: so haben sie wegen ihrer
371 vielen Originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung Deutscher
Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr
auch so gar mehr einräumen, als ihr die Litteraturbriefe gestatten;*
dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig
geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr bestimmen: „eine
„Sängerin, die in der Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und
„Worte; in der zarten Glut, die alles fortschmilzt, und in einer
„feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse
„geworden.“

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus
Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt: so sind
doch die Karschischen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne
Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Känntniß des
Lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen Dichterischen Einbildungskraft sind.

372 Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und
alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon durchdrungen gewesen;
und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunststück des
Baumgartens vortreflich gewust, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die Deutsche
Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als
schmelzend, dörfte eher in ihren Werken Androgyne seyn, als eine
zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum
Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen: werden aber

*) Litter. Br. Th. 17. p. 123. [133].

wohl Deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dörfte die Griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie „Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und „Grazien wohnen.“

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr, als nicht
das Gegenbild der Sappho zu seyn, in Anordnung, Feuer und 373
Wohlklang; wie es beinahe jezt ist: und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder, als das Schicksal, das die Sapphischen hatten: sie giengen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung Kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des lezten bei den Karschischen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen:* „Korinna und Sappho, die „unmässig und ausgelassen waren, musten dafür büßen: ihre Verse „gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen.“

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine 374
Griechische Oden zu uns gekommen: so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

„Vertheidigung des gerechten Avto da Fe, das die Griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern des Menanders, Diphilus, Apollodors, Philemons, Alexis, der Sappho, „Korinna, Anakreons (den man aber aus Gnade noch verschonte, „weil er weise gelebt hatte,) Mimnermus, Bions, Alcmans, „Alcäus u. s. w. heilsam und gottselig verübet, weil die meisten „von ihnen unmäßig und ausgelassen gelebt, und den schändlichen

---

*) Litter. Br. Th. 21. p. 75.

„Nachklang gelassen, daß sie verbuhlt gewesen; wogegen man „aber die Gedichte des gottseligen Nazianzenus Christlich und „wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dies Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

375 1) Wie Christlichfromm jener Eifer gewesen, der alle schwarze Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die Heidnischen Bücher wegschleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftschluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst du, was im Koran steht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichte meistens untergegangen, dahingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der
376 keusche Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Trescho mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Litteraturbriefen, daß diese und einige andre Hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele: 7 Statuen habe ich auf Deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die Griechischen Antiken gestellt: Wandrer! urtheile selbst, oder

schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus.[1]
Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze
ich: O ihr Deutsche Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder
auf euch kommen sollte: wie viel werden eurer nach 2000 Jahren
übrig seyn? Wird alsdenn noch ein Volk von Deutschen Antiken 377
wissen? wird ein Richter sie alsdenn noch mit den Griechen ver-
gleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten,
da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

---

1) „Ich schließe — welche aus." Dafür in b und Msc.: Und so gehe ich fort: ich fand einige Bildsäulen auf Deutschem Grund und Boden, als ein ehrlicher Deutscher stellete ich sie gegen die Griechischen Antiken: Wandrer! urtheile selbst, oder schaffe mehrere her, oder werde uns selbst eine solche.

Nachschrift an den Leser.) Wer die Fortsezzung dieser Parallele wünscht; der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen: und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Kapital berechnen und fragen: wozu wirs anwenden könnten. Der 4te Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern blos Materialien sind: so muß man doch auch die Anführung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet.) Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars sezzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es „mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln ist Unsinn:“ so habe ich doch das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger
379 der Litteratur erheben wollen; sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie „mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia „meine Früchte beschädigt; denn viel schattichte Berge sind zwischen „uns, und das wiederschallende Meer.“ Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich blos von den Hauptgestirnen unsrer neuern Litteratur reden wollte; die Sterne der 5ten Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter.) Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet seyn will: so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von

einander zu lernen gezeigt; wenn ich zur Känntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der Morgenländischen Nachahmung bestimmt und für Schriftsteller, Leser 380
und Kunstrichter nur etwas nüzlich gewesen bin. Zweitens! Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klozz und Ramlers, in der Allgemeinen und Neuen Bibl., in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Ueber

die neuere Deutsche Litteratur.

Fragmente,

als Beilagen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

Dritte Sammlung.

Riga,

bey Johann Friedrich Hartknoch. 1767.

Inhalt.

3 # Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Litteratur.

Alle allgemeine Urtheile über die Litteratur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: hoch[1] über ihr; oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? ausser der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab,[2] sich in eine luftige Wolke heraufzusezzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der
4 Reihe, über die man urtheilen wollte: man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber

1) „hoch" fehlt.

2) * Expertus vacuum Daedalus aera pennis non homini datis. (Heyne?).

auch nicht in eine Höle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel: entdeckt ihnen, was er gewahr wird: befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerley, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kukuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder 5
aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Litteratur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer Lateinischen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutschland, auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit 6
und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den Historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskraise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften und Künsten muß erst unter dem Römischen Himmel halb verbleichen und seinen Duft verhauchen: Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret, wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Litteratur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger Orientalisch-Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um
7 ihr eine neue Richtung zu geben. So gären Griechisch-Römisch-Nordisch-Orientalisch-Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegäret? ein neuer Moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen Historisch-Philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen: und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen: eine Geschichte des Menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze Menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen würklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! / Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den
8 entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain und Geschichte des Menschlichen Verstandes [1] wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde

1) „und — Verstandes" fehlt.

ein alter Weiser aus Orient oder Athen in einem großen Theile
der Wissenschaften erblicken? — Ist das wundersame Bild ein
Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf
seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Litteratur der Völker?
Es ist ein großer Colossus: sein Haupt von Orientalischem Golde,
das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurück-
wirft: seine hochgewölbte Brust glänzt von Griechischem Silber:
sein Bauch und Schenkel vestes Römisches Erz: seine Füße aber
sind von Nordischem Eisen mit Gallischem Thon vermengt — ein
ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das
Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter: ein prächtiger unab-
sehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken: mein Auge
erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden 9
zurück: ich falle nieder und bete an! — — —

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen
Form unserer Litteratur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck.
— Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine Bar-
barische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie
redete, das zum Herrschen über die Welt gebohren zu seyn glaubte.
Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen Despotische
Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder
und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften,
die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das
Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen
und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die
Römer die Haine der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtig-
keit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und
Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu
beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache,
und fochten gegen sie unüberwindlich! — arme Helden! tapfre 10
Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese
Fessel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel
der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen
Gesichtspunkt an: Karl der große wird als ein Ruhmwürdiger
und Verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache
und Dichtkunst geliebt, die Lateinische Sprache und mit ihr die
Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet
hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn
sein Ruhm billig pranget: er ward [1] ein unglücklicher Mann, der
als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn [2] des Pabstes, ein Eiferer
bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Litteratur,
der Vater eines unglücklichen Geschlechts, blos eine neue Epoche
voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing —
und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und Fränkische Priesterhorden führten, das Schwert
11 in der einen, und das Kreuz in der andern Hand, den Götzen-
dienst des Pabstes, die schlechtesten Trümmern der Römischen Wis-
senschaften, und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der
Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Bar-
barei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphi-
rend einzogen und das Joch über eine Nation warfen, der es
schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am
meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateinische
Religion lehrte Gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die
Lateinische Litteratur erstickte den Geist und schnitzelte den Geschmack
an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige
Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth
muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich
in das Mark der Litteratur einzog, den Geist der Nation vergiftete,
und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der
die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke
nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen
12 Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich,

---

1) war (Heyne? Vgl. S. 17 „ward ein Unglücklicher").

2) Sohn oder Vater

werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortrefliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die Christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die Römische Barbarei dir in Betracht der Bardischen Barbarei raubte, oder zubrachte: ob sie mehr niederriß, oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst: indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benach- 13
barten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest: du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirst den unersezlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland[1] den Charakter der Nation, den ihnen eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache: wo sind sie?[2] — Lies Tacitus, da findest du ihren Charakter:[3] „die Völker Deutschlands, „die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine „eigne, unverfälschte Originale Nation, die von sich selbst das „Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so „grossen Menge Volks noch bei allen gleich: u. s. w." Nun siehe

1) Deutschland. 2) „den Charakter — sie?" fehlt.
3) „da — Charakter" fehlt.

dich um, und sage: „die Völker Deutschlands sind durch die Ver„mischung mit andern entadelt, haben durch eine langwierige
14 „Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren: sind, da sie „lange Zeit mehr als andre ein Tyrannisches Urbild nachgeahmt, „unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst.“ Mit ihren Wäldern ist ihre Freyheit ausgehauen; den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet: für Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum gemacht: der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung: die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Päbstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die Politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armuth, die sogenannte bäurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte: Wäre Deutschland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so misgestaltet und zerschlagen.

15 Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser Päbstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine Politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine Britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber? wenn Europa eine Sklavin von dem Griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom Lateinischen Rom? — Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sey nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen gibt, der sich, trotz aller

Umwandelungen der Menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: so untersuchet bey dieser großen 16
ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter gewesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu stehen.[1]

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmälich der alte Geist der Deutschen verlohren, und der neue[2] Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der Schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der Deutschen Denkart sezzte: wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Stral auf die Litterarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt blos in der Dunkelheit hervorschimmert. Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der Griechischen und Morgenländischen Litteratur, der ächten[3] Römischen Sprache, der Weltweisheit und 17
Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner voll Gelehrsamkeit und Geschmack[4] war, der aber, ohngeachtet aller[5] seiner Mühe, nichts als der Märtrer seiner Zeit wurde: dieser Ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, muste jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habspurg auch blos aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlandes so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm

1) dienen? 2) ein neuer 3) „ächten" fehlt.
4) ein Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts 5) „aller" fehlt.

thun sollen. Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verlohren.

18 Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino atque in medias res
Non secus ac notas, auditorem rapio - - [1]

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam: Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete, und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängete: es kam [2] die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuff. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als Historische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meinung ein [3] unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine und vollkomne Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten
19 Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe: daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen, kurz! wenn jene wunderbare Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: ich sage, so bald diese [4] glänzende Poetische Mährchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des Menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

---

1) „atque — rapio“ fehlt. 2) „es kam“ fehlt.
3) „ein“ fehlt. 4) machen: und diese

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbare plötzliche
Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem
Innern nach dem Menschlichen Verstande und der Analogie aller
Begebenheiten zuwider seyn; wie selbst die Verderbungen und
Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher
hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal
sinken, sondern sich allmälich neigen, und endlich zuletzt mit einer
beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt,
die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstral 20
uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine; der
wird meine folgende Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und
sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechischen Musen nach Italien
flüchteten, daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterb-
liche Verdienste um die Erweckung der Litteratur haben: daß von
hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder
ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes
genau: so prüfe man folgendes:

Ists nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt
nahmen, daß sie sich so gleich in eine neurömische Kleidung ein-
hüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß
man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden,
und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um 21
von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht,
um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu errei-
chen: so blieb man bei der äußern Schale stehen[1], lernte was die
Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der
sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie

---

1) „stehen“ fehlt.

wenig Originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des Menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, so plötzlich voll Bewunderung staunen und auf das erste, das beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten Griechischen
22 Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziel führten. Urtheile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersezzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühl der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der Spanische Vives und Sanktius, die Wiederhersteller der Litteratur in Frankreich und England; in Deutschland
23 die Agrikola's, Regiomontans u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien meistens gezogen, Lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit Lateinischem Wasser tauften. Die Lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesezze der Littera-

tur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch —
und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich[1]
Verdienst. Er ists, der die Deutsche Sprache, einen schlafenden
Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ists,[2] der die Scholastische
Wortkrämerei, wie jene Wechselertische, verschüttet: er hat durch
seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl
erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den viel-
leicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab: er thäte der Latei-
nischen Litteratur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine
Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen:
denn Lateinische Religion, Scholastische Gelehrsamkeit und Römische 24
Sprache[3] waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seel. Christs ist nur dem ersten
Anblick nach selten: die Deutsche Sprache habe seit dem 16ten Jahr-
hundert viel von ihrer Vortreflichkeit verlohren. Betrachtet man
es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer
Sprache: und vermag die wichtigen Vortheile der Schwäbischen
Sänger und die körnichte Sprache Deutscher Schriftsteller voriger
Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie
zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren
Sprache, man muß ausruffen: *das ist ganz ander Deutsch!*
Jenes hat ganz[4] andre Fehler und ganz[4] andre Schönheiten: der
Geist hat sich verändert. Alsdenn werden freilich die Neulinge
unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig
ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung
der Wortwürde und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher
wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel
zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in 25
dem Kothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird
alsdenn denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird

1) großes 2) „er ists" fehlt.
3) Lateinische Mönchs-Sprache 4) „ganz" fehlt.

dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben,
da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr neuern schönen Geister,
ihr Französirenden Wizzlinge, ihr Prosaisch-Poetische Stolperer,
ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im Aka-
demischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil:
versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch
unsres Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die
Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es,
diese arme, simple,[1] veraltete Bibelübersetzung, über die mancher
Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen
zusammen zu halten. Leset Luther, und denn den Wertheimer in
seinem Paragraphenstil, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt;
ihr werdet solch einen Unterscheid finden, als zwischen dem Grie-
26 chischen Homer und dem Deutschen Homer, wenn er in der
Sammlung alter Reisebeschreibungen als ein reisender
Schulmeister in Paragraphen übersezzt ist. Und doch ist der Wert-
heimer in seiner Vorrede ein würkliches Muster der Schreibart:
was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersezzungen,
oder Akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier blos von der
Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Litt. Br. führten aus Lohenstein* ein Muster des Pro-
saischen Styls an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen
Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte
Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die Deutsche
Sprache aber kroch meistens unter Akademischen oder Homiletischen
Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere
Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie
als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische
gekrönt: man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks
*27 und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird
mir Recht geben, daß blos die Lateinische Sprache die unsrige

---

*) Litt. Br. Th. 21. p. 139.

1) „simple“ fehlt.

zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der Scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen Lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder Akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ists nicht eine wahre Schande dieser Zeit,[1] daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbarn waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede Deutsche Zeile lächerlich machte, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzälet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher,
die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, 28
um vielleicht die Scholastische Lateinische einzuschränken? nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Stils, einen schönen Deutschen Bücherstil zu geben? — das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine Politische, als eine Galante, als eine Reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum Politischen, zum Galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens und Weisens und Hübners (von welchem letztern ich hier nicht weiter, als in Bildung der Sprache, urtheile.)[2] Und wie bildeten sie ihn denn[3] Galant? nach Franzosen, durch eine Sündfluth Französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die Deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

---

1) „dieser Zeit" ist wahrscheinlich zu streichen.

2) „(von welchem — urtheile.)" fehlt.

3) „denn" fehlt.

29 Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß
„alles Latein und Französisch so glücklich weggeschwemmt, daß
„einem wackern Deutschen kein Lateinisches Wort mehr in die Feder
„kommen muß!“ Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) den Stall des Augias mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Pallastes geschrieben und schreiben lassen: Dies ist sein Verdienst — Aber dazu braucht man ja auch blos gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die Deutsche Sprache viel zu Lateinisch behandelt, wie es ihm Heinze und andre mit Recht gesagt.[1] Und so ward sie wäßericht, und wenigstens[2] die Deutsche Grammatik wieder nach Lateinischem Leisten:
30 man verachtete die alte Deutsche Kernsprache.*[3] Seine Nachfolger, und zum Theil Gegner, suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in Altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer Nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam: was that man also? man übersezzte: und bildete sie insonderheit nach der Französischen: durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst: wie es hätte seyn müssen, wenn

*) Zum unsterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich
30 nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen „und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern „zu vernünftigen und höflichen Lesern“ gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit edelmüthig“ loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

1) wie Heinze .... angemerkt.

2) „sie — wenigstens“ fehlt.

3) Leisten: und die Deutsche Sprache das Gegenbild der alten Deutschen Kernsprache.

man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht 31
zu dem erhabnen Gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten,
(etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten
der Schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen
Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe
klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun
am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln,
und dies ist der Grund, warum die Geßners und Christe, und
noch neuerlich Heinze,* „über das Neumodische und Glänzende in
„unsrer Sprache klagen, das durch die vielen Morgenländischen,
„Griechischen, Englischen und Französischen Redensarten eingeführet
„würde." Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht
Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn durch die
Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so
werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald 32
die Eingebohrnen, und der Charakter des Staats geht also verloren,
wenn sie auch eben nicht neue Gesezze einführen.[1]

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die Lateinische Redarten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Theil unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der

*) Litt. Br. Th. 13. p. 118. 119.

1) und wenn sie auch . . . einführen, so geht . . . . verloren.

unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv kör-
33 nicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersezzt: wäre alsdenn der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersezzungen aus dem Lateinischen kenne und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe: so glaube ich dies schwerlich.

Der Deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier sind die Genies „beider Sprachen sehr verschieden.[1] Im Deutschen ist ein Styl „schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so „genau dazwischen gestellet, und die Absäzze so gekettet an einander „gehänget sind. Die Römer musten dies wegen der Kürze ihrer „Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen „wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir
34 „die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal „trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen „wir unsrer Sprache Hülfe geben*." So schleppet sich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens schöner Schrift: über das Studium des Alterthums,[2] der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekänntniß ablegt,[3] das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht.

*) Litt. Br. Th. 13. p. 120.

1) L. B.: Hier [im periodischen Styl] hat Herr Heinze ganz sicher die Genies der beiden Sprachen nicht genug unterschieden.

2) So schleppet sich auch in Klotzens Deutschen Schriftchen

3) abgelegt,

Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie neben einander seyn könnten. Unsre Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der Lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der Deutschen Sprache durchgehet: sollte es so gar fremde seyn, daß sie durch die Lateinische Sprache gelitten und ihren Charakter 35
verloren?[1] —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die Lateinische Sprache, es sey die mittlere, oder alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen; und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortreflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: so bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und Mecha- 36
nischen Styl zu lernen gibt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte Grammatisch genau einzuprägen: und wenn so gar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser Lateinischer Geist herrscht, der

---

1) gelitten; wenigstens daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen? („und — verloren" fehlt.)

auf der andern Seite die grösten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der Lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also,
37 die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit sehr[1] verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht gnug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann: daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdenn läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im Ganzen ist der Schade unersezlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms
38 werth wäre: daß manche Wißenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit

*) Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Känntniß und Liebhaberei der Römer; und wie sehr er den Lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleine Deutsche Schriften beweisen: das macht aber, Geßner war nicht blos ein Römischer Philolog: er war ein Schulmann, der wahre Unterweisung kannte.[1]

1) „sehr" fehlt.

1) „das macht — kannte." fehlt.

und unsrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewißen Bildern
und Begriffen ein gewißer erster Adlersblick nöthig sey, die man,
wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit
der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket,
und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmäch-
tigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: ver-
loren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und
Fleiß ersezzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines
Bewußtseyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren-
und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu
können; kurz verloren, das was man Genie nennt. — Nachher
kann man freilich viel *lernen*, aber nicht mehr mit der kühnen
und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem
Nachdrucke, könnte *fassen* nennen: man kann allerdings viel andern
nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vor- 39
denken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen,
aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß
dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung
so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger aus-
geübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und
reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurück-
finden. Wenn die Lateinische Sprache Hauptzweck wird: so wird
der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt,
und mit dem Grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden
Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines
Grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äusserst ungern
annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwin-
den können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen
wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm,
oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn
er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: *Lateinische
Schulen* prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische 40
Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie

aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Spracheneziehung * für die Jugend paßlich
41 sey: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussezt; allein wie schwer wirds sich da hinaus zu sezzen? Und denn kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — — Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos Lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?" Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche
42 Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfodert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet,

---

*) Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinste und vielleicht beste: Millers Hoffnung besserer Schulen. Es würde hier zu weitläuftig seyn, alle brauchbare Gedanken dieses Deutschen Rollins anzuführen: es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan mit den Gedanken eines so erfahrnen Mannes übereinstimmet; aber wie mich dünkt, verwechselt er hier und da die Lateinische Sprache mit der ganzen Philologie, urtheilet über die Mythologie aus einem fremden Theologischen Gesichtspunkte, und schreibt vielleicht aus Christlichem Eifer: „Die „enthusiastische Dacier hat ihrem Göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre „Seele und die Gesellschaft aufgeopfert — wer die erlöseten Seelen des „Heilandes liebt, wird sich nie verleiten lassen, die verführerischen Reize in
41 „Uz Lyrischen und andern Gedichten zu erklären." u. s. w. Uebrigens schäzze ich diesen Verdienstvollen Mann und wünsche, daß einige seiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden.[1]

---

1) „* Unter den vielen — würden." fehlt.

und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mitlere Größe,
die eben den Punkt der Nutzbarkeit trift. Von diesem Punkt aus
werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck
haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen
Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse
Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten
richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten aus-
lenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müssen sich nach den
meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten
weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können.
Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da
bilden sollen, weil wieder das recht hohe und recht tiefe gleich selten
und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung
das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem 43
jeden, der die Welt, die Menschliche Seele kennet, überlassen wird
zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn
wir für Latium erzogen werden, und die Lateinische Sprache der
herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert
tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Real-
wissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und Gram-
matische Känntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines
Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der Lateinische Geist
fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren
Mannes. Ich sezze hier schon wahre Bildung voraus, daß man
ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern;
sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm
zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier sezze ich eine
kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die
Römer auf einer andern Stuffe der Cultur gestanden, als wir,
daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, 44
wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer
Litteratur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre

Bildung, als die Altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser Philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stuffe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erste ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß,
45 daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken* Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfodert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung: ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wie fern sie heute zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten, und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdenn eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung
46 unleidlich: man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde

*) Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich wiederlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey.

der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe denn die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreyen, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der Deutsch-Lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt: daß ein Lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe[1] die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie: man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie hat auch zur lehrenden Sprache der Welt- 47
weisheit unter allen Sprachen, die ich kenne,[2] vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze und des Nachdrucks in den Philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses Philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die Französische, die jetzt neben ihr um den Monarchischen Zepter der Litteratur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Litteratur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beyspiele, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige Rhetorische und Logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen

---

1) durchgehe z. E.

2) kenne, nach der Griechischen

sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke nach Hudibras Ausdruck das Recept, statt der darauf
48 geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spazziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grund„fäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man „nachher nur die veränderten Figuren hineinwürket." Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man sezzt sich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruhestäte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen,
49 weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein „Lawischer Aktienhandel in Worten, da man keine Idee, als nach dem Werthe der Worte, hat."*[1] Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig, und nennt es** „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert, behandelt wird." Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und

*) Litt. Br. Th. 17. p. 115. **) p. 114.

1) L. B.: der Gedankenreichthum eines Menschen sey, wie beym Lawischen System in lauter Aktien der Worte zu suchen.

wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich; und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delikate Materie der Philosophischen Sprachkunst! — Mein Spazziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

---

5. 50

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen ganz[1] andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erst die ganze Zeichensprache des Menschen erschöpfen müssen,[2] die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die ganze[3] unzälige Menge unartikulirter Töne bey einem thierischen Menschen, seine Mimische Sprache, — kurz,[4] eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein Böhmischer Wald: wir verstehen diese ganze[3] Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es endlich dem Menschen sich von selbst nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch 51
Worte: und diese erste Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkänntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum „Gedanken, wie die Haut zum Körper.“ Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre,

---

1) „ganz“ fehlt. 2) Dort wäre erst .... zu erschöpfen,
3) „ganze“ fehlt. 4) „kurz,“ fehlt.

alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesezze, die zur äussern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesezze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die Menschliche Erkänntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt
52 zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung familiär[1] geworden ist, geläufiger und triftiger[2] ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begrif durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen) so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen Worterklärenden Bauer zu sehen: seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Clare für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens! die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht Moralisch, sondern Psychologisch) dadurch,[3] daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Aus-
53 drücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, wobei „abstrakte Untersuchungen wegfallen," wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll; das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut,

1) vertraut (Heyne?) 2) treffender (Heyne?)
3) „dadurch" fehlt.

nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer
Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit
und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein
Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will: so wird sie schüchtern
werden; will er Philosophische Erklärungen und Bestimmungen;
so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe
Wort wiederholen; will er jetzt aber Grammatische Zierlichkeiten
lehren, wie sie es besser hätte sagen können: so wird sie sich los-
winden, und ihn von weiten anhören:

als ob der graduirte Mann
mit einem Zauberfluche
sie zu beschwören suche.

Warum? sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logisch-
deutlich zu denken, verständlich und schön, aber nicht gelehrt und 54
abgezirkelt zu sprechen.[1]

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinn-
lichen Sprache: Der Weltweise darf auf sie nicht schimpfen, und
mit hoher Mine einen Zaun zwischen der gemeinen, Aestheti-
schen und gelehrten* Sprache machen: drei Wörter, die für mich
immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet.
Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie
haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt: jede
ihren Zweck, jede ihre ausschließende Schönheiten und Fehler: die
Sprache des gemeinen Lebens die ihrige: die Philosophische Sprache
die ihrige: die höchste Dichtersprache die ihrige. Sich also einen
Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der
unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich: und ein
gelehrtes Gehege ziehen, worinn blos eine gelehrte Sprache gilt,
die nach Lateinischen Ausdrücken Deutsch gemodelt ist, wird oft
lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es 55

*) s. Meiers gelehrte Sprache Litt. Br. Th. 17. p. 109.

1) „Warum? — sprechen." fehlt.

vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkänntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz Menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene
56 Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke* eine neue Sprache redet: mit Aesthetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase dreht: wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzälet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder, die Straße ist salva venia unrein! so lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umschreibt, die sie für unhöflich hält, und sich Clystier oder Beinkleid zu sagen schämt.[1] —

---

*) Litt. Br. Th. 14. p. 328.

1) „Wir — schämt." fehlt.

Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem 57
Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, ut ita dicam etc. setzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Man würde lachen, wenn eine Politische Zeitung in umschreibendes Deutsch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen sich ins Reich der Wolken hübe: aber darüber lacht man nicht, wenn in den Lateinischen Titeln unterthäniger Zueignungsschriften ein Quartblatt von Aemtern in seine Bestandtheile aufgelöset, in Fluß gebracht, und zu ächten reinen Phrasibus umgeschmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft selbst zu rathen hat, wozu ihn sein Client macht! Heißt es hier nicht: Man muß ihn in die Schule schicken![1] Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist) muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmälich gewöhnen: 58
ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden: sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt* soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann,

---

*) Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat uns wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein Originales Werk seyn könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

1) „Man würde lachen — schicken!" fehlt.

die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor
dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt,
59 die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine
Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein
Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen?
Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen
und Fabeln und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es lesen?
Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Gibt es
ihnen, worinn sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut Rath?
Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein!
Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die
Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu dreust?[1] wohl! so
schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch dreuster[2]
schreiben würde:[3] man lese an verschiednen Orten die Litteratur-
briefe,[4] und höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht
gnug lesen kann:*

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache
„aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es
„haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige ein-
60 „geschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und
„brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn
„er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hun-
„dert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alte Bücher,
„sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe
„und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon
„abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke,
„noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — die ihm auch
„nicht nöthig ist.“ — Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte
die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch;
alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für ihn. Hier

*) Abbt vom Verdienste, p. 349. [Werke I, 258]

1) frei? 2) freier 3) müßte:
4) „man lese — Litteraturbriefe,“ fehlt

empfehle ich jedem, der für den gemeinen Mann schreiben will,
den Artikel aus Abbts Buche vom Verdienst zu lesen, der vom
Verdienst des Schriftstellers handelt: seine Vorschriften sind gülden;
aber wie schwer? — das kann dieser große Mann zum Theil
selbst zeigen, der wohl nicht, ohngeachtet seiner Originalen Schreib-
art, den Ton aller derer getroffen, in deren Händen seine Schrift 61
vielen Nutzen stiften könnte. —[1] O eine Schrift, die das ist, was
eine Erbauungs- eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten
und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, seyn soll: —
gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her;
ich weiß nichts bessers in demselben zu verwahren! — Doch nein!
ich besinne mich![2] Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser
Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für sein Buch: den
armen Kleiderschrank, und für die Lehren, die sein Buch enthält,
das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes,[3]
der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die
für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein
Herz, für seinen Stand und Bedürfniß geschrieben:[4] die das saget,
was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte
und muß, und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht
will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der
er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwen-
dungen und Wünsche geraubt: die recht ein Buch für ihn ist! 62
Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —*

---

*) Ich schäzze einige Schweizerische Stücke, die sich dieser Gattung nähern, hoch; sie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil sie für den Bürger geschrieben sind.[1]

1) „Hier empfehle — könnte." fehlt. 2) „ich besinne mich!" fehlt.
3) Herz des redlichen Lesers, 4) geschrieben ist:

---

1) „Ich schäzze — sind." fehlt.

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne
Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn
es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele
verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey:
damit es die Würde der Bürgerinnen und Hausmütter und Ehe-
gatten und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente aus-
bilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fodern, das schöne
Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch
zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehr-
tem Zuschnitt seyn: es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit
63 sich ihrem Verstande bequemen: und weil in der Welt der Damen
immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken:
so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man
in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt.[1] Ob unsre Schul-
methoden, unsre zerstückte Unterweisungen, unsre Kathedersprache,
unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unter-
richt!) passe? — können nichts, als Versuche und Erfahrungen
entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten
Akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden
soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauen-
zimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die
selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, seyn
müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt
auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen,
die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht
für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauen-
zimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen
64 herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet,
die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren
Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke Stuffen-
weise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und
schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissen-

1) daß man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß.

schaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schön=
heit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die
sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die ihren Lippen
entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu
schleichen: Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung?
Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und
die Französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen
für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe
für Galante Toiletten, vortreflich: haben sie aber für den guten
gesunden Verstand des Lebens, (ich will den bloßen Haus= und
Küchenverstand nicht einmal nennen)[1] geschrieben seyn sollen? Da
nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem
Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: — ihr 65
Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich muß mich ja schämen, einen
Köster neben Algarotti[2] zu sezzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter etwas[3] beyseit, mit denen ich ein
Wort zu sprechen habe.[4] Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei
Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten und in der klaren Sprache
des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrucke so sehr klebt:
so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für
den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen, (wenigstens
in der alten sinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke
zum Ausdrucke sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die
ihn umziehet; sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet:
und so ists für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken:
— Empfindungen durch eine gemahlte Sprache in Büchern ist 66
schwer, ja an sich unmöglich.[5] Im Auge, im Antlitz, durch den

---

1) „(ich — nennen)“ fehlt. 2) Fontenelle
3) auf ein Wort 4) „mit denen — habe.“ fehlt.
5) und eigentlich zu sprechen unmöglich.

Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung eigentlich,[1] und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Nun,[2] armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen, du sollst schreiben, daß man es fühlt, und sollst dem[3] wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben hinmahlen,[4] und parliren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht *sagen*, sondern *sprechen* muß, daß man mir glaubt,[5] wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt: daß hier der eigentliche *Ausdruck* unabtrennlich sey. Du mußt[6] den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du mußt[7] den ganzen Ton deiner
67 Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: du mußt[8] ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du mußt[7] Einfalt und Reichthum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewürken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte,

---

1) „eigentlich" fehlt. 2) Und, 3) und doch dem
4) schließen, 5) „wo ich — glaubt," fehlt.
6) Dichter! du sollst 7) sollst
8) „du mußt" fehlt.

weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand: daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süße Herren 68
verspotten und närrisch finden: daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch,[1] der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt Historisch durchwandern, oder Aesthetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das Schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes Dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das „Aesthetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abge„sondert, behandelt wird*:" daher rührt jener Unsegen,[2] daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, 69
weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nüzzlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper**? Das beste Kleid ist bey einem schönen Körper blos Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper***? Auch noch nicht gnug: die Farbe und glatte Haut macht nie die

*) Litt. Br. Th. 17. p. 114.

) Litt. Br. Th. 17. p. 114. *) p. 114.

1) Fluch also, 2) und der Unsegen,

Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: Wie zwei zusammen Vermälte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears Freundinnen? Diese Bilder sind
70 bedeutend, aber wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich sezze diese schöne Sokratische Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzälung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der
71 Chineserschönheiten, in das blendende Teint Französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit Brittischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seeligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie die Seele des Plato,[1] heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um

---

1) bei Plato die Seele,

sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blizstral von
ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie, ohne
Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug:
als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göt-
tinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur
Reife: sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das
Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz! der himmlische 72
Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen
Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er
ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und
mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerin
sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien,
und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn als ein todtes
Kunststück betrachten, blos seine Farbe lieben, blos seinen Puzz
anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine
kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit
finden! — Dann bist du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Be-
trachter! — Nein! siehe[1] diesen Körper an, als ein Sinnbild der
Seele, die ihm blos so viel körperliche Reize gab, als erfodert
wurden, um ihn deinen irrdischen Augen sichtbar und schön darzu-
stellen. — (Begnüge dich also nicht mit Grammatischer Schönheit,
der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus;
denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich 73
erfüllen soll: so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker,
oder Tagelöhner.)

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die
Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß
abdrucket; siehest du den ganzen Ausdruck[2] als einen Boten des
Gedankens, und als den Pallast, den seine ganze Größe erfüllet:
so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er

---

1) Elender, fühlloser Betrachter! siehe

2) „siehest du den ganzen Ausdruck" fehlt.

sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winkelmann siehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere[1], oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth, du wirst mit dem Auge deine Hand leiten, wit welchem Mengs die Schönheit siehet.[2]

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde, und es meinen Lesern vor Augen stelle.[3] Wenn hier die
74 Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret: so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte: die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt: die freye Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Stralen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben und sichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes schmachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abscheu erwecket: so muß uns der
75 Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt zur Strafe für die in der Oberwelt begangne Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck

---

1) „im Belvedere“ fehlt.

2) du wirst mit dem Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

3) „und es — stelle“ fehlt.

von einander zu trennen: und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersezzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so vest an einander kleben: so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste[1] Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Känntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreustigkeit[2] noch nicht Gesezzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammleten, die dem Dichter eine Schazzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke 76
finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist: in ihr die Donnerkeulen und Blizzstrale finden, die er als Bote der Götter wirft: in[3] sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet — wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrift, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrige Sprachen[4] in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zügling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters seyn soll.[5] —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist **meine** Sprache: denn so wie nach Montesquieu Anmerkung alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den

---

1) „das meiste" fehlt. 2) Freiheit
3) denn in 4) „Sprachen" fehlt.
5) „jetzt — seyn soll." fehlt.

die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurück=
führt, und oft ein Grübchen im Kinn, ein schönes Lispeln, wie
Alcibiades sprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigensinn schön
77 findet, weil es mit dem Urbilde übereinstimmet, zu dem sie sich
formte [1] — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotis=
men voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe
für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder
und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so
passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an:
sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unter=
schied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, daß [2]
wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß
in fremden Sprachen entdecket; er den Reichthum der seinigen lieb=
gewinne, [3] und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden
Schäzzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im
Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt: sie ist [4] die Rinde, die
ihn auf dem unermäßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem
Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltig=
keit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen,
lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung
78 umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürger=
recht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter
Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern
ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als
eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde
Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne
gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn
ich mich meiner Heimath entziehe und mich in fremden Sprachen
weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

---

1) zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmt

2) A: um 3) A: liebgewinnen,

4) „sie ist" fehlt.

— — — — — — — die in zerſtreueten Heeren
Die Luft durchſäuſeln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und denn heimkehren zur Zelle mit ſüßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich ſezze zwei Schriftſteller zuſammen, von denen der eine in ſeiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache ſchreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Zuerſt: der in einer fremden Sprache ſchreibt, muß doch eine Mutterſprache haben, in der er erzogen iſt. Verachtet er dieſe 79
Mutter:[1] ſo muß er von ihr übel erzogen ſeyn, daß die erſten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn ſonſt ſind die Spuren dieſes frühen Gepräges der Seele unauslöſchlich. — Wie viel verliert ein Schriftſteller hiebei, deſſen Geiſt nicht durch ſeine Sprache mächtig geformt iſt! alle ſein ſpäteres Lernen bemahlt die Oberfläche der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter: er kann nie ein Originalſchriftſteller werden, bei dem Gedanke und Ausdruck ſich zuſammen drängen, um ein vollſtändiges Bild ſeiner Seele zu ſeyn.[2]

Ein Originalſchriftſteller im hohen Sinne der Alten iſt, wenige Beiſpiele ausgenommen, beſtändig ein Nationalautor. Ein Mann, deſſen Seele, von Gedanken ſchwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein Aeſthetiſcher Regelnſchmid einſt an ihm ſizzen wird, um Beiſpiele des Ausdrucks zu ſeinen Schulgeſezzen auszuklauben: und es wird ihm alſo unmöglich, den Ausdruck abgeſondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er 80
bildet ſich das Ganze des Gedankens in ſeinem Geiſte, ſtellet jeden Theilbegrif ſchnell an ſeinen Platz, in ſein gehöriges Licht, zu ſeinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild ſchaffet ſich in ſeinem Kopf und tritt, vollſtändig an Gliedmaaßen und geſund an der Farbe, mit glänzenden Waffen

1) Wenn der, ſo in einer fremden Sprache ſchreibt, die Mutterſprache verachtet, in der erzogen iſt:

2) „er kann — ſeyn.“ fehlt.

gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurtheilende Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und
81 Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz aller gegen ein ander laufenden Fehler des Ausdrucks, und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi nata [1] — —

Aber man siehet, daß wenn dieser Schriftsteller nicht ganz mißrathen will: so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll: muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken
82 in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die

1) AB: data [mit demselben Fehler noch öfters von Herder citirt].

Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trift vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Pallästen zurückgewiesen, oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel, und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach
Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil 83
nach diesen Gesezzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesezz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so ists [1] rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte:

furit, ac velut ursus
obiectos caveae valuit si frangere clathros
indoctum doctumque fugat —

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben, daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, sie Gewalt anthue. [2] Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns, und sage: ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; [3]

---

1) scheint es

2) Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, so thut sie Gewalt an.

3) „und sage: — lernen werde;“ fehlt.

ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse
unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf?
Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weis-
84 heit dünkt, wenn wir naturalisirte Römer sehen, die in der Latei-
nischen Sprache so gar [1] — schreiben; Gedichte schreiben und
Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künst-
lichste Art des Vortrages. Nun sezze ich würklich ein Genie, von
der Größe, als Horaz in seiner Sprache war: es hätte allen innern
Reichthum, Fülle, Größe, und Feuer der Gedanken in seinem
Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines
Geistes: dieser Horaz von einem würdigen Gegenstande aufgefodert,
von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach
der Leyer des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber
nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke
vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erschei-
nen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an
Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll
groß erscheinen, und wird gezerret, es soll mit einem mal über-
raschen, und schlägt uns ins Antliz: es wird mit Puz überladen,
und erscheint klein: Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusam-
85 mengewachsene Misgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem
andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete,
und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land: Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter

1) „so gar" fehlt.

dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht wiederlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts 86
sagen könne, als was andre vor ihm, und vielleicht besser gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne? — Alsdenn würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller gibt, die von dieser Höhe herunter steigen, und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? 87
so denken blos die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen sticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Züglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich von Lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so dörfte man weinen.[1] Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

---

1) so wird aus dem lächerlichen ein Thränenwerther Anblick.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so
denken blos die, so zweitausend Jahr zu spät gebohren sind, und
auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und
Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar
kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere
Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern
Roller's [1] und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte
zur Ehre der Deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt
88 und verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht
immer germanisirt, wenigstens in eine Deutsche Denkart eingekleidet
werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es
kann seyn, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen: je mehr ich aus
ihnen Nahrung gezogen: desto unbestimmter muß meine Schreibart
werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kern-
ausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort
Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen
knüpfe: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen
Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer
spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Styl erblickte, kann
ich nicht sagen. Mir ists freilich, wenn ich einen alten Autor eine
Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern [2] erwischt, manchmal
vorgekommen, als wenn ich die historias selectas [3] läse: aber ich
kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurtheil des Alterthums,
89 trügen, und kann [4] überhaupt über eine todte Sprache nicht so dreust [5]
urtheilen, als andre. Wäre ich ein Lateinischer Dichter; mir
würde jenes Virgilianische Mistrauen eindrücklich seyn: „Auch mich
„nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen

---

1) Roller's, Klotzen
2) neuern Homerischen Briefsteller
3) einen Cento von Redarten
4) aber ich kann
5) so gewiß

„nicht: noch scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder
„Cinna würdig; vielleicht klingt mein Gesang, wie unter Schwänen
„das Schnattern der Gänse.“

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner
besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! aber was heißt
besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten, das heißt, Gram-
matisch Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdenn blos Handwerk;
und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schrift-
stellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder
fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber
nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nach-
ahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man
einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben hat, so
muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt 90
in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in
unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir athmen in seiner
Denkart wie in unsrem Elemente: die Saite der Poetischen Empfin-
dung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen:
die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen
usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt
noch seine Sprache in uns: sein Rhythmus tönt noch in unserm
Ohr: die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir
ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaaß, in seiner Com-
position der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun sezze ich noch dazu:[1] sein Feu'er facht unsern Geist an,
wir schaffen in seine Bilder neue Züge, und prägen seine Ideen
um, wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren, ein Aus-
druck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein
Gleichniß mahlen wir besser aus — wir werden mehr als Nach-
ahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für
uns angenehme Denkmaale, die uns an die süße Stunde der Be- 91
geisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers

1) Ich setze dazu:

vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der so viel von ihrem Geiste[1] kennet, der den Geschmack der Antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortrefliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

schifft euch in des Charons Kahn,
steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge
92 unbekannt sind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz! die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schäzzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel: und die beste Horazische Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu sezzen, und also als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Zuerst[2] die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände

---

1) der ihren Geist 2) „Zuerst" fehlt.

nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unver-
geßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. 93
Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des
Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Theilen, daß ich dies
und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vor-
gänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner
Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nuzzen; ich singe über einen
ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen
Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus
Horaz statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar
über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht
als ein Classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und
ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zer-
gliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche
verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigen-
sinnig gnug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sicht-
bar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn
als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu
diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte, wo er als ein 94
Höfling erschiene, der voll feiner und Galanter Scherze, Gedanken
und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der
sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind.
Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwan-
deln, und mündlich von ihm lernen: das hieße, den Ausdruck aus
dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären:
und alle drei beleben! — So lange das aber ein Projekt, bei
allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich
bleibt: so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die
als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den Eisenharten
Händen eines Schulmeisters Classische Autoren würden: so kann
man sie freilich ungestört und zum Lobe Classisch nachahmen! Wie
vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern
ist ein Unterschied in der Würde; er ist verlohren; ich brauche eins
fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste

95 Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und denn? wo haben wir das Griechische oder Römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach Grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkührlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach Prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimniß des Prosaischen und Poetischen Perioden verstehen können, weil wir blos aus todten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden
96 zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngere Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen seyn: so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche, sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte, in dieser „Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern „Sprachen nicht anginge:“ diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet

„hätten;“ diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle 97
„diese erschöpfte Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen
„Büchern vor uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Büchern
„den ganzen Umfang einer todten Sprache in unsere Gewalt
„bekommen hätten!“ und diesem endlich der schwerste von allen:
„daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefasset,
„auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns
„von diesem auch etwas entgangen seyn: so halte uns jener für
„diesen Verlust schadlos!“ — Und nun entschloß man sich, des
Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich
wars, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war,
daß man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf,
das uns den Namen Classisch streitig machen könnte; und ward
ein Classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Classisch!
Es hat uns den Cicero zum Classischen Schulredner; Horaz und
Virgil zu Classischen Schulpoeten; Cäsar zum Pedanten, und Livius
zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Classisch! ists gewesen, das[1] 98
den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn
erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnet hat,[2] nach
Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen
zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den
Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängete, und den leidigen
Ruhm aufbrachte; ein Kenner der Alten, ein Artist zu seyn, ohne
daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat
manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen
Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf
ihn die Last einer todten Sprache, wie einen Mühlstein gewälzet:
es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da stehen
sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe
und sinkenden Blättern: statt daß sie uns Bäume hätten seyn
sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

1) Das Wort: Classisch! hat 2) gesondert, und uns gewöhnet,

Πολλας δ' ιφθιμȣς ψυχας Αιδι προϊαψεν
Ηρωων, αυτȣς δε ελωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι.

99 Will ich die Sprachengelehrsamkeit verläumden? der Lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; — sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde, einen Griechischen oder Lateinischen Autor mit Deutschen Noten und einer Deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden: sie soll die Akademische Sprache der Gelehrsamkeit [1] bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf andre verlassen, und es blos einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die Lateinische Sprache zu erhalten: sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind.

100 Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

patriae quid debeat, et quid amicis
quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
partes in bellum missi ducis [2] — — —

---

1) „der Gelehrsamkeit" fehlt. 2) „et quid — ducis" fehlt.

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn
man den Ausdruck unglücklicher Weise vor dem Gedanken behandelt;
alsdenn leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die
ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben
und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide:
die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge
geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man 101
sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine so Gott
will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, —
eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken
und Flickgen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge
fallen: — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den
schönen Ausdruck einer fremden Sprache sezzt: zuerst unsre Denkart,
nachher selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend
wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation
zurückbleibe. Alsdenn wird vielleicht einst ein unpartheiischer Nachkomme
uns die Grabschrift sezzen:

tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander
poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adiuncta foret vis
— — — ut aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte iaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse — —

---

10. 102

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein ganz ander[1] Feld, wo sich alles ver-

1) „ganz ander“ fehlt.

ändert zeigt. Die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr
Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhand-
lungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man
mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser
Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der
Philosophie: sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit
dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem
von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich
mich deutlich gnug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die
103 Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage
nur; jeder Begrif, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er
doch blos eine Würkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegrif
in der Philosophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte:
so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der
andre also sich nicht erklären kann; auf gut Glück annimmt, und
ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil
der Scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie Abstrakte Be-
griffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzu-
nehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche
allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fort-
fährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern
Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr
oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man
den Grundbegrif der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich
weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt: und die Grundlage
der Moral in ein Gefühl, oder Gewissensempfindung, oder gar in
104 einen angebohrnen Gehorsamstrieb sezzet, um es zu bestimmen, was
gut ist: — ich sage, wenn dieser Weg die Philosophische Methode
wird: so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte,
wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Bako, Locke
und Leibniz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der
Name Genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist.

So sind aber blos Worterklärungen, wo ich willkührlich zusam-
mengesezzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleich-
sam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich Philosophische
Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen
in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil
bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide
unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuff
und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens; denn
die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens
die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts
gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit 105
ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist
also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne
daß man die Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen:
so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine
Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude,
wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens
hier und dar etwas puzzet. So ist die gemeine Art, Philosophie
zu lehren, die eine abgezählte Menge Philosophischer Worte hat, sie
ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen
Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der
Weltweisheit aber, ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was andre
vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, wie
sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und
vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf
blos auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken,
sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer
Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich 106
zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedan-
ken blos verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An Grammatische Entzieferungen der Worte lohnt es hier
kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie.
Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch
bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage.

Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkänntniß gnug habe? — Nein! denn ihr Geschäffte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte
107 in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn Grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn
108 also eine Philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch seyn soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, sezzt die bekanntesten Ideen aus einander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegrif, und da wir vorher blos unterschieden, so fern wir mit

dem Wort einen klaren Begrif verbanden: so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmaale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.[1]

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische: diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig Philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich
klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die 109
Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verständlichen Worte so lange umzusezzen und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist
eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich 110
und deutlich für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach so gleich hinter Barbarische Kunstwörter ver-

---

1) unterscheiden (?)

steckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versezzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet, und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den
111 Begrif eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden: so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkänntlich und verwundet in Philosophisch-Barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann: warum ers ist?

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanke, und selbst der Begrif des Seyns dahin zurückleiten lasse: dies sind ohnstreitig die Grund-
112 steine unsrer Erkänntniß. Allein, unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sey? wenn etwas ist, ein

anders nach ihm sey? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey? Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ists für mich einer der größten Knoten, den Begrif des Schönen, und des Guten auf den Begrif des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist, der Begrif der Schönheit, Vergnügen, und die Erkänntniß der Vollkommenheit, Wollen würke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke „am Ausdruck endlich kleben bleiben." Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsezzen, wohin man will: 113
sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatz gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit; daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte sezze, mit ihnen denke, schließe, beweise, 114
eintheile, und also denken, schließen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn; daß ich blos diese Worte verstehen und ausdrücken könne: wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage

seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Reiflich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen, hervorzubringen. „Die „nemlichen Ursachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende „Dichter und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne „Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Ge„fühl, die sie von ihren Meistern auf guten[1] und blinden Glauben „annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes
115 „Ganze entspringen kann. Zu Wolfens Zeiten fuhr die Demonstrir„sucht in die seichten Köpfe, bis sie träumten, sie wären Meta„physiker; jetzt führet sie der Schwindelgeist der Empfindungen so „lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen, und sich begeistert „glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeisterten „zu sagen pflegten: *εισι γαρ δη ναρθηκοφοροι πολλοι, βακχοι „δε γε παυροι*, welches Plato schon zu seiner Zeit auch auf die „Weltweisen angewendet haben wollte."* Und noch eher auf unsre Zeit, da selbst unter den Deutschen ihre[2] Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige Akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken."

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken blos im Vehikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln, und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte
116 ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers Philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken

---

*) Litt. Br. Th. 13. p. 18.

1) L. B.: dummen

2) „Die nemlichen — unsre Zeit, da" fehlt. „Selbst unter den Deutschen ist ihre ..."

können? —* von der Nothwendigkeit der symbolischen Känntniß[1]—** von Leibnitzens allgemeiner Philosophischen Schrift und Sprache*** und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art blos citiren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiednen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die
Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die 117
Lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit Philosophischen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen; so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodische Lehrbücher erschienen, die Aesthetische Kapriolen schneiden, wo sie mit vestem Philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein

---

*) Litt. Br. Th. 9. p. 41. **) Th. 13. p. 23. ***) Th. 4. p. 234.

1) L. B.: Erkenntniß

blos Dogmatisches Buch durch eine Lateinische Uebersezzung viel
118 von seinem Innern verliert: so sey das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegrif in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die Lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet: so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine Dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Litteratur auf diesem Wege fortgeht, wird bald nicht blos Französisch, Englisch und Italiänisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Rußisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

119 Hievon rede ich nicht; sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der Lateinischen Sprache verwachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn

man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn 120
sein Vortrag sich[1] unter eine Last Lateinischer Litteratur gekrümmt, sich
mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubens=
lehren ein andres Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch
einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersezzte: aber beklaget
sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß
sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen
konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen
anzunehmen. Man spottet so häufig über den Akademischen Styl
in Paragraph=langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln:
aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind frei=
lich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Latei=
nischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der
Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten und Gesichtspunkte
aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen: die uns nicht mehr
wundern, weil man uns gleich von Anfange der Unterweisung in 121
sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Litteratur
als Fremdling studiret, so fremde und buntschäckig vorkommen, als
in dem altgalanten Stil die Lateinischen Wörter. Diese entfernte
und veraltete Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages
die Mine des Gelernten: sie öffnen dem gelehrten Psittacismus die
Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie
sinds eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens
getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stüzzen und jederzeit von
ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig gnug zu
finden. Sie sinds, die den Philosophischen Magisterton aufgebracht,
der Ballast, statt Gold führet, und von Weisheit strotzet, die
nicht eine einladende Mine hat. Welch ein Unterschied zwischen
einem Moses und Kölbele.

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des
gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaft=

---

1) „sich" ist wahrscheinlich zu streichen.

122 lichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führet hierinn aber ein berühmter Mann*[1] das Wort statt meiner schwachen Stimme, dessen gründliche Betrachtungen auf den wissenschaftlichen Vortrag im Ganzen angewandt werden können:[2] so wie man überhaupt dem Lobe beistimmen** muß:[3] „wenn es dem Reiche der Wissenschaften „zuträglich gewesen, einem mit willkührlichen Begriffen, Hypothesen „und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in „bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen „Geschmacke sich entgegen zu setzen: so hat Göttingen Antheil an „der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

*) Michaelis Vorrede zu seinem Compendio theologiae dogmaticae.[1]
**) Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

1) Es führen hierin aber andere
2) „dessen — können:" fehlt.
3) und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen:

1) „* Michaelis — dogmaticae." fehlt.

II. 123

Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten Critischen Schriften* unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Klotz nehmlich in seinen Epistolis Homericis untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der Exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen erlaubt, nützlich,
ja nothwendig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Calliope, 124
die er vor dieser Betrachtung anrufft,** ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto „der Hölle u. s. w. Man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur

*) Klotz. Epistol. Homer. Epist. II. **) Epist. Hom. p. 123.

„Ursache angeben, als weil es den Griechen und Römern so
„gefiel!*“ Freilich, der Name ist willkührlich! und meinetwegen
mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos
und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen
diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen Poetischen
Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen
seyn, als die Griechischen und Römischen Namen der Götter. Als=
125 denn ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen, oder
Scandinaviern, den Römern, oder alten Deutschen erfunden sind.
Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt,
mit so vielen Dichterischen Erzälungen ausgeschmückt, und an
Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine
vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte
Stücke der Natur: hier einen Wasser= dort unterirrdischen Gott,
wo der Begrif von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel
nicht edel gnug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum
ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als Poetische Geschöpfe,
nicht Namen.

Er fährt fort:** „die Mythologie beruht auf nichts, als dem
„Irrthum und dem Aberglauben der Alten!“ gut! Religions=
Begriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben; aber
wir nuzzen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit
wegen. Wenn ich Mythologische Ideen und Bilder gebrauche, so
126 fern gewisse Moralische, oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinn=
lich erkannt werden: so sind mir ja Mythologische Personen erlaubt,
die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr Poetischen
Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Aesops müßten die
Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich
erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der
Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie
auch nicht; aber ihrer Poetischen Bestandheit: und wenn es per=
sonificirte Dinge sind, der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich,

---

*) Ibid. p. 124. **) pag. 125.

die die Mythologischen Namen blos „als leere Schälle* gebrauchen,“
die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: „es
„ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, der nichts selbst in Vorrath hat,
„sondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß!“**
nicht blos ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der
nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal
auf einerlei Art gebrauchte Bilder auf eine neue Art braucht, wer
hundertmal gebrauchte Personen zu Machinen einer im Ganzen 127
neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal gesehene Körper einen
neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und
in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, Poetisch schön han-
deln: der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darinn besteht
sein Verdienst, daß er sie brauchet, (weil er damit seine Känntniß
zeiget) nicht darinn, daß er die Schwürigkeiten ihres abgenutzten
Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ ers, wenn dies
sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie
zu schönen Poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht
glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie:
wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann,
und nöthig hat; warum sollen wir hart, oder eigensinnig seyn,
und sie ihm denn versagen? Ich sezze meines Zeugen eigne Worte
her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder
ich untreu würde: artificum ratio huius disputationis severitatem 128
refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa
quaedam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia pro-
fana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint.
— Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi
nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere
queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac
ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt,
hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae

---

*) pag. 126. **) pag. 127.

succurrit allegoria: — attentio igitur conseruatur, et dum omnia
videmus, laetamur. — Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst
wegen ihres bestimmten Charakters, da sie Bedeutungsvolle Worte
sind: ferner durch den Reichthum von Ideen, der sie begleitet;
drittens, sie mahlt Abstrakte Begriffe sinnlich. Nun! und wenn
sie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer
allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen Poetischen Nebenbegriffe,
129 um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen: damit er allen
verständlich, damit er Poetisch edel, reich und schön, damit er für
die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser
Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deswegen dem Künstler; ich
auch nicht, da ich für sie rede, der Verfasser der Homerischen
Briefe auch nicht: denn das angeführte Zeugniß ist sein eignes*,
aus demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn durch
sich selbst zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu ein-
seitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen**,
(als Religions- und Historienwahrheiten,) nicht, wie sie die Refor-
matoren nach der Barbarei oft beibehielten***, (als eine heilige
Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens,) nicht, wie sie Gehirn-
lose Köpfe brauchen†, (als einen leeren Schall) nicht, wie sie elende
Schwätzer brauchen††, (um neun und neunzig mal gebrauchte
130 Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen)
sondern mit einer neuen Schöpferischen, fruchtbaren, und Kunstvollen
Hand — und zwar blos wenn er sie nöthig hat, und zu den
angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin ist die
Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunst-

---

*) s. Epist. Homer. II. p. 129. **) pag. 132.
***) pag. 125. †) pag. 126. ††) pag. 127.

richter* Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, daß er mehr „als bloße Verse machen kann; er gibt uns einen überzeugenden „Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des „Alterthums umgesehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre „Poeten als was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen anfangen." Der
Recensent, dessen dies Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, 131
„daß er mehr, als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat, oder NB. noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen anfangen." Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr, als bloße Verse machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß: ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das Poetische Auge verderben: und denn um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht Mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recens. Mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm**: „wenn die Mythologie 132
„aus der pindarischen oder horazischen Ode verwiesen werden sollte: „so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer pindarischen oder „horazischen Ode sollte verdienen können. Der Begrif von beider „Art Oden involvirt die Mythologie, ohne selbige ist es nicht „möglich, einen vollständigen Begrif davon zu geben, oder wenn „Sie das nicht zugestehen wollen, Herr Klotz: so müssen Sie ꝛc." O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen,

*) s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203.
**) s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begrif, den vollständigen Begrif einer Pindarischen oder Horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegts vermuthlich, daß ich diesen Begrif noch nicht vollständig aus einander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindstens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann,
133 dies gehört zur Pindarischen und Horazischen Ode wesentlich, und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stuffe der Litteratur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die Manier zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau drauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nüzzen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns
134 kennete,) die, damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer Griechischen oder Römischen aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer*, der schon seinen Mann besser kennet, sagt so gar: „seit dem Homer hat man geglaubt, daß die Zusammensetzung „der Hauptzüge eines bestimmten Subjekts nach den Regeln der „Uebereinstimmung, und nach der Beschaffenheit des Zwecks, den

*) Litt. Br. Th. 19. p. 97.

„man hat, den Plan eines schönen Werks ausmachten, so wie die „Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen „einander den Plan eines Gemäldes darlegen.“ Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nuzzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; Aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: 135
z. E.* „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein Deutsches, „aber nach keinem Griechischen oder Lateinischen Maaßstabe. Oder „eine Ode; aber das versteht sich, weder nach Griechischen noch „Lateinischen Mustern. Ich möchte dergleichen wohl sehen!“ Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog, und die Skaldrischen, und Bardengesänge, und die Psalmen Davids, und Arabische Gedichte durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl sehen!“ schreckte mich. Ei! dachte ich, „diese Leute haben vielleicht die „Punkte, welche die Alten festgeheftet, vielleicht unwissentlich aus „einander gerissen, und dies ist alsdenn ein neuer Geschmack, der „nothwendig verkehrt seyn muß, — weil er von den Regeln des „weisen Alterthums abgeht“**. Nun entfiel mir aller Muth zu 136
hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, grösser als die Mecäne des Horaz, wir weit leichter und paßlicher Stof zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob nicht eine Pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die National und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf, und entschloß mich zum

*) Litt. Br. Th. 21. p. 45. **) Ebendas. p. 43. 44.

sichersten, meinem Lehrer die Oden Pind. und Hor. selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen werden sollte, so sind „sie freilich (p. princ. contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was „sie mit Mythologie waren, Pindarische und Horazische Oden. „Q. E. D.

Ich finde mich zum Verf. der Homer. Br. zurück. Ich glaube, erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sey: nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nüzzlich?

---

137 **3.**

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso numquam deesse possint, quibus exornet carmina*. Hier muß ich erst wissen, was fodert die Dichtkunst, und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe blos die Foderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als auf Verse machen, und fließend reimen: so kann sie entweder für den Verstand reden, oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die Psychologische Eintheilung derselben.

138 Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet: so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was sie dazu thut, sind blos kleine Auszierungen und Schnitzwerk: das Allgemeine ist ihrem Gebiet gleichsam entnommen. Da ich unsre geistliche Gedichte gleich ausgeschlossen: so bleiben mir hier Philosophische Lehrgedichte übrig; in

*) Epist. Homer. p. 126.

diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie blos zu verdunkelnden Anspielungen angewandt; so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von Poetischen Exempeln: (würde ich Historische Wahrheit immer verlangen; so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, 139
von der Aesop der Urheber ist: so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als würklich vorgestellet wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen: und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können. Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Leßings 5te im 1sten Buche, seine 10te 18te 23ste 28ste im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Leßingschen gewiß zu den besten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die Mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen, nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter, nicht Gedankenlose 140
Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift*, sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig über-

*) Epist. Homer. p. 130—132.

trifft Rom anschauend erkennen, und wäre Handlung in ihr: so
gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke: denn dies
war mehr für die Materie, als die Form) sondern einen ungehin-
derten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie blos Epigramm, da ihr
das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp
ausruffen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne
umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum
liegt hier darinn, daß der allgemeine Sazz, der Venedig so schmei-
chelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und
141 anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Klotz ausruffen: in
his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus
nulla subiecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu ist ja das
Epigramm erfunden, um hinter bekannte und Poetisch ansehnliche
Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz
und Virgils Zeiten dies Epigramm passender gewesen, aber warum?
aus einer Nebenursache, weil Jupiter und Neptun damals Götter
waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das
Epigramm hätte damals also Religions- und Historische Wahrheit
erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe
Poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und
Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt
ihnen ihren Ausspruch eben so wenig, als dem Sannazar selbst.
Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den
Mund, um seinem Sazze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaub-
würdigkeit zu geben: so ist er ein Narr! bezahlte ihn Venedig so
theuer, weil es glaubte, ihre[1] Größe würde in dem Munde der
142 Götter unwiedersprechlich: so zahlte es freilich so albern, als eine
Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichen-
predigt: aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ists ja artig,
und (insonderheit damals, da die Mythologie als Poetisches Bau-
gerüste bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt) Poetisch. Ists
aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Lieb-

1) seine (Heyne?)

haberei und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stuffe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die würklich Empfindungen singt und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem Empfindungsvollen Klopstockischen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine Poetische Ausbildung eines lebhaften Gedanken ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis 143
zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuscherei beschäftige, und durch die Illusion reize. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um Pindarisch und Horazisch zu seyn. Hat die Horazische und Pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste und Vollkommenheiten, als Mythologie: so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht Horazisch und Pindarisch singen ohne Mythologie; so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel singen, nach dem Deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stellung der 144
Ode nach gewissen Mustern und Sazzungen. Könnte ichs doch laut[1] ruffen, daß, so wie ein regelmäßiges Aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher Lear

1) Wahrscheinlich ist „gnug“ hinter „laut“ ausgefallen.

oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht,
dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht die Hauptvoll-
kommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern,
mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Ein-
heit und die schöne Unordnung, die schöne Kürze und die schöne
Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die
nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche
und frostige Oden macht. Könnte ichs doch laut gnug ruffen, daß
wer Horaz nachahmt, um ihn nachzuahmen, und ein schönes, regel-
mäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen,
noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht,
uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug
der Horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für
145 uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich
und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehr-
samkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schäzzbar ist, keine Ode sey, weil
sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher
und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen
Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Rec. sagt:
„wenn der Poet den mythologischen Bildern einen Standort gibt,
„von dem sie, so zu reden, die glückliche Aehnlichkeit, die darinn
„liegt, von selbst zeigen: so zeigt er sich von der Seite des Ar-
„tisten."* Am Artisten ist uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen,
wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der
Epopee wagen — unermäßlich und blos durch sich begränzt, liegt
es vor mir: ich wage es also nicht, ein Gesezzgeber zu seyn, und
zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechischen und
146 „Römischen Schnitt ist unmöglich." Da würde Shakespear und alle
unsre ungebohrne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da
würde Oßian und Klopstock, und alle Oßians und Klopstocks, die
wir noch hoffen, wider mich schreien. Ich wage es aber auch nicht,

*) Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203.

ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten, und sie blos dem Epigramm* zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz scheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdenn geben wir ihm völlig recht: so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung Poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist die 147
Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verf. gibt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind: er empfielt uns Allegorie**: man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treu, Wahrheit, Neid, Wohllust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch Poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Leßing in seinem Laokoon*** im Vorbeigehen berühret; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem 148
neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freyen Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschliessen, die ich nicht als

*) Epist. Homer. p. 132. **) Epist. Hom. p. 128.
***) Leßings Laokoon p. 113. ꝛc. [6, 441—445 L.].

künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe: vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich ruffe: Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der Homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen: Die Erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

— — — Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum,
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

149 Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten
zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn,
der allen Fleiß auf Nägel und Zähen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie blos Poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer Mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkraiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die
jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die
Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und
anwenden, das bemerkt sich kein ander ehrlicher Mann. Von diesem
Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem
Gemälde an, daß da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie
auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Diese
Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche
150 keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer

Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!" Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreuster, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten: nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigen Herzen. Dies ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder Allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der Dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose 151
Schönheit ist: wohin die Topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft an unrechtem Ort so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, vom Skamander und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hypokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meinen, Poetisch [zu] reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist, als Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdenn Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht gnug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schüzzen; aber wenn man sich blos schüzzt, erobert man nicht.

152 Wenn man Mythologische Geschichte erzält, blos weil sie die Alten erzält: so fehlt wieder der Zweck des Neuen; ich nehme diesen aber nicht blos im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersezzung seyn: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies lezte an Wielands Komischen Erzälungen vermissen, allein die Art der Erzälung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit gnug. Wenn im Ganzen nicht gnug Hauptzweck und Hauptton herrschen dörfte: so sind die Komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüßigen Puzzes; oder, wenn man sie zu Poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie draus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als Poetische Fiktion, gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen.
153 In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdenn ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser lezte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jezt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nuzzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos Poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genuzt? verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben,

sie in allen den Reichthum der Poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmels- 154 stürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in Poetische Leiber zu hüllen, und ihnen Dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander, und Olymp, und alle die heilige Oerter und Geschichte, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren Poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem Poetischen Gebäude; aber eins fehlt: Poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz* sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter Mythologischen Geschichte sich verirren, oder ists wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und 155 glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nuzzen, über die er singt, daß sein Gesang Individual für seine Person, National für sein Land, Patriotisch für seinen Helden, Casual für den Vorfall, Sekular für sein Zeitalter, und Idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der Griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nuzzen: er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden: wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Stralen Olymps, schlingt die Genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht

einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? um sich
156 als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine Mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges National- Sekular- und Patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldnen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein andrer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie! per-
157 sonificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre Dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart Abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben: ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt daß ihr nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärkt euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen. Ich meyne, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht

gedacht; so lernt von ihnen die Kunst zu allegorisiren, vom Philo- 158
sophischen Homer, und vom Dichterischen Plato.

Kurz! als Poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkt durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß Poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese Hylen inventionum poeticarum, diese Aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussezzt, die selten beisammen sind, und oft gegen einander würken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensezzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue uns zu
finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und 159
zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichte auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen Poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket Seitwärts, geht zurück, oder steht stille, um alles blos als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen ruffen: „daraus werden Mythologische Unwahrheiten: z. E. nun darf Sisyphus „schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der „Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umdrehen „wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie

160 „werden an keinem einzigen Ort im Pindar eine solche Inversion
„finden; er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, wie sie
„das Fabelsystem diktirt hat.“* Hier wollte ich zwar einfallen:
„Das möchten auch Mythologische Unwahrheiten seyn. Sobald Sie
die Alten in ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen: so
werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt,
das sie wie Luthers Catechismus hergebetet. Sie werden wissen,
daß so viele Mythologische Wiedersprüche, Ungereimtheiten und
Possen blos daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen.
Sie werden wissen, daß es eine neue und alte Mythologie gegeben,
daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zusäzze und Veränderun-
gen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich alles verun-
staltet. Oder wenn Sie mehr als dies wissen und behaupten: daß
Pindar, so wie alle Poeten, alles hat stehen lassen, wie es ihm
diktirt ist; haben Sie es etwa ihm und allen Poeten diktirt? Wie
161 viele, viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten, und seine
erste Ode spricht gewiß vom Tantalus mit Delikatesse, Sorgfalt und
Wahl, die er auch in einem Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit
ausgesehen, nöthig hatte.“ Dies wollte ich sagen, und dachte dem
traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es sey, sich auf sein Gedächt-
niß zu verlassen —“ wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen,
der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden
Non-sens sagt (es dörfte dies viele nicht eben eine ungeheure
Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht; wer bist du, daß du es wagst, „die Punkte zu verrücken, die die Alten festgeheftet, „und einen neuen Geschmack einzuführen, der nothwendig verkehrt „seyn muß, weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?“** „Wie? wenn du alsdenn einst im Reich der Todten vor dem „δικαςηριον*** der Alten erscheinen sollst, und du sollst mit dem

*) Litt. Br. Th. 21. p. 73. 74.

**) Litt. Br. Th. 21. p. 43.

***) Litt. Br. Th. 22. p. 4. 5.

„armen Trescho auf den Richtplatz: du magst Prediger oder Amts- 162
„schreiber, oder Holzinspektor oder Küster, oder Schulmeister gewesen „seyn: denn wird man die erschreckliche Angst auf deinem Gesichte „abgemalt finden, die dich innerlich peinigt, und dir alle die Un„ordnung vorhält, die du unbedachtsam in das Fabelsystem einge„führet. Jetzt bist du noch ein vermeßner und sorgenloser Knabe, „dem der morgende Tag keinen Kummer erweckt: aber einst vor „der *σκυταλη* des Gerichts! zittre! da wirst du nicht wieder durch„kommen. Lucian (der, wenn er das Glück gehabt, eine lange „Zeit später gebohren zu werden, gewiß die Ehre hätte haben sollen, „ein Mitarbeiter der Litter. Br.* zu werden, weil er schon an „seinen Vorschriften ein würdiges Probstück geliefert, das fast ver„dient, ein Berlin. Litt. Br. zu seyn, und es auch wurde) dieser „Lucian, und Longin, und der Kunstrichter werden den Minos, „Aeacus und Rhadamanth vorstellen. Nun rufft der dritte** von
„ihnen: Nur heran, Missethäter! — — — Guten Tag! Warum 163
„hast du nicht den 14. Abschnitt aus meinem Herrn Collegen Lon„gin herausgeschnitten, und auf das Pult, wo du ordinair deine „Muse sizzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Muster „des Alterthums vor dir zu haben? Warum die alte Mythologie „verrückt? Wohlan! höre deinen Namen Griechisch von der *σκυταλη* „lesen: .. *ρδ* .. *προτερος εξιϑι*! denn du hast einen verkehrten „Geschmack einführen wollen."

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den 14ten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen an das Pult, wo ordinair meine

*) Litt. Br. Th. 20 p. 6.

**) Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Willen herablassen,
um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu 163
zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Litt. Br. sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem 17. Theile der 24. gefolgt, oder einige Br. (z. E. 288. 91. 92. 95. 316. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

164 Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdenn alle alte und neue Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse Leßing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen Hevristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! —* Und nun schreibe ich getrost fort von meinem Hevristischen Gebrauch der Mythologie.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären? — der schönste Gebrauch, „wenn man „seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu
165 „machen weiß.“ Jene allerliebste Leßingsche Fabel: Zevs und das Pferd,** die vor unsern Augen das Kameel schaffet: jene***, die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht, jene†, die es uns aus dem Rath der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden†† u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzält uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Syrene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Litterat. Br. glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betracht voll Poetisches Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, Poetisch wahrscheinlich und Poetisch schön zu erklären — dieses ist,

---

*) Leß. Fabeln 5te Abhandl.

**) 1 B. 5 Fabel.

***) 2 B. Fab. 10.

†) 2 B. F. 18.

††) 2 B. Fab. 24.

wie ich glaube, der am meisten Dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern 166
Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Ramler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stuffe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln; sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine Politische Bildergallerie, weil sein Auge Politisch zu sehen gewohnt war: andre haben sie als ein Chymisch und Alchymistisch Laboratorium durchträumet; andre sie
mit Historischem Auge angesehen, andre die Naturlehre der Alten 167
in ihr studirt — der Philosophische Dichter hauche in sie einen neuen Poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück unsers Ramlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beyspiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden ohne diese Mythologie nicht noch schöner seyn würden. Ein Dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Pallästen ausgehölte Rücken der Vorgebürge, und in den
Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich 168
beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume,

der erste seyn, der sich eine Politische Mythologie schüffe, wie einige neuere Dichter sich eine Theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als niemand dieses wagt, so ists das leichtere und sichrere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gefundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und Poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige Lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine Römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst: so belebe dich, wenn du einige abgeschlagne Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato,
169 da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom Römischen Joche frey zu seyn, zittert: entfernet euch:

— — — sacer est locus: extra
meiite. — — —
Pers.

III. 170

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.

Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter sezzen dörfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen! — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todtes Feuers, voll verworrener Construktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere
Misgeburten hervorbringen: die mit dem dreifachen Haupt des Cer- 171
berus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen, und sich nennen — Pindarische Oden. —

Ramler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Ramler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strom seiner Empfindung, Uz im Ton der Philosophischen Ode, Lange in der Zusammensezzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht

für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Ramler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten. Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie
172 eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denselben anpassen. Und denn ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Ramler zu einem Deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reichste Quell zu diesen Fiktionen ist ohnstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von Poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig, und sinnlich, und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die grösten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Känntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein Dramatisches Genie dazu gehört. „Die
173 „höchste Poetische Kunst, sagt vielleicht eben dieser Dichter*, ist, die „Allegorie in seiner Gewalt zu haben."

Seine Nymphe Persanteis** und Sprea*** verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang

---

*) Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrs. St. 1.

) Litt. Br. Th. 9. p. 154—157. *) Litt. Br. Th. 23. p. 92.

des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horazischen Gespräch: — Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia* ist des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden 174
Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herkulische Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand: in die Poetische Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter dorften angesehen werden. — Die Ode an Hymen** ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrthen
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können***: denn eben 175

---

*) Eben daselbst. [23, 92] **) Litt. Br. Th. 23. p. 90.

***) Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Litt. Br. Th. 8.

durch sein Zaudern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesezzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Ramler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein Allegorischer Genius verläßt
176 ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinne viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordnen Wochenschrift* Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären; sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der Poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

O die du dich zur Königinn der Früchte
mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind [1]), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,

p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

*) Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrs. Berl. bei Haude und Spener 1750. St. 6.

[1]) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

Die Proserpinen [2]) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb
Und machte, daß sie ferner 177
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich [3]): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres [4]) gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren, 178
Der Gott Sylvan [5]) und zieht ein Labyrinth [6])
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.

---

[2]) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen 177 hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatenkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

[3]) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

[4]) Pomona ist die Göttinn der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

[5]) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, 178 cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

[6]) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

Die Künste nehmen Dädals Federn [7])
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

179 Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehölt [8]),
Die rund umher der Pyrrha [9]) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon [10]);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

180 Sagt Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,

---

[7]) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

179 [8]) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

[9]) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesicht Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

[10]) Pantheon, ein Haus, worinn alle Götter wohnen, aus welchen
180 jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über ein Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirrdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne rc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstäte des alten Stalles und der alten Mahler und Bildhauer Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstralen[11]),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf
Und steiget an der Wesen Kette[12]) 181
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing[13]).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf[14]) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte[15]); 182
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

---

[11]) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht gnug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesezt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstralen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

[12]) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche 181 zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortreflichste Mensch, und — — — hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

[13]) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

[14]) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Her- 182 kules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

[15]) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war [16]):
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
183 Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt [17]) sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope [18]), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm [19]),
184 Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

---

[16]) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlgesezten Musik,
183 ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

[17]) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es gerade zu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darinn wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

[18]) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besondres Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

[19]) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien
184 Künste. Unser Opernhaus führt die römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decorationen, und Balletten erwächst die Oper.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie, als ein schlechtes Poetisches Collegium: fast jede Nummer zeigt „die höchste Poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben“: auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären: und so erkläre man sich jede Ode Ramlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer Bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung
ihrer Theile zu bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bey 185
andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensezzung der Strophe ist zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald forn bald hinten gesezt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andre Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus. 186

Mit deinem eignen Laube krönen mußt

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehn hintereinander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem
187 Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Vers einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweyen Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist, von den vornehmern Worten, nicht von non, qui, sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabey verloren hat?

So stolz höret ein feines Lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten würklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesezze werden,
188 Hindernisse seyn: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen

können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die Lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die Lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Ramlers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

> Te semper anteit saeva necessitas
> Clavos trabales et cuneos manu
> Gestans ahena, nec severus
> Uncus abest liquidumque plumbum — —

Ich bin mit Ramler darinnen wohl zufrieden, daß er dies 189
überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Leßing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mecänas opferte.

In einzelnen Bildern, Construktionen, und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutsche Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam

vor sich findet: schwerer, um der Fülle, Kürze und Wohlklange
190 keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias versuchte, probire man mit Ramlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Ramler blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkt betrachten: so dörften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdenn ist er Geschmack- und Kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Ramler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten
191 Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben würkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse Mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz dies große Genie oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde* an diesen Ort:

---

*) Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
—. — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Iove iudicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I. [66]

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Xions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder 192
seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein,
und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden
sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder
Ihr Fest bei jedem Nektarmal
ist Er. — —
Schon säng ich seine jüngste That. —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn
Mit ihm den weisen Antonin, und den *von beiden*
Gefeyrten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Litteraturbriefe* dem
Hrn. Prof. Ramler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus
der Kaiserhistorie vergessen hätte, wenn Julian gelebt: und trauen
ihm beinahe eine Türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin
den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies
im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei *Friedrich* feiren
sollen. In Ramlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu 193
vermuthen, quem incuria fudit; als in den Litteraturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode *an die Feinde des Königs* die Herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei

*) Th. 8. p. 388.

der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen: ist Ramler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutsche Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strom der Ode verursacht: ein Werk des Vorsazzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig, und eigensinnig.

194 Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode* hersezzen,
die sich am besten aus Ramlers Oden erklären läßt:

„Die wahre Critik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung,
„die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachläßigt werden darf.
„Es gibt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer
„Seele auf einander folgen können. Die Ordnung der Zeit, des
„Raums, der Vernunft, des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w.
„Die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt nicht histo-
„risch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter:
„sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der
„Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann die Ord-
„nung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. Eine ein-
„zige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem
„Gesezz einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist
„eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander ver-
195 „binden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen,
„werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entsteht
„die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch

*) Litt. Br. Th. 17. p. 149. 2c.

„diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung
„von Oden ausgemahlte Bilder und Gleichnisse, öfters auch
„Digreßionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind, und in welcher
„die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselstrichen zu
„berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande
„sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen Begriffen kann man
„die Regeln[1] herleiten, wo die Ode anfangen und schließen muß.“

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und also
„auch zur Ode, kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachden-
„kens und der überlegenden Vernunft ist: so muß der Plan der
„Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen: denn hier
„muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für
„einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und
„Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten seyn,
„und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetz der Einbildungskraft 196
„auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide
„Verfassungen zugleich sezzen: er muß nachdenken und empfinden,
„und man siehet leicht, was ihm dies für Schwierigkeit machen
„muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strome der Be-
„geisterung und dichtet: so wird er zwar eine Folge von sehr leb-
„haften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird
„selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subjekt, und
„nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeßne Kürze
„haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet.
„Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der
„Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der Strom der Ge-
„danken seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur
„erfüllet alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter
„Affekt herrschen soll: als nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille
„Freude ꝛc. so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine mißliche
„Führerin. Sie führt den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm 197
„zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte: sie ver-

---

1) L.B.: Ich könnte auch aus diesen Begriffen einige Regeln

„bindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben,
„und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden.“

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode
bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein Philosophischer
Kopf eine vollständige Theorie von der Ode liefere, die unter den
schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am
meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil ver-
lohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen
wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat,
und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht
so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetiken-
schreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte,
St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Mar-
montel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in
den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer
198 Recension in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige
Klopstockische, Ramlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch
von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und drama-
tischen Gedichten sind Fußtapfen gnug, für einen, der aus ihnen
eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des Lyrischen Gesanges ange-
kündigt gelesen; vielleicht wird der Verf. den Charakter desselben
unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und
aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der
Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes
großen Originals unter den Lyrischen Dichtern entwickeln, ihre
Hauptwerke Aesthetisch nach Plan und Composition, nach den Schön-
199 heiten des Details,* dem Licht und Schatten, den Wendungen und

*) „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der Griechischen, Römischen
„und Orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische
„Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische, und diese
„mehr, als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum
199 „der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt.
„Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das

Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die Magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen Philosophischen Begriff der Ode festsezzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde 200
er durch die Ausführung Creditiv gnug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im Lyrischen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geist der antiquen Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdenn die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Ramler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammlen: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer Lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen,“* dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen,

---

„andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu „sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersezzen, „in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurück „zu kehren, und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder „wo sein Feuer mitten im Gleichniß, wie ein Blitz verschwinden muß.“ Litt. Br. Th. 9. p. 184.

*) s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

201 die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Correktur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten Deutschen Odendichtern* ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Ramler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem Deutschen Kleide liefern möge: alsdenn werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dörfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge: seine Ode an Friedrich vor dem Meßias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich
202 zur Welt der Gedanken und Empfindungen**, zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worinn er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andren fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen Gedankenvollen Betäubung berauscht. — Seine meisten Lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortrefliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz sezzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbare Gedanken sagt:

---

*) Braunschweig bei — — —

**) Litt. Br. Th. 8. p. 229.

30*

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Hauptone, 203
„den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich „sage nicht, des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner „feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, „deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode „am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: würde Horaz „diese Materie so ausgeführet haben? Aber man müßte ein wenig „strenge bei Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekom„men wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hie„durch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische „Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der „Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, „was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses „Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz durch seine Muster vestge„sezzt."* Ueberhaupt ist dies ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als das 26te des ersten.

* * * 204

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern sein Philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Litterat. Br.** würdig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dörfte es heißen: die Ersten werden die Letzten seyn; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen, als übersezzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen.*** —

---

*) Nord. Auff. 2 B. St. 105. [p. 545. 46] **) Th. 8. p. 214.

***) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii*
auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. 205

205 Ob wir Deutsche Katulls haben? mögen die Lieder der
Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu seinem
206 Hauptzuge die meiste Katullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische
Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die
in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen,
oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und
blos nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey?
Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich
nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht
zu sagen.

2.

Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Skribent für Beifall
„erhalten würde, der es wagte,[1] nach dem Beispiele des Lukrez, die
207 „Lehren einer Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa

---

Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verf. nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die Critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25—30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51—58.) von seinem Urteil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18—25.) über den Flug der Muse (p. 95—103.) über Musa potens lyrae (p. 104—106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (p. 119—122.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175—177.) über die Blan-
206 dusische Quelle (p. 207—210.) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Gratien (p. 125. 249—253.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

1) L. B.: wagen wollte

„hie und da durch eine Poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, „daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz uner- „träglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im „Deutschen, eine gewisse Feyerlichkeit, die so wohl mit dem Auf- „geweckten des Theaters, als mit dem Trocknen der Schule einen „seltsamen Contrast macht.“* — Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, ziemlich trocken, und freilich schön aufgestutzt[1] mit Poetischen Stellen — und doch hat er Bei- fall gefunden? — Je nun! es ist offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen gewesen.[2] Ich schlage also zurück:**

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemeinen betrach- „tenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der besondern „ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu „klagen haben — Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, wenn sie die 208
„Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen „des Unermäßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und „seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, „so bald sie sich zu den Sitten der Menschen[3] herablassen. Popens „*Essay on Man* möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, „als einem Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine so „feine Känntniß des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher „Schriftsteller gezeigt.“ — Diese beide ganz wahre Bemerkungen machen, daß ich den Deutschen Dichtern die Philosophische Dichtungs- art des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den

*) Th. 8. p. 216. **) Th. 7. p. 163—165.

1) zwar mitunter trocken, aber schön aufgestutzt

2) und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen.

3) L. B.: der Länder und der einzelnen Menschen

Römern. Wenn man die trockne Philosophie sieht, mit der er
kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte — —
propter egestatem linguae ac rerum novitatem — — und die
er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule gnug
209 thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er
einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur
Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und
biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem
Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer
Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen
unsern Deutschen Lukrezen* vielleicht nur drei noch, die diesen
Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein
Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte.
Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verschiednen
Stuffen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf
den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der
du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir
im Lukrez so hohe, wahre und dringende Philosophische Wahrheiten
210 in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween
Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die Nachdrucks-
volle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide
in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen
Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G . . . anern
vergessen sollte.** Jener weiß Abstrakte Ideen in Poetische Körper
zu kleiden; dieser, Abstrakten Ideen Poetische Farben zu geben:
jener ist glücklich im Ausdruck der Menschlichen Denkart, so fern
man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in
der Dichterischen Abbildung einiger Metaphysischen Hypothesen.
Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach

---

*) Ich sondre hier gleich die Moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

**) Die Litt. Br. haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

dem Aeußern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten Philosophischen noch Dichterischen Größe 211
erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein Halbgründliches; und unsere Philosophische Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht, und ist nicht mehr! — Laß diese das Philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig Poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzälungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet 212
noch zuerst die Lieblingswendung so vieler Deutschen Vorreden:

> ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
> offendar maculis. —

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesset, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie,

als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen
Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und
wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgnug-
213 sam auszufüllen: es ist zwar blos ein Lehrgedicht, aber ein Lehr-
gedicht, dem selbst die Epische, Dramatische und Lyrische Muse
zujauchzen würde. Laß es seyn, daß „die Deutschen Lehrdichter
unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten
der Länder und der einzelnen Menschen herablassen.“ Laß es seyn,
daß sie „nicht Känntniß des Menschlichen Herzens gnug hätten, um
Moral Essays zu schreiben:“ ich zeige ihnen ein Essay on Man an,
wo sie sich in die Höhen des Unermäßlichen emporschwingen, und
im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden
können.

Man weis es, daß die Deutsche Weltweisen, wenn in einem
Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam
auf eignem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke,
die Plato, Baco und Locke in die Menschliche Seele gethan, weiter
verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer
wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe
angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude
214 zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phönomenon der neuern
Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies,
daß ein Poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das
Denkmaal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem
eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer
ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer,
der sich in diese Platonische Republik einstiehlet, um Holzhauer
und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische, was der Lehrdichter,
der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich
für den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brodt:
und alle der [1] Nutzen, den er dem Philosophen gibt, ist, daß er
so viel von dem Philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm

1) A: allen den

Dichterischen gibt: eigentliche Bürger können sie nie zusammen
werden.

Aber die Philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und
Hypothesen über die Menschliche Seele; die sind aller Stärke der
Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit
wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten, 215
und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten:
so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein
Genie zitternd zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und
sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur
Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furcht-
sam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Ver-
trauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnen Schritten fortginge,
um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem
Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte
Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche,
die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn
die Erfahrungen, die man über und in der Menschlichen Seele
angestellet, zu Poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die
Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm ver-
liehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen: wenn die Hypo-
thesen zu Dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große
Psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die 216
ganze Welt der Menschlichen Seele ins Licht des Poetischen Glanzes
träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der
Dichter die ganze Ausdehnung der Menschlichen Seele, ihre Höhen
und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu
der Größe, deren eine Menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die
Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen
Pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine
Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären,
als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz: — und
er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte — wie lebhaft hat nicht
schon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht schildern; der

insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund
217 der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufruffen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des Menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensezzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und Moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Würkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle
218 diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu würken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des Menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sehen,[1] theils sein Objekt, eben auch die Menschliche Seele, in aller ihrer Würksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Stralen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva,

1) sähen (?)

unsere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf sie
zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: „das ist Fleisch
von meinem Fleisch!“ Das ganze sympathetische Saitengewebe unsrer
Empfindungen würde in diesen Zuruf nachschallen; denn nie rührt
uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste
und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das
Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des
Poetischen Genies in unsrer Stuffe der Cultur: und die Originalste 219
Ausgabe der Menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen,
wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte,
seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme
abzuschütteln, und alsdenn seinen Flug zur Sonne nähme. Eine
neue Sonnenbahn würde sich alsdenn eröffnen; Zaunkönige sich
auf seine Flügel sezzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend
der Neid ihm nachstreben, und zurückfallen: wir aber würden, mit
einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewun-
dern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das
Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe:
der würde alsdenn die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilo-
sophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sper-
lingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der
Menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungs-
kraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige
Widersprüche des Menschlichen Herzens: wie rührt Shakespear in 220
seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt
ein einziges Klopstockisches Gleichniß aus der Menschlichen Empfin-
dung gehoben! — Wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche,
und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die
zusammen seyn, und auf einander folgen können — welch ein
schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateinischen Elegien.*

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht
immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll
Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines
221 Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Auf-
merksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien
erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben
innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den
Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen
besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine
Elegien als einen kleinen Roman, darinn die Geliebte erst spröde,
dann erweicht, dann eifersüchtig oder ungetreu wird; und der Unter-
schied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß
in den letztern die Ursachen dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten
Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des ver-
liebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunst
des Dichters besteht nun darinn, daß er diese Wirkungen rührend
und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären,
warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle.
Es ist nehmlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu
sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andre Leser, deren
222 Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht
gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil
der Verstand bei der Erforschung der Ursach und ihrer Verbindung
mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat.**

---

*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Litter. Br. Th. 13. p. 69—83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

**) Alles dies dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegien allzusehr eingeschränkt zu haben.* Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, 223
unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen** angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Leben, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nehmlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: 224
so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket.*** Man

---

Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein K. und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

*) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

**) Von denen man in der Rhapsodie des Verf. der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

***) Hieraus glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: ob die Ode wahre Empfindung, oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage: so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein würklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Unmöglich; wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künst-

erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts, als das
wilde Rauschen der Wehmuth. Es gibt Seelen, welche besser ver-
225 wahrt, und gleichsam mit stoischen Dämmen umgeben sind: an
diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen
bei einem großen Schmerz nicht in Klagen: sondern in Rechtfer-
tigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse
aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber
auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der
Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen
Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegen-
seitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach
und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft;
sondern wenn sie dieselben erhält: so ists bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder* aus der
226 Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und
jener Gesellschaft, eines besondern Standes, einer einzelnen Person
entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände
in Erwegung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig
hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den
Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittre

---

liche Sprache. Kann die Ode ein Poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der Poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den Poetischen Ausdruck betrift das Nachahmende allein; die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da
226 das vorige, wie fern sich Elegie von den andern Gedichtarten Psychologisch
und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwen-
dungen erheben möchte.

Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er erst untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe gnug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, 227
das ihm die Mäßigung desselben darreicht.*

---

*) Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und Philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen Menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des Philosophischen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen Menschlichen Geschlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen: so ists nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verf. vorzeichnet. Soll diese letztere würklich werden: so ists beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen „dazu liegen." Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezognes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzeln Züge ver- 228
einigen — und so wird ein Philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen Elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer Philosophischen Dichter) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ists auch zweitens nach der Würkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich sezze zum Voraus, daß er unsern Empfindungen nahe gnug liege, denn sonst kann die Poesie Bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht Elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkt betrachtet werde, daß er uns intereßirt, daß er auf unser Herz würkt: — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein Tragisches Selbstgespräch als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern

228 Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen
229 Empfindungen erregen sollen; so müssen wir eine besondre Neigung

als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die[1]
229 das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende[2] Kampf mit sich, ob er seyn, oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädeln am Grabe, kurz, seine Misanthropische Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das *Allgemeine* müssen doch durch *einzelne* Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint, (denn wer kann die[3] eine sehen, ohne wider Willen an die andre
230 zu denken): so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmaal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein großer Garten voll Unkraut und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Stral einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der Prophetischen Weißagungen im alten Testament, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten, wie die Strafoden z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das *allgemeine* Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von
231 *einzelnem* Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als Elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der

1) „die“ ist wahrscheinlich zu streichen. 2) den rührenden (?) 3) das (?)

für dieselbe haben: sie betreffen alsdenn entweder unser Vaterland, 230
oder unsre Geburtsstadt, oder das Land unsrer Vorfahren, oder
sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. 231
Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der
Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen
sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können
dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern 232
ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen
müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht
zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter,
die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts
vor sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne
Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind,
Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thrä-
nen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr
Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben,
wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der
Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur
Elegie weich genug.* Zu dieser Gattung gehört der 137te Psalm 233

Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht *mein* Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsres Kleists ist: so kann vor dem Anblick eines Hospitals voll Armen und Abgelebten, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

*) Von der Elegie über die Schicksale *einer besondern Gesellschaft* 232
gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder Prachtvolle aber
Empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines Patriotischen Enthusiasmus
werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer
Stadt und eines *Landes leider! nur zu oft Spuren*: so daß, wenn alle 233
Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte
Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter weckt, die

in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons," den auch der Aufseher nach Sidneys Uebersezzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

234 Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders diejenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche
235 Dodsley in London bekannt gemacht hat,* ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muster in Gedanken

---

unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine Elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Pansa sich ausdruckt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen, oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum Römischen Volk über das Verderben Roms, in der 6ten Ode des 3ten Buchs, die uns Hagedorn übersezzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und 16ten Epode: so sind Uz Oden an Deutsch-
234 land, die dritte, neunte und 14te in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer Lat. Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andre Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

*) Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersezzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortreflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

habe; so will ich so gleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei
machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht
ganz einerlei. Die Stunden, darinn der einsame Vogel der Nacht
aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das
mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am
bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem
Lande* seyn, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engel= 236
länder ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte
erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen;
die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können.
Daher sind einsame Zellen und Creuzgänge, wo Eloise ihre Briefe
geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht, (wo der
israelitische Dichter seine Elegie verfertiget) Wälder,** Felsen, wo 237

---

*) Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine 235
Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben so Zeit,
Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe
ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmten Ton
der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten 236
Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof
stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in
die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sin=
kenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten Gothischen
Kirchthurme die Philosophische Eule ihre hole Accente manchmal darunter
sties — Alsdenn findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedan=
ken herabbrausen und ruhn, und die Seele wird stille, wie eine stille See
in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern
der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

**) Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedicht
über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, 237
in ein einsames Gehölz, in hole Felsen führt, plötzlich den Schatten seines
Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das
unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser
ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der
Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrucken, und
der gute Savoyische Vikar würde seinen Schüler oft jähnen gemacht haben,
wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr
und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen,
meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer* kann aber
238 auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Umstände dazu
kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel,
ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde,** zitternde Fenster,
eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbe-
239 glocken, eine Trauermusik.*** — Ja, wenn von dergleichen Um-
ständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele
auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der ver-
mischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten,
alle diese äußre Dinge so schwarz zu machen, daß dadurch eher
Schrecken, als süße Melancholey, in der Seele entstehen würde.
So würde es widersinnisch seyn, wenn jemand an einem Ort, wo

---

*) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

238 **) Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.) das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein Gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat, und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

***) Die Brittische Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergl. beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ists solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich
239 in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen: stiller Freitag gegeben. —

er sich würklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdenn von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,* wenn die
vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zu- 240
standes** entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaf- 241

*) Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verf. in der Parenthese
von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreck- 240
haftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken; Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fliessen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spatziergange unbekümmert nachgeschlichen.

**) Dies ist die Residenz der Elegie, und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie: so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien gnug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen: so sind sie eine Dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können: aber höher
stelle sie nicht, als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und 241
leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber so gar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris, und Procris

fenes Unglück kann alsdenn in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darinn
242 herrschen. Es würde überflüßig seyn, alle verschiedne Fälle aus einander zu sezzen. Die verliebten Klagen* gehören zu dieser Gat-
243 tung, und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen.** Ich

---

242 an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar seyn, wer wollte das behaupten!

*) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten ᾀσματι aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phyllis an Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens
243 ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andrer Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

**) Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarret stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe
244 „eines verstorbnen Menschen, die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße

will nur noch dieses anmerken. Auch ohne das Zuthun äußerer 244
Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung etwa bei
einem einsamen Spaziergange gesezzt werden, daß er sein ganzes
Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darinn überdenkt, und
sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem
Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr
weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe
Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der
Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen: so
mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden: so 245
mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangig-
keit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindun-
gen angemessen* seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesezzt, der
sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen
läßt, noch auch jedem Verlust stoisch widersteht. Folglich werden
die erhabnen Gedanken** aus der Elegie wegbleiben. Da die 246

„Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder: „und die schöne Mähne sinkt aus den Locken[1] herab, und wälzt sich im „Staube:" Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

*) Oder vielmehr der Weichheit der Empfindungen. Hiezu gehört, 245
daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn
nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, son-
dern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten
irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten
suchenden Blicken durchwandert, — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegen-
stand nie anders, als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit
das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beob-
achteten Regeln.

**) Wohl kann sich unter die weichen Empfindungen hin und wieder
ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts 246

1) dem Joche (?)

Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter
247 Witz, das Epigrammatische, das allzuweit hergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichte, Fabeln darinn ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget.* Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfin-
248 dung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten, oder noch mehr zu betrüben.** Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die An-

---

aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffete Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite blos mit einer gleichgestimmten Harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben so unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreustigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen, und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt, daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein eigner, einziger und bester Leser!"

247 *) Ich kann hierinn die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einen heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird, und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung, mit wie viel Macht Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdenn unter die andren hinstellen, anschließen, und gleichsam Elegisch werden.

248 **) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will: so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: sie will sich nicht wiedersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht gibt.

wendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.*

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen,** allzuhäufige O und 249
Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüßig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische
Dichter die kleinsten Umstände,*** die mit seinem Gegenstande ver- 250
wandt gewesen, sammlen und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dörfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore aber auch auro absque

*) So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßigen noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet: hierinn ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem Salomo singen, und wie ich glaube, in seiner
neuern Elegie: Rothschilds Gräber sind einige Versetzungen zu gezwun- 249
gen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

**) Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schliessen, und unsre Thränen ihm nur nicht Kugelrund gnug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

***) Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da
alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freun- 250
des zurückbringt.

ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesezzt gesehen habe: es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from you I part
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

251 Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermischt [1] wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien* sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind
252 die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten.**

---

251 *) Eins der schönsten Klagegedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einkerkert: es kann Elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, Elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche Elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu Elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

252 **) Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

1) L.B.: vermieden

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht, sondern schreibe ab:*

„Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz 253
„unterscheidet, daß man des letztern ridendo verum dicere, seine
„schalkhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Mine,
„von den geißelnden Streichen des erstern, von seinem entflammten
„Gesicht, und von seinem zornigen Auge unterscheidet. Aber was
„macht ihn denn, diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte die
„Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen unverändert,
„auf die Bühne; dies ist Juvenal, wenn man noch dazu sezt, daß
„er seine Mitbürger nicht blos von der lächerlichen, sondern auch
„von der lasterhaften Seite, und von dieser öfter, als von jener
„zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers;
„er reißt ihm die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber
„blutrünstig werden sollte, und gibt ihm nur einen andern Namen;
„aber niemand läßt sich betriegen. Der ist es, ruft man, nach
„dem Leben! — Zu dieser Satyre gehört so viel Anlage nicht!
„Man darf nur aufmerksam seyn, auf das, was um uns vorgehet.
„Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß der Mann 254
„vom Herzen weg redet, und daß er bei allem Eifer, den er hatte,
„doch Beurtheilungskraft gnug besessen hat, mir unter den ver-
„schiedenen Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur
„das Merkwürdigste zu schildern.

---

*) Litt. Br. Th. 9. p. 82.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, wovon sie
„bei sich empfinden, daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein,
„weil es doch eine gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichter[1]
„kenntlich zu schildern: so vermeiden sie diese Gefahr, und machen,
„daß das ganze Stück nichts taugt. Sie mahlen uns platte
„Karaktere, die ekelhaft sind, und an denen man weder genaue
„Zeichnung, noch das lebhafte Colorit eines Juvenals findet. Bei-
„spiele davon können uns in unsern unzählbaren Wochenschriften
„nicht mangeln. — Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige
„La Bruyere, der den Ausweg eines Genies gefunden hat. Er
„hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kenntlich zu machen.
„Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht verstellt,
255 „und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftig-
„keit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen, eine Satyre zu schreiben!
„ich wollte wohl behaupten, daß man mit dem Talent dazu müsse
„gebohren seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der saty-
„rische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle hat. Denn jene
„von der ersten Art sind, deucht mir, in nichts von dem prosaischen
„Schriftsteller unterschieden. — Dies Talent ist nichts anders, als
„die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte
„Art zeigt, was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an
„seinem eignen sonst einfachen Karakter besonders auszeichnet. Oder
„auch: er weiset auf etwas, was lächerlich ist; aber ohne daß er
„es als ein solches zu kennen scheint — und eben weil es diesen
„sonst so simpeln Mann befremdet: so werden die übrigen jetzt
„aufmerksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter
„gar niemals seine satyrische Geißel mit sich führte: auch Horaz,
256 „wenn er aufgebracht ist, gibt seinem ineptus Fannius etwa einmal
„einen Hieb, und läßt ihn

discipulorum inter plorare cathedras.

---

1) L.B.: Bösewichte

„Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist seinem Tem-
„perament nach cupidus pacis, und dies macht ihn eben zu dieser
„Naivetät geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist,
„wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder
„eine naive Handlung vornehmen soll. La Fontaine und Gellert
„haben nur dies satyrische Talent, und ich vermuthe sogar, daß sie
„durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht
„worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen,
„durch welche sie von der äsopischen Kürze abweichen, und die
„unsre einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der
„Erzählung gehalten hat, sind satyrische Züge, die dem Dichter
„entwischen, und eben deswegen so sehr gefallen, weil er sich so
„blöde und unerfahren anstellt. Ein Mann, der so unschuldig ist;
„wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahr-
„heit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld. Dies ist der Grund 257
„der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine
„Satyren einkleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen
„er diese Naivetät am besten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius seculi* zeigen auch diese
„Mannichfaltigkeit in Erfindungen, den feinen Spott, der aus der
„Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine Art
„von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten. —
„Indessen gibt ihnen das lateinische Kleid eine Neuigkeit, in der
„sie sich uns zum Vergnügen darstellen. Was mag wohl die
„Ursache davon seyn? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen
„Wendungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche,
„und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder
„entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über
„die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der
„Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses unge-
„zwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius 258
„hören, der sich über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt.“

* * *

*) Litt. Br. Th. 10. p. 197.

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz, und unserm Klozz mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweise dazusezzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe, *was* beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, *wie* beide es schildern. Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein Pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakterischen Ton beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an sich gegen einander gesezt.

259 Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das Menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter känntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Känntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den *schlechten* Charakterschmierern unsrer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Kolorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Känntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horazische Methode in der Satyre — mit dem Talente „muß man gebohren sein!" Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das vornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

260 „Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und Horaz hat „seine Stelle auf dem Parnaß, weil er mit dem Talent zur Satyre „gebohren worden." Dörfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satyren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als

Dichter zur Ode gebohren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Kolorit, und selbst seinem Sylbenmaaß nach, ungleich mehr Dichter.*

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den 261
Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierinn, und hierinn allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies lieset?

Dörfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert nichtig seyn? Wer zweifelt dran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?“ Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die 262
Kürze des Phädrus?

Und dann? Dörfte Klozz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorn des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner

*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll,“ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Misstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachläßig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalte mehr zu nähern, und ihn mit dem Ton seiner Materie übereinstimmiger zu machen.“ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn, als andre, die feuriger schildern? —

läßt. Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satyram non scribere! — — und in den meisten Stücken geben wir der Klozzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen, die in Deutschland so seltnen Lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern.

---

263 **5.**

Haben wir Deutsche Ciceronen? *

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohlredenheit unter„scheiden, und mit dem Cicero bei der erstern diejenige, welche in „der Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie „versatur et ferro, von der absondern, die nur auf der Uebungs„bahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, und wir können keinen „Redner haben, den wir mit Cicero oder Demosthenes messen „könnten.

„Wir haben keine politische Beredsamkeit; nicht einen Schatten „davon, und können sie auch nicht haben, weil unsre Staatsver„fassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk? „Wo sind die versammleten Provinzen? Wo sind die angeklagten „Feldherren und Fürsten? wo ist öffentliche Berathschlagung über „Krieg und Frieden? In unsern Verfassungen bezahlt das Volk
264 „seine Abgaben, und wird über den Gebrauch derselben nicht „gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und vertheidigt, „sondern fallen in Ungnade: und im Kabinette geschieht der Aus-

---

*) Dies ganze Fragment ist aus den Litt. Br. Th. 13. p. [103] 106.

„spruch: es soll Krieg seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil
„wir nicht mehr können — und der Unterthan hört es. Nun
„kommt zu Haufen, ihr Demosthenen und Ciceronen. Nicht wahr,
„alles ist euch fremde; — verlaßt den kleinen Markt, und lernt
„trockne Processe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Beredsamkeit kann
„nirgends, als in der gerichtlichen Art zu reden angebracht werden.
„Das Forum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder andre
„Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die gerichtliche Art für
„Vortheile habe; ob diese Vortheile die große Beredsamkeit zuwege
„bringen; und ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind immer neu; immer
„höchstwichtig, selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit
„zwischen der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Dadurch
„drängen sich die Gegenstände näher hinzu, und werden folglich 265
„grösser, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren sie sich
„bedient, sind ganz aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein
„unendlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Redners kann
„sich dabei üben: alle seine Erfindung. Ferner; weil das Wahr-
„scheinliche seine Hülfe von allen kleinen Umständen zusammen sucht:
„so bereiten eben diese Umstände, folglich schon die Beweisgründe,
„die Leidenschaften zu. Denn diese Umstände liegen in den Seelen
„der Zuhörer, so zu sagen, neben andern verwandten, die dem
„Zunder zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur
„rühren, damit Luft hineinkomme, und alles fängt an zu glühen.
„Bläset er vollends an: so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht: so geht er
„sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele Handlungen müssen
„darinn nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder jenem von den
„Zuhörern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in der Seele
„dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein grösseres 266
„Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen seyn
„anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den
„Herzen der meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam

„es auch, daß die meisten großen Männer sich vor den Anklagen
„so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Ge-
„wißheit gehen, haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der gerichtliche Redner
„im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht blos zum Mitleid,
„er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur
„zum Kochen, er läßt ihn zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer
„wird vom Schrecken nicht nur blaß: er läuft in der Angst wie
„ein Unsinniger herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer
„anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle ent-
„schließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge
„fast wie ein Gott da, der die Herzen derselben, gleich den Wasser-
„bächen in Händen hat.

267 „Nun wollen wir die übrigen Redearten dagegen halten. Wie
„die Menschen heut zu Tage von Homers Helden an Stärke ver-
„schieden sind: so stehen auch die bei uns üblichen Redearten von
„der alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen und aka-
„demischen Reden erhellet es von selbst. Was sind die letztern?
„Abhandlungen abstrakter Sätze. Sie können schön vorgetragen
„werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das
„Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch so helden-
„reich seyn: er ist selten anzurathen. Hundert Biographen; aber
„höchstens einen Panegyristen. Bossuet unter den neuern ist wohl
„das größte Muster hierinn, (denn Fleschier ist meistens nur wohl-
„redend) aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben: und
„denn wird sie auch niemand mit den größten Reden der Alten
„vergleichen. Wenn diese lobten: so war das Lob niemals ihre
„Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben: den Plinius
„ausgenommen. Einiges Mitleid und Bewunderung sind die ein-
268 „zigen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns der
„Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast alle
„seine Schäzze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich
„durch die Frage zu schüzzen: ob es nicht viel besser wäre, auf der

„Kanzel Homilien als Reden zu machen? — sey es einmal ange-
„nommen, daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen, die
„in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß wir dieselbe zu
„dem Grade der gerichtlichen erheben können.* — Materie, Beweise
„und Affekten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis dahin zu
„steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wohl selten
„durch ihre Neuigkeit,** wenigstens diejenigen gewiß nicht, die eine
„christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und 269
„bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen, ist dies freilich ganz
„anders; daher läßt sich auch menschlicher Weise die Menge der
„Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein, wie kann unter uns
„der Kanzelredner seine Materien neu machen?*** Es bleibt ihm
„also nur das Interesse derselben übrig; und dies werde ich doch
„nicht läugnen? Nein. Ohne daß man mir es zudeklamirt, begreife
„ich wohl, daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf
„eine Ewigkeit wichtiger sey, als die Entscheidung über Krieg und
„Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Mei-
„nung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit,†
„welcher allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann es
„vielleicht dahin bringen; aber er muß es erst thun, wenn es für 270
„den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist.†† — Desto schlimmer

*) Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, 268
daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände: eine wichtige Materie.

**) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

***) Ich könnte es dem Verf. mit einem Worte sagen, wenn der 269
Homilet nicht über Worte, sondern über das Menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fodert zur Erklärung viel andre.

†) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner würklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

††) Eben hier trennt sich der Politische vom geistlichen Redner; dieser 270
fängt an, wo jener aufhört; keiner erreichet seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

„für solche Weltkinder! — Zugestanden, und diese Weltkinder sind „der größte Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen* „sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Ent„schlusse bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit „hat sogar dem beredten Apostel einen Triumph entrissen. Felix „und Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit „hätten, neue Vorsäzze zu fassen, und schickten den Redner von „sich. Dies liegt in der Natur der Sache selbst, und keine blos „menschliche Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen überwiegen.

271 „Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den „Beweisen. Die Aussprüche der heil. Schrift, so bald es klar ist, „worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat „es befohlen: hier ist der ganze Beweis.** Nur selten zeigt sich „eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall. „Das freieste Feld für den Kanzelredner verschaft der Contrast der „Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesezzen; und zu „diesem Felde öffnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher „sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien „geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — man wähle die „besten ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten? Sie werden
272 „freilich eben so erregt, wie die übrigen, aber nicht eben so leicht, „nicht eben so stark.*** Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewun„drung kann der Kanzelredner erregen, aber nur in einem gewis-

---

*) Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen, wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

271 **) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette Biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verf. die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der Menschlichen Seele.

272 ***) Wenn der Politische Redner kein Akteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dies würde Theologisch!

„ſen Grade. Ja, die erſten werden vielmehr vermiſchte Empfin-
„dungen, und die letztere verliert ſich in ſtille Anbetung. Steigt
„er über jenen Grad: ſo entgehen ihm die Seelen ganz aus den
„Händen, überlaſſen ſich ihren ruhigen Empfindungen, und der
„übrige Theil ſeiner Rede iſt verloren. Ja, je öfter einerlei Bild
„vorgebracht wird: deſto ſchwerer fällt es, die ihm zuſagende Lei-
„denſchaft zu erwecken. Wie weit kann es alſo der geiſtliche Redner
„bringen? O wahrhaftig! Cicero könnte wohl vielleicht der beſte
„Kanzelredner unter uns ſeyn; aber ein Cicero würde er nicht
„ſeyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden: hun-
„dert gegen eins, nach ſeiner herrſchenden Neigung der Eitelkeit 273
„würde er Gedichte herausgegeben haben, und ganz gewiß ſchlechte
„Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten ſind einerlei
„mit den unſrigen geweſen, und auf einerlei Art gemacht worden?
„Was kann das helfen? Es kömmt auf den Gebrauch dieſer Theile
„an. Ein Haufen macht ſeine Kriegsübungen ſo wie ein ganzes
„Heer. Er rückt fort, er lenkt ſich, er hält zuſammen, jeder Sol-
„dat handelt. Wird deswegen ein Stadthauptmann in einer Reichs-
„ſtadt, der ſeine Bürgerkompagnien muſtern kann, Feldherr ſeyn?
„Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der Feldherr ein
„ganzes Heer in Bewegung ſetzt, und gegen einen Feind in Bewe-
„gung ſetzt — Unſern Rednern fehlt die Materie, ein ſolches Ganzes
„zu machen, und der Feind, den ſie überwinden müſſen. Dies iſt
„der Unterſchied zwiſchen der acies und der palaestra des Cicero.“

---

6. 274

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich ſuche die bisher vorgezeichnete Ausſicht der Litter. Br. etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unſern Rathhäuſern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatſchen ſeiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von

einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesezze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu sezzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sinds am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das Römische Volk ist: nie jene
275 Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammlete Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und denn das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist nicht blos bequemer, sondern auch würklich die einzige und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe Abstrakte
276 Ideen lieber in fließende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestutzte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussezzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stielt sich so wohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache

des gesunden Verstandes, und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen gnug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen: 277
sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er würkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren, und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereyen: so wird der Zuhörer um so freier athmen, wenn er in die frische Luft kömmt. 278
„Der Begrif von der Beredsamkeit aus den Schriftstellern des „Alterthums, nach welchem man sich auch eine geistliche Beredsam„keit ausgedacht, und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen „Kanzeln angewiesen hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar „unrichtig,[1] daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern „muß. Der römische und griechische Redner suchte gar nicht seine

---

1) Sp.: diese Anwendung aber dünket mir so offenbar unrichtig zu seyn,

„Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu „machen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse „bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am besten gewirkt „werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur „so in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts „anders sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr von „einem macedonischen Philipp, oder einem Catilina: so hatte man „alles, was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen „Grundsätze so, wie sie immer seyn mochten. Der christliche Pre„diger hingegen [1] hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn
279 „haben. Es kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungsart „und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende „Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde: und das „ist nicht das Werk einer bloßen [2] Rührung. Es gehören klare „und gewisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden des „Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber „entsteht nicht aus der Hizze der Gemüthsbewegungen, sondern „erfodert eine kältere Ueberzeugung.“ Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist.*

Noch ein andres Zeugniß** über eine Sache, von der ich gern andre reden lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist „bei den Gottesgelehrten so wohl, als bei den fanatischen und „enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet „vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, De-
280 „mosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch ein„gerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr „von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem politern, „gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten

*) s. Spaldings Werth der Gefühle p. 195. 196.

**) Litt. Br. Th. 1. p. 68—71 aus den Moral. Beobacht. und Urtheilen Zürich 1757.

1) Sp.: hergegen 2) „bloßen“ fehlt bei Sp.

„Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, „und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius „hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so „gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der „pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, „ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vor„haben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, „nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es „unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, „oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit „dieses letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, „welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit des
„Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, 281
„was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht „sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen „seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren „Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nörd„lichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die „größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre „Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung „davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube „gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus pre„digen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer „in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden „werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel „nicht allemal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklich„keit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit „bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus „ihm lernet.“

Drittens: kaum dörften unsre Kanzelredner mit Cicero die 282
Redtheile gleich haben sollen: wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungne, verkettete, und mit

Bindewörtern verpallisadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner Ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den Asiatischen Stil sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer musten wegen der Kürze ihrer „Worte die periodische Theile ketten, wenn sie nicht in den abge„schnittenen Stil fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, „reich an Participien fügte sich ihre Sprache so an einander, daß „immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen „aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen
283 „wollen, müssen wir sie mannichmal trennen.“* Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darinn sezzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen Panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn „wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es „— — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind:“ dies ist die gewöhnliche Homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und Periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. — Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen geistlichen Rednern muß man es oft beklagen,
284 daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der Periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von Lateinischen zu Deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ja

*) Litt. Br. Th. 13. p. 120.

„ein Stil immer schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der „Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so „gekettet an einander gehänget sind.“* So will es die Deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die Periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit „wenig Worten dastand, und die Seele also wenige Zeichen zu „fassen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe eher ange„hänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den „Autor zwang, lieber dem Geiste viele Ruheplätze zu verschaffen, „als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unsern Deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem 285
Geschäft-nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre. Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn, jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: diese Gradation soll ihn Stuffenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun sezze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das Periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der 286
Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen

*) Ebendaselbst. [13, 120]

Wort treffen, und mit dem lezten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die Deutsche Sprache hierinn nie die Lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in Römischen Fesseln sich Periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch „weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden „flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man „einen ganzen Sinn fassen kann:“* so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist alsdenn der schlechte Kanzelstil eines seichten Homi„leten, der nur deswegen solche Pneumata herpredigt, damit die „Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon
287 „mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn „im geringsten zu verstehen.“ — „Wenn solche[1] Perioden, die „man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und „verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge ver„folgen kann, ohne schwindlicht zu werden — wenn solche[1] Perio„den uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzel„redners Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr kann die „feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen „Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen.** „Und im Grunde sind dies nichts weniger, als ciceronianische „Perioden. Man suche die allerlängsten aus den Reden des „Römers: man findet keinen einzigen, in welchem die Symmetrie „in Gedanken und Worten vernachläßigt ist.[2] Nur diese Symmetrie „macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders „wenn sie selten eingestreuet werden.“***

---

*) Litt. Br. Th. 3. p. 91. **) Th. 6. p. 313. ***) p. 317.

1) L.B.: dergleichen

2) L.B.: Man suche mit Fleiß . . . . und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachläßiget ist.

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustande unserer Ciceronianischen Schulübungen nöthig, 288
und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich gnug wären. Ich habe sie aber sehr auslesen müssen, weil die Litt. Br. an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen Homiletischen Stil,* unter Homiletisch strenge Gründe, und in Homiletisch langweilige Rechtfertigung** sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Pro„phet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des „Herrn in Ciceronischen Perioden verkündigt?"*** Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet oder Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der Ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt, und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln, siebzehn hundert Jahr nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen, für unsre Zuhörer gepredigt. 289
Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zweck doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische Perio„den alsdenn geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden „Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte u. s. w."† Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stück der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

> Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
> Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

*) p. 313. **) p. 321—347. ***) p. 317.
†) Litter. Br. Th. 3. p. 317.

Ich frage vielmehr: Haben denn die Alten — haben ſelbſt die
290 Römer — haben ſie ſelbſt in der Politiſchen Beredſamkeit ihren Cicero als ſolch ein erhabnes Muſter angeſehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das gröſſeſte Vorbild ſeyn müßte, ſich ihm nicht blos nachzubilden, ſondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrſamkeit zu machen — haben ſie ſo gedacht? Es kann ſeyn: aber folgende Worte ſtehen auch in einem Römer, die ſeine Meinung von der alten Beredſamkeit enthalten, und die ich gleich auf unſre Homilien deuten kann. „Caßius Severus „lenkte ſich zuerſt von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei „ab: aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus „Mangel der Gelehrſamkeit, ſondern mit reifer Ueberlegung und „mit Verſtand. Er ſahe nehmlich, daß mit dem Geiſte der Zeit„alter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr „(diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredſam„keit ſich ändern müſſe. Damals konnte ein Volk, das unerfahren „und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede ausſtehen: ja
291 „ſelbſt das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er „einen ganzen Tag mit ſeinem Vortrage hinbrachte. Daher konn„ten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe Hiſtoriſcher „weithergeholter Umſtände, der prächtige Aufzug mit vielen Ein„theilungen, die Steigerung von tauſend Beweiſen, und was es „ſonſt vor Regeln in den trocknen ſtaubichten Büchern des Herma„goras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur Ehre „gereichen: und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweis„heit genaſchet, und brachte aus ihr ein Stück in ſeine Rede — „o ſo wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird ſich hierüber „wundern? Dies alles war neu und unbekannt; ſelbſt die wenigſten „Redner ſahen die Vorſchriften der Redekünſtler und die Säzze der „Weltweiſen ein. Aber, mein Gott! jezt, da alles dies bekannt „iſt, da kaum jemand an der Kirchenthür ſtehet, (der Römer ſagt „in cortina) der nicht die Anfangsgründe der Religion, (im Latei„niſchen studiorum) wenn nicht verdauet, ſo doch gekoſtet hätte:

„ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht 292
„verdrüßlich zu werden: insonderheit vor einer Versammlung, (der
„Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesezz und Recht, son-
„dern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen) die sich nicht
„immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit
„und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner Zeit vorschrei-
„ben läßt, sondern sie sich selbst nimmt.“ So urtheilten die Römer,*
über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie,
in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich
geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Bered-
samkeit, vor andern Zuhörern, über andre Sachen, in einer andern
Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über
den er doch besser urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls
„der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und
„hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr über- 293
„troffen, als in Urtheil. Er ists, der die Rede zuerst ausgebildet,
„zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensezzung
„der Theile gezeigt: blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche
„Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die
„er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung
„es schon gelernt hatte, welches die beste Art des rednerischen Vor-
„trages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die
„Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen
„schläfrig, im Erzälen weitschweifig, schweift müßig aus, kömmt spät
„in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer u. s. w.“ Ich führe
diese Stelle an, nicht als wenn wir d i e Fehler zu vermeiden hätten,
die ihm Aper Schuld gibt, die muste man damals vermeiden, da
der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese
jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wider sehr geändert. Ich will nur
das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der
Beredsamkeit, schlechthin und ohne Einschränkung: ihn nachahmen,

---

*) De causs. corrupt. eloquent. dial. [19. 22]

294 heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach
denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Cice-
ronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Stil zu einem
Lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet.
Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem
Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende
Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der verän-
derte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geist der Bered-
samkeit eine andre Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen,
sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgen-
des Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theo-
logisch: sondern als ein Stück der Litteratur; in diesem Gesichts-
punkt lese man es.* Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe
nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andre Bered-
295 samkeit fodre: daß sie allemal bei Ausbildung nach der Politischen
der Alten leiden müsse: und an sich ihrem wahren Begriffe nach
ihr ganz und gar nicht nachstehe.

7.[1]

Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock.

Ich werde vielleicht nie mehr so nahe an die Gränzen der Theologie streifen; und nehme daher noch einen kleinen Ausweg.

Ob ich gleich in meinen Fragmenten nichts minder, als den Insekten ähnlich seyn will, die insonderheit nach faulen Schaden hingezogen werden, sich von der Fäulniß nähren, und in sie ihre Brut legen: so muß ich doch, der Verwandschaft meiner Materie wegen, nachdem ich mich an so viel blühenden Stellen genährt und

---

*) Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde: so bleibts unter meinen Papieren.

1) [Kap. 7. S. 295—322 fehlt in B.].

ergötzet, und sie vielleicht fruchtbar gemacht, auf Nuancen der Litt. Br. kommen, die ich vorbeigehen wollte. So siehet ein Geliebter 296
in den Geheimnissen seiner Schöne Verunstaltungen, er will sie nicht sehen, und schlägt die Augen nieder; aber er sieht auch in diesen Geheimnissen etwas Ansteckendes, das kann er eben aus Liebe zu ihr nicht verschweigen.

Ein Kunstrichter sieht seinem Schriftsteller ins Gesicht, ohne nach seinem Herzen zu schielen. Er irret; — warum mußte der Irrthum aus dem Herzen kommen? leite ihn in den Verstand zurück und bessre ihn. Ist der Irrthum schädlich; ohne den Irrenden über die Achsel verachtend anzusehen, und zu eifern: zeige blos das Nicht-Nützliche in seinem Irrthum; so wird ihn kein Mensch annehmen. Es gibt gewisse Seitenblicke, die mehr sagen, als ein ganzes Gespräch, die der, so sie gethan, leicht wegschwatzen kann; aber der, so sie gesehen, läßt sie sich nicht wegschwatzen. Ein Wort vergißt man; ein Blick bleibt in der Seele.

Ich habe Wielands Letzte der Sympathien in seinen Prosaischen Schriften gelesen, und sie ist der Pendant zu der Recension,* die ihn nicht blos klein; sondern schwarz macht: zwei 297
sehr verschiedne Sachen. Wenn Wieland zum Reformator ungeschickt ist, wie ichs gerne zugebe, warum muß er zu verstehen geben, „daß er aus dem Inhalt der Dogmatik sich nichts mache," warum müssen die Theologen aufgeboten werden, „dies in Betrachtung zu „ziehen,"** warum wird Shaftesburi hier als der gefährlichste Feind der Religion ihm zur Seite gestellt; es ist ja überall von Methode die Rede, und diese ist schlecht; der Kunstrichter kann sie wiederlegen: er kann das Unnütze und Schädliche seiner Vorschläge zeigen: er rufft aber aus: Mordbrenner! ehe man recht weiß, wo es brennt.

Cramers Methode, einem Kinde Jesum kennen zu lernen, mag untauglich seyn, „weil sie eine Entkräftung, nicht Erleichterung

*) Litt. Br. Th. 1. p. 35. 36. 40. 62. 63. 64.

**) Litt. Br. Th. 1. p. 63. 64.

„mit sich führt,“* aber warum muß man sich** wundern, wie
der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe
anpreisen können. Setzt dies nicht zum voraus: der Aufseher sollte
298 orthodox seyn, sieht seine Lehrart heterodox an und preiset sie,
vielleicht aus Liebe zur neuern Heterodoxie, an: denn so heißen die
folgende homiletische Ereiferungen: „aber wissen Sie denn nicht,
„daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anders zu seyn anfängt,
„als er noch vor dreyßig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist
„ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen
„Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen hat, und
„weicht allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der
„Religion fein enthusiastisch zu schwatzen weiß.“ Wie wäre es,
wenn diese Worte in einer allgemeinen deutschen Biblio-
thek geprüft worden wären?

Aber es kann alles dies seyn: das bleibt doch immer, daß es
eben dieser Recensent nicht wissen, hier bei dem Aufseher sagen,
und bei dieser Gelegenheit am mindesten sagen dorfte. Der Auf-
seher irrt in der Erziehungsmethode seiner Kinder; ist er darum
ein Heterodox, nicht so ein guter Christ, als die Leute vor dreyßig
Jahren; gehört er zu der Zeit, der die Orthodoxie ein Gespötte ist
299 u. s. w. Der Kunstrichter darf freilich nicht alles eben auf ihn
gemeinet haben; aber wenn er mehr, als ein guter Christ, wie die
Leute vor funfzig Jahren seyn will, so muß er uns nicht ungewiß
lassen, auf wen ers sagt: er muß bedenken, daß er ein Briefsteller
der Litteratur im Jahr 1759. seyn soll, den die Orthodoxie, das
Christenthum, der Verdacht der Freidenkerei, das fein enthusiastische
Geschwätz, die Quintessenz u. s. w. nichts angeht; der höchstens
darüber urtheilen soll, ob das Kind ein Socinianer wird; nicht
aber darüber, ob es der Vater zum Socinianer machen wollte, ob
seine Methode Lehrbegrif sey, und ob es eben seine Absicht sey,
diesen Lehrbegrif, diese Quintessenz mittheilen zu wollen; ob es sein
Zweck gewesen, die Wahrheit, die er erleichtern wollte, zu ent-

*) Litt. Br. Th. 3. p. 59. **) p. 65.

kräften, zu verstümmeln, herabzusetzen: denn sonst ist der ganze Eifer hier am unrechten Ort. Und überhaupt diese orthodoxe Untersuchung, gehört sie zu „liederlichen“* Briefen über die neueste Litteratur? — Dörfte es nicht, so fremde als die Ueberschrift 300
wäre:** „Die göttliche Natur Jesu vertheidiget von einem Berliner Juden, gegen den Hrn. Hofprediger Cramer“ eben so fremde lassen: „die Orthodoxie des Hrn. Hofpr. Cramers bestritten in den Briefen über die neuere Litteratur:“ und wenn auch die ganze Frage sich darauf einschränkt: „ob diese Art, ein Geheimniß beyzubringen, anzurathen sey?“ so sage ich lieber:*** „darüber mögen unsre Theologen urtheilen!“ dem kranken Officier dörfte nicht eben so viel daran liegen.

Man sieht; ich bin kein Vertheidiger des Hofpredigers, der von ihm eine Pfarre haben will! ich bin auch kein Rechthaber gegen die Litt. Briefe; denn ich weiß, daß wenn es aufs Entschuldigen ankömmt, jeder der beste Erklärer seiner Worte seyn wolle: ich bin auch kein gründlicher orthodoxer Theolog, um die Streitfrage zu untersuchen; aber wenn ich auch blos als ein ehrlicher Laye, der sein Griechisch Testament versteht, urtheile: so ist die Theologische Wiederlegung des Recensenten† gesucht, und ich wollte ihn gewiß 301
nicht zu meinem Bibelerklärer nehmen, wenn er die Bibel wie Blifil lieset, dem Thomas Jones Prügel zu verschaffen.

Er will die Rede des Apostels vor den Atheniensern, vor Felix, vor Agrippa retten: gerettet hat er sie; denn auch ich finde durchaus die Cramerische Methode nicht in ihnen; aber wie er weiter fortschließt? — das ist eine andre Frage. Das sieht man doch bei dem ersten Anblick: daß Paulus sich nach den Begriffen der Athenienser bequeme, nicht um ihnen zu schmeicheln, sondern ihre Neugierde, ihre Religiosität, ihren Altar des unbekannten Gottes, ihren Hochmuth, daß sie das erste Volk wären, auf den Begriff des wahren Gottes, auf eine neue Zeitperiode der Sinnes-

*) Th. 4 p. 403. **) Th. 5. p. 198.
***) Th. 5. p. 202. †) Litt. Br. Th. 6. p. 357—368.

änderung, und auf große Erwartungen in der Zukunft zu lenken.
Er ließ sich in ihre Welt der Denkart herab, um ihnen das Cha-
rakteristische seiner Religion zu zeigen, wie es von der ihrigen
abstach, ihre Neigung zum Wunderbaren und Religiösen fesselte,
und ihre Irrthümer zerstörte. Ich sehe also nicht, daß P. von
302 Christo schweigt, um Hr. Cramers Methode zu beweisen: aber das
weiß ich auch nicht, ob wenn P. „noch ein zweites Wort gesprochen,
es *ohnfehlbar* von der Gottheit dieses Mannes würde gewesen
seyn.“* Wie weiß das der Kunstr. so *ohnfehlbar*? Das ist immer
ein barmherziger Schluß: das würde er gethan haben, wenn er
nicht unterbrochen wäre! Daß P. so gewaltsam unterbrochen**
sey, als wenn der Donner in unsre Kirche während einer Predigt
schlägt, wird der nicht sagen, der den Markt zu Athen auch nur
als Fremdling kennet, der die Worte im Griechischen gelesen, und
der da weiß, daß diese ganze Rede sich eher einem Discours nahe.
— Beweisen kann Cramer eigentlich nichts für sich; aber ihn
hieraus wiederlegen[1] auch nicht, und es wird lächerlich, wenn
der Recens. sich auf die *neuen Götter**** beruft, nach seiner
Uebersezzung. Auch der Jesus der Socinianer ist doch mehr, als
die *δαιμονια* der Athenienser, die blos glaubten, P. wäre ein Bote
303 fremder Schutzgötter. (*ξενων δαιμονιων καταγγελευς*) Der Recens.
will Cramern seinen Stab aus der Hand winden; darinn hat er
recht; er will ihn aber mit diesem seinen eignen Stabe auch züch-
tigen: das ist zu viel.

Ich habe es schon gesagt: ich bin ein Laye; ich weiß also
nicht, ob Heumanns Exegetische Erklärungen† so ganz außer Zweifel
gesetzt seyn möchten; ich habe weder Seb. Schmidt, noch Fabricius,
noch Heumann gelesen, aber, wie sie der Rec. anführt,†† so kann
Schmidt und Fabricius Recht haben, daß P. sich den Begriffen
und der Sprache seiner Zuhörer bequemt, und sich vor den blos
Jüdischen Ausdrücken und Vorstellungsarten jetzt in Acht nimmt:

*) Th. 6. p. 359. **) p. 358. ***) p. 361.
†) p. 361. ††) p. 362—364.

1) Vielleicht ist zu interpungiren: „wiederlegen? auch nicht,“

und Heumann kann Recht haben, daß er deswegen keine Jesuitische Bekehrungsklugheit bewiesen habe; und doch folgt nichts für und wider Cramer.

Dies gilt auch von der Rede vor Felix: nichts für Cramer: es ist eine Schutzrede des Paulus! Nichts wider Cramer, denn die Worte: er hörte ihn vom Glauben an Christum* (περι της εις 304
Χριςον πιςεως) sind ja offenbar blos der Titel einer Christlichen Predigt, der dem Lucas und andern geläufig ist. Felix will von Paulus neuem Glauben was hören, aus Neugier; P. aber lenkt, statt diese zu stillen, den Vortrag darauf, um ihn zu bessern. Wo weiß der Rec.** daß „Felix und seine Gemahlinn „den Apostel von den unbegreiflichsten Geheimnissen unserer Religion gehöret; daß sie über diese unbegreifliche Geheimnisse nicht „erschrocken sind, daß diese unbegreifliche Geheimnisse nicht Schuld „hatten, daß sie nicht Christen wurden" — mein Gott! wo hat der Mann das alles her? —

So auch in der Schutzrede P. vor Agrippa! Sie ist offenbar nichts, als Schutzrede vor einem Manne, der ein Jude war, in einem Gesichtspunkt, den er beurtheilen konnte, daß P. kein Verächter der Jüdischen Religion, und worinn die Christliche von jener abgehe, nöthig, und besser sey. Hier also gar nichts für Cramer;
aber wider ihn? auch nichts! wie schwer sind doch die Fragen, über 305
die der Recens. hinspringt?*** „was dachten die Juden vom Meßias? was erwartete Agrippa in ihm? in wie weit konnte sich P. ihnen bequemen? und mußte sie wiederlegen?" — Und war das nicht blos der letzte Nebenzweck, den der Rec. so gewiß zum Hauptzwecke macht: „er mußte ihn überführen, daß Jesus der versprochene Meßias sey!"

Gnug! damit nicht jemand von dieser Streitigkeit bei mir sage, was ich von diesen ganzen weitläuftigen Zänkereyen in den Litt. Br. wünsche: o wären sie nicht! Es mag indessen, wer da will, das letzte Wort behalten — das fühle ich: daß ich nicht eben

*) p. 366. **) Ebendaselbst. ***) Th. 6. p. 367. 368.

wünsche, dieser Rec. zu seyn, um meiner selbst willen: und
wenn ganz Deutschland voll von ihnen wäre; so würden wir jenem
Kriegsheere ähnlich seyn, welches, da der Mond den Schatten der
Feinde weit von sich streckte, auf diese Schatten seine Pfeile drückte.
306 Freilich war diese Tapferkeit nützlich, um sie warm und in Bewe-
gung zu erhalten; aber übrigens so viel, als Müßiggang.

Ich habe in dem ersten Stück dieser Sammlung den Gedanken
mit dem Ausdruck zusammen gepasset: dies ist die beste Seite, um
an die schlüpfrige Materie zu tasten, die Klopstock wider seinen
Willen darstellte. Er sagt, in seiner dritten Art über Gott
zu denken:* „Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn
„die ganze Seele von dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle
„ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine
„solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem
„Endzwecke wirken: wenn wir uns nicht enthalten können, unser
„Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung
„zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir
„denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und
307 „zu schwache Worte dazu haben würde. Wofern man im Stande
„wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge
„dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen
„Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in
„kurze Säzze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott
„würden oft darunter seyn!“ So Klopstock, und sein Recensent:**
„Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken;
„daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken kön-
„nen, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.
„Keine einzige neue Wahrheit läßt sich im Taumel unsrer Empfin-
„dungen haschen! Ich verdenke es dem Verf. sehr, daß Er sich

*) Nord. Auff. Th. 1. St. 25. [p. 318; abkürzende Anführung]
**) Litt. Br. Th. 3. p. 78. [79.]

„bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können u. s. w.“ Ich will nicht weiter abschreiben; der Rec. sieht K. an der wahren Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott: sieht dies als Irrthümer an, als den Weg, ein Schwärmer, ein Böhme, ein Pordage zu werden, sieht eine Theorie, die den Beschuldigungen der Gottschede und Hudemanns zu statten kömmt. —— 308
Himmel, was sieht der Mann alles? Ich bin doch auch, sagte jenes naive Mädchen bei Eulenspiegels Malerei, die kein unächtes Kind sehen sollte, ich bin doch auch kein Hurenkind, und sehe nichts!

Wer hat es denn dem Kunstrichter in den Kopf gesetzt: Klopstock wolle philosophiren!* Klopstock philosophiren? Die beste Art zu denken, ist ja nicht die logisch beste bei ihm: das sagt er ja nirgends, und daß er sich hievon zu schreiben nicht übernimmt, zeigen seine öfters unbestimmte Ausdrücke, die ja nicht Philosophie seyn können. Und doch redet der Kunstrichter vom Philosophiren beständig; will Neues haben, wo K. an nichts Neues denkt: protestirt wider Irrthümer, spricht von der üblichen Sprache der Weltweisen, und sieht überall dies Stück im Aufseher als ein Programm an, das im Namen eines Prof. der Metaphysik am schwarzen Brette feierlich zu einem Collegio über die natürliche Gottesgelahrtheit einladet. Er lieset als Philo- 309
soph, und Klopstock schrieb — wie kann Er auch anders schreiben? — als Gefühlvoller Mensch, Christ und Dichter. Hätte der Kunstrichter dies Nachdrucksvolle Er** bedacht: so würde er ihn haben erklären können, nicht ankezzern dörfen.

Da ist mit einem mal der gräuliche Knote aufgelöset, der K. mit Schwärmern, mit Irrgeistern, mit Enthusiasten zusammenknüpfen will. Die Philosophische Art von Gott zu denken ist, aus einem Menschlichen Sehepunkt betrachtet, daß eine blos kalte Metaphysische Denkart der ganzen Bestimmung des Menschen, der ganzen Natur seiner Seele, und der ganzen Beschäftigung seines Lebens nicht angemessen seyn dörfte: und so fern hat er völlig Recht. — Die zweite Denkart ist der Zustand Christlicher Empfin-

*) Th. 6. p. 375. 377. **) Th. 6. p. 376. 377.

dungen, wie selbst der Rec. erkennet; und daß hier nichts schwär-
merisches sey, wird mir jeder zugeben, der einige Erbauungsstücke
310 dieser Art gelesen; ja ich kann hier einen Verfasser nennen, der
sich doch gewiß nicht zu den Fanatikern versteigen wird — es ist
Spalding. Man lese seine Abhandlung: *vom vernünftigen
Werth der Andacht*, und man hat eine Schutzrede für K.
gelesen: was kann man aber davor, wenn K. sich nicht *Philo-
sophisch* ausdrückt, da sein Rec. und sein Vertheidiger Basedow
solche Ausdrücke selbst in der *erbaulichen* Denkart an Gott
suchen. — Nun die dritte Denkart! Alle ungeheure Schatten von
Irrthümern verschwinden, wenn, (und was ist bei K. vermuthlicher
als dies *wenn*?) wenn man sie nennt, die Denkart eines Gefühl-
vollen Christlichen *Dichters*! Eine Poetische Einbildungskraft
kömmt zu der Menschlichen Vorstellungsart und zu den Christlichen
Empfindungen dazu, und siehe da! ist Klopstocks *beste* Art über
Gott zu denken. Für K. die *beste* Art? Ob für K. als den
Nord. Auff.? Ob für jeden Leser des Aufsehers? Ob für jeden
Christen? Schwere Fragen! aber die hat niemand erregt: gnug!
311 es ist *die beste* Art für K. als einen Dichter der Religion, und
für jeden sympathetischen Leser.

Und kann K. nun nicht in einen Enthusiasmus gerathen, wo ihm schwer wird, was er denkt, durch Worte auszudrücken, wo die Sprache für ihn zu schwache, zu wenige Worte hat? — Allerdings! und wo bleibt nun die an sich wahre Anmerkung des Recensenten: „Ja! das kömmt daher, daß du nicht *deutlich* denkest.“ In dieser Poetischen Begeisterung konnte, und dorfte, und mußte ich auch nicht blos *deutlich* denken, sonst wäre ich ein elender Tropf geworden. Wo bleibt der Machtspruch: „daß die Sprache alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können: das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.“ Unmöglich? das wollte ich fast sagen: denn wer je etwas von der Begeisterung geschmeckt, da unsre Einbildungskraft ringet, um Bilder und Empfindungen, ungesagte Bilder, und wahre, mächtige, lebhafte Empfindungen auszudrücken, der wird die süße Mühe, die

Freudenvolle Geburtsschmerzen kennen, in denen ein Kind des 312
Genies zur Welt gebohren ist. Eine Empfindung in ihren Nuancen
auszudrücken, ist also äußerst schwer (man erinnere sich an mein
sechstes Fragment) aber *unnöthig*? Wie kann ich eine Empfindung
ohne diese Nuancen erhaschen, ausdrücken, wieder erkennen? Der
Kunstrichter wird eigensinnig: ich appellire an das Publikum. —
Hätte K. uns seine Empfindungen in allen *ihren Nuancen*
zeichnen *können*: so hätte derselbe G. nicht so delikat sagen *dör=*
fen: K. Lieder sind so voll Empfindung, daß man nichts dabei
empfindet! — Da das aber unmöglich ist, eine Empfindung mit
allen ihren Nuancen in einer Sprache der Vernunft zu zeichnen;
so bin ich gerade der gegenseitigen Meinung: „eine Empfindung
muß mit ihren Nuancen sich *bestmöglichst* ausdrücken;" sonst erken=
net man sie nie wieder: — „man suche also die reichsten und trif=
tigsten darunter," damit sie auch wieder Empfindung würke. Das
erste Merkmaal hat K. überall gezeigt, und er ist in meiner Seele
unser größte Dichter an Empfindung; das zweite hat er mannich= 313
mal verfehlt; aber das bleibt immer, daß einige Stücke aus seinem
Meßias, einige seiner Prosaischen Oden, und einige seiner Lieder,
gleichsam lebende Ausdrücke dieser weichen, Menschlichen, Christ=
lichen, Dichterischen Einbildungskraft sind. Ich sage mit dem Wort,
lebende Ausdrücke, so viel, als ich sagen kann; nur man
muß als Mensch, als Christ, als Dichter, nicht aber als ein
genauer Philosoph und ekler Kunstrichter lesen: sonst nimmt man
keine dieser Nuancen wahr, und empfindet da wenig oder nichts,
wo der andre viel empfindet. Freilich ists bei dieser Gattung des
Poetischen Ausdrucks wahr: niemand empfindet so viel dabei, als
der Dichter, da ers dachte; selbst er, empfindet nicht völlig mehr
so viel, wenn er es lieset; und ein fremder Leser mit einem andern
Ton der Seele vielleicht noch minder. Allein, da die Sprache
eigentlich gar kein Ausdruck der Empfindung, sondern mehr der
Begriffe ist: so schreibe ich auf meine kleine Scherbe willig auf:
omne tulit punctum! wenn ein Poet in seine Sprache nur einige 314
lebhafte und rührende Nuancen der Empfindung hineinkämpfen

kann: und der geistliche Liederdichter ist ohne Bedenken bei mir der größeste, der „ein Lieblingsdichter aller alten Weiber" ist. Der spottende Kunstrichter denkt damit K. herunter zu sezzen:* ich aber beklage ihn, daß er diese Stuffe nicht erreicht, und ich wünsche sie ihm vor andern kältern Liederdichtern gewiß zum voraus.

Aber kann man auch in diesem Taumel von Empfindungen neue Wahrheiten haschen? Neue, wirklich neue Philosophische Wahrheiten? Nein! und Klopstock ist ein Schwärmer, wenn er eine einzige dieser sich hervordrängenden Gedanken in die Reihe der Wahrheiten sezzt, die die natürliche und geoffenbarte Theologie von Gott lehret. Aber das wird K. bei seinem unvorsichtigen Ausdruck: Wahrheiten, nicht haben sagen wollen: denn man weiß ja, was einem Dichterischen Kopf Wahrheit ist: Poetisch wahrscheinliche Ver-
315 muthungen, sinnlich lebhafte Vorstellungsarten, Moralisch gewisse Empfindungen, die nur jenen Wahrheiten der Philosophie und Offenbarung nicht wiedersprechen dörfen und müssen. Und wie reich ist K. überall an solchen neuen Gedanken, die seine Poetische Empfindung hervordränget, in die Sprache gezwungen, und die sich in dieser Gestalt in unser Herz lagern. Meine Einbildungskraft ist viel zu kalt, um bei gesundem Verstande je ein Schwärmer zu werden; aber das weiß ich, daß manche einzelne Stellen aus K. so tiefe Eindrücke in mich gemacht, daß sie Tagelang den Ton meiner Seele haben stimmen können; und bei dem lebendigen Lesen dieses Dichters — in diesem Zustande allein ists möglich, die Denkart sich vorzustellen, da K. empfand und dachte, und erfand, und mit seiner Sprache kämpfte, und sprach. — —

Ich habe mich mit Fleiß statt der Philosophischen Kunstwörter, mit denen alles freilich ungleich deutlicher würde, der streitigen
316 Ausdrücke selbst bedient: nun lasse ich ein Paar andre gründlichere Männer auftreten: wohin wird sich die Waage neigen?

„Klopstock unternahm es, die feinsten und unbemerktesten „Empfindungen dem Anschauen der Menschen darzustellen, oder die

---

*) Litt. Br. Th. 6. p. 378.

„stärksten und erschütterungsvollesten Leidenschaften nach der Natur „zu schildern. Er mußte deswegen auf alle ihre Züge und Wen„dungen, auf ihre mannichfaltigen Wirkungen und Verhältnisse „Achtung geben, und sie von ihrer Geburt an, bis auf ihre höchste „und feinste Entwickelung, bis zu ihrer tiefsten Entfernung in die „Seele verfolgen; das heißt: er mußte sie anschauend erkennen, „ehe er sie anschauend darstellen konnte."* Wenn K. nun diese Züge und Wendungen und Verhältnisse zu diesem anschauenden Bilde, neue Wahrheiten nennt: so ist er Genie: ein liebenswürdiger Poetischer, nicht aber ein irrender Theologischer Schwärmer: ein Enthusiast, der seine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufschwingt; nicht aber ein Fanatiker, der den Phy- 317
sischen Einfluß eines höhern Wesens zu fühlen, und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt: — zwei unendlich verschiedne Namen, die aber gar zu oft verwechselt werden.

Ich habe gerettet, was K. hat sagen wollen: ohne mich darüber zu streiten, was er gesagt. Ich habe es gerettet, ohne die Frage zu beantworten: ob große Genies mit dem Verstande empfinden können?** ein Einfall, den die Philosophische Laune des sinnreichen D. ausgeboren, der das schmeichelhafteste Compliment für die Genies, und für K. ist, den ich so wenig, als D. bestätigen kann, da ich auch sagen muß: „zu deren Mittel ich nicht gehöre!" der aber aus der vorangeführten Klopstockschen Behauptung vielleicht bestätigt würde: — vielleicht und vielleicht auch nicht; ich habe seiner nicht nöthig.

Die Natur der Menschlichen Seele verkennet überhaupt in ihren Würkungen die Abtheilung der Kräfte, wie die Philosophen sie in ihr abgetrennet. Freilich bleiben es immer zwo verschiedne, 318
und ich dörfte fast sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden, und deutlich denken: anschauend erkennen, und Abstrakte Ideen bilden; sinnlich unterscheiden, und das Merkmaal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen; hierinn hat D. dem Verf. des

---

*) Litt. Br. Th. 13. p. 15. **) Litt. Br. Th. 13. p. 27.

Verſuchs über das Genie ſeine Lücke, wie mich däucht, ſehr
wahr gezeiget. Da aber eine jede Menſchenſeele dieſe beide Fähig-
keiten gemeinſchaftlich, wiewohl nicht in gleichem Maaß und Eben-
maaß, ausgebildet: ſo können unſre anſchauende Kräfte, in dieſem
Zuſtande der Dichteriſchen Empfindungen, von der Vernunft gewiſſe
Wahrheiten und Gegenſtände borgen, ſie auf eine Zeitlang als
Geſchöpfe ihrer Art behandeln, daß es faſt ſchiene, daß ſie mit der
Vernunft empfänden. Allein, dieſe kleinen Umtauſchungen verrücken
nie dem Philoſophen die Gränzen, ob das Genie gleich dieſe ganz
und gar niederreißt. Es iſt für mich eben ſo unbegreiflich: daß
319 eine Menſchliche Seele mit dem Verſtande empfinden könne, und daß
es Philoſophiſch wahr wäre: K. Einbildungskraft erfindet neue
Wahrheiten — als es mir unbegreiflich iſt: wie ein höheres, völlig
geiſtiges Weſen ſich eine ſinnliche Empfindung rein und deutlich
denken könne. Ich weiß nicht, ob ich die Schwierigkeit helle gnug
zeige: aber alsdenn könnte ich ſie mir auch auflöſen.

Indeſſen ſoll uns dieſe Blödigkeit, mit welcher wir in die
Seele ſchauen, auch blöde machen, von den Empfindungen andrer
zu urtheilen. Was mir vielleicht blos eine Nahrung des Verſtan-
des, oder eine Aufregung der Einbildungskraft dünkt: kann bei
dem andern würkſamer auf ſein Herz, oder mindſtens eine Folge
von erregten Empfindungen ſeyn. Dieſe Entſchuldigung mag zum
voraus der Einwendung begegnen: „wie kann K. eine poetiſche Art
„über Gott zu denken jedem Chriſten als die beſte anpreiſen?“ —

„Die beſte Art über Gott zu denken iſt, die jeder Chriſt
„haben kann, und ſoll. Und von dieſer Art iſt die Klopſtockſche
320 „dritte eben nicht. Es kann aufs höchſte die Denkart eines Chriſten
„ſeyn, der zu gleicher Zeit ein Dichter iſt, und zwar ein Dichter,
„der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Ge-
„heimniſſe zu Gegenſtänden des ſchönen Denkens macht. Gelingt
„es ihm nun hiemit: ſo wird er ſich in ſeine verſchönerte Andacht
„verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern,
„und der erhitzte Kopf wird mit allem Ernſt anfangen, zu glauben,
„daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

„Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der
„die Allgegenwart Gottes denkt, wirklich das dabei denkt, was er
„denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel des Klop-
„stockischen Hexameters setzt und anhebt:

Als ich das kleine Leben noch lebte u. s. w.

„Alles schön! aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen
„der Einbildungskraft Empfindungen?“ — Diese Einwürfe, die die
Litterat. Br. nicht ganz unrecht Wielands *Empfindungen**
machten, könnte mir jemand hier wiederholen. Ich will sie so fern 321
zugeben, daß K. beste Art, über Gott zu denken, nicht für jeden, zu
aller Zeit, einzig und allein die beste Art seyn könne: daß bei Leuten
von groben Begriffen die zweite vielleicht die bessere sey, daß selbst
der feurigste Dichter nicht ohne die erste seyn müsse: daß eine auf-
geregte Poetische Einbildung an sich nicht die stille Taumellose
Empfindung sey, die die Religion fodert und die moralisch uns
bessert, folglich so fern die zweite eine bessere Art über Gott zu
denken ist, als die Poetische Aufwallung: daß K. übel verstanden,
und übel nachgeahmt, verführerisch sey u. s. w. alles dies gebe ich zu,
und wünsche also dies Blatt aus dem *Nordischen Aufseher* weg;
aber das getraue ich mir nicht zu sagen, was der zuletzt angeführte
Rec. predigt: „wo die Einbildungskraft so geschäftig ist, da ist
„ganz gewiß das Herz leer, kalt: so wird die Religion wegge-
„wizzelt u. s. w.“** Ich kann blos wissen: „ob die Gemälde der 322
„Einbildungskraft bei mir Empfindung *erregen*?“ aber: „ob sie
„nicht bei dem andern Folgen und Begleiterinnen der Empfindun-
„gen sind, die er uns nur nicht gut vorzeiget?“ das kann man
nicht so durchaus entscheiden! Einbildungskraft und Empfindung
sind zwo genaue, aber auch oft eigensinnige Freundinnen, zwischen
welche sich ein dritter behutsam mischen muß.

---

*) Th. 1. p. 38. **) Th. 1. p. 40.

323 IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beide ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine Standesmäßige Anpreisung der Römer förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht „einleuchtend gnug: sie sind nützlich, aber nicht vollständig, sie
324 „reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen!" sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Kolorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdenn habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dies für den, der als Liebhaber, als Patriot

schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brot, noch
Lohn hat.

Ich habe hier und da *freie* Urtheile eingestreuet; wie sie
dastehen, scheinen sie *leichtfertig*, ich nehme dies Wort in seiner
ursprünglichen Bedeutung; aber wie ich sie dachte, waren sie *pein-
lich*. Wer da sagt, daß ich um Beifall *buhle*; der hat mir nicht
ins Gesicht gesehen: viele müßten *sich selbst* ablegen, wenn sie
von meinen schlechten Fragmenten blos *unpartheiisch* urtheilen
wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland Republikanischer; 325
wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht
dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese
als Zwecke, und Schönheiten meines Stils ansieht: der siehet mit
mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich blos um leichtsinnig zu
tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die
meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß
ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausruffen könnte,
wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinschreibe: so konnte ich von
mir selbst es nicht fodern, sie im Akademischen Leichenton zu loben:
man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt
gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das
Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen,
die ich nicht gnug lesen kann, und deren Würde nicht in Frag-
menten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein Handvester Kunstrichter fertig, mich, wenn
ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde über 326
Bort zu werfen; armer Schlummernder!

o nimium caelo et pelago confise sereno
nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmaal baue!

Ich werde kaum mehr, als den vierten Theil liefern, weil ich
corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen
diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben, oder auf-
gehoben: wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen; allein für

wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik: die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Jetzt sezze ich einige kleine Merkstäbe hin, die vielleicht einigen, die meine Fragmente durchwandeln, oder durchlaufen wollen, nicht zum Anstoß, sondern zur bequemern Bahn dienen werden:

p. 21. Michaelis Preisschrift: *vom Einfluß der Spra-
chen auf die Meinungen*, ist unter dem, was die Deutschen
327 über die Sprachen philosophirt, gewiß ein Hauptstück. Deutschland
hat wenige Männer, von denen man erwarten kann, was er schon
geleistet.

p. 22. Bödiker ist hier durch ein Versehen, und die Schriften der übrigen Männer sind zu bekannt, als sie Schülermäßig anzuführen.

p. 27. Ich bin durch die D. Bibliothek auf ein Buch aufmerksam gemacht, das ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. Der zweite Theil von dem Essai sur l'origine des connoissances humaines enthält Betrachtungen, die mein Fragment *von den Lebensaltern der Sprache* sehr ins Licht setzen.

p. 57. Es ist durch eine Reihe von Zufällen gekommen, daß
ich Tellers Critik über Cramers Psalmen blos dem Titel nach kenne.
Cramer bleibt in meinem Sinne einer der größesten und verdien-
testen Schriftsteller, die zur ersten Bildung des Deutschen Geschmacks
in unserm Jahrhunderte merklich viel beigetragen haben. Auf der
Mitte dieser Seite ist bei den Worten: Michaelis wird finden, das
328 kleine Vorwort: *ein* verloren gegangen, das in meinem Msc.
diesem kühnen Perioden eine entgegengesetzte Wendung gibt. Cra-
mers Psalmen bleiben eine der schätzbarsten Schriften in Deutsch-
land, und ich würde vielleicht ihrer nicht so oft erwähnen, wenn
ich gegen sie gleichgültig wäre. Ich betrachte sie so wohl, als den
ganzen Abschnitt von Deutsch-Orientalischen Dichtern, blos im
Gesichtspunkt der weltlichen Litteratur.

p. 66. Wer da sagt, daß ich den Deutschen Hexameter abspreche, versteht mich nicht; aber den Griechischen, und insonderheit zu

Homers Zeiten; den spreche ich ihnen rund ab, bei uns ist er Nachahmung, bei jenen singende Natur.

p. 87—108. Diese Vorwürfe gegen die Deutsche Sprache gehören nicht den Litteratur-Briefen, sondern dem Journal étranger, das ich aber blos aus ihnen kenne.

p. 109—121. Bei der Zusammensezzung dieser Stellen fehlt manchmal die Einpassung: vielleicht war die ganze Einrückung so nöthig nicht.

p. 136. Ich würde wider mich selbst handeln, wenn ich alles 329
p. 136—138. auf den einen Autor meinete; blos eine ausgelaßne Stelle macht alles schielend. Je mehr ich indessen die religiösen Gespräche ihres Inhalts wegen schäze, desto mehr ist mir der Vortrag zuwider: ich eifre wider das Kleid aus Liebe gegen die Schöne, die es verunzieret.

p. 139. Man nehme den Herzensseufzer auf dieser Seite als Entschuldigung gegen die Dunkelheit in meinen Fragmenten an.

p. 144. Ich würde meinen Claßischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müste. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen, Abbt im Styl als einen Deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen p. 219. suchen.

p. 207. Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, 330
ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochne Arbeiten, die Hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: so könnte alsdenn vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkänntniß und Philosophie aus allen seinen Schriften, insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der Morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich p. 237. vorbilde; und diesen könnten die Uebersezzer folgen. Vor der Hand wollen wir seine Schriften desto aufmerksamer nutzen.

p. 296. Man wird dies würklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verf. sagt: auch Irrthümer können verjähret werden, und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen: vielleicht ist der Verf. selbst in sie gefallen.

p. 298 — 373. Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter des Alten nicht vollständig ist; das thut nichts
331 zur Sache. Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutschen Litteratur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Känntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.

Die Druckfehler, insonderheit in den Griechischen Stellen wird der Leser dem Verf. nicht anrechnen, der 200. Meilen von seinem Druckort entfernt lebt. Sie machen meine Anführungen in diesem Theil sparsamer, weil ich um einige zu verbessern, selbst nicht die Autoren bey der Hand habe. Hier sind einige Druckfehler, so wie sie mir ins Auge fallen.

[Aus dem Druckfehler-Verzeichnis S. 331. 332:]

332 p. 298. Z. 19[14]. bis 335. Z. 5[4]. Mönaden l. Mänaden, damit nicht Monaden daraus werden. [vgl. S. 307. krit. A. 4.]

p. 309. Z. 13[10]. Die Stelle des Proclus corrigire dir selbst.

Anmerkungen.

3, Z. 4. Im Originaldruck steht „Reichsthums." Weitgehende Verwendung des s in Zusammensetzungen ist eine Eigenthümlichkeit des baltischen Dialekts. Eine reiche Beispielsammlung gibt Sallmann in zwei Abhandlungen der Baltischen Monatsschrift (Neue Folge III. Die Deutsche Mundart in Estland; Zur Grammatik d. D. M. in E.), darunter (S. 412. 506): Hofsland, Kronsgüter, Kochsjunge, Brautsdame, Stadtswohnung, Biedersmann. Anderes, wie „Dorfskrug" bietet Woldemar v. Gutzeit in dem „Wörterschatz der Deutschen Sprache Livlands I (1864). Diese Eigenthümlichkeit hat allerdings auf Herders Sprachgebrauch merklich eingewirkt. Wir finden bei ihm in Gedichten und Schriften der Rigischen Jahre Bildungen wie: Aetnaswellen, Altarsgesang (Gedichte I, 119. 131. a. 1765), Triumphslied (Fragmente I, 214. 334), Adlersblick (Fragm. II, 38. Krit. Wäld. II, 253), Rednersort (Fragm. I. 2. Ausg. 131), Vatersliebe (Rigische Predigt 1768. WW. z. R. u. Th. 9, 224. 8°), Wandersbursche, Gleims Grenadierslieder (beides in dem Msc. der umgearbeiteten Zweiten Sammlung der Fragmente); Domsgewand (geistlicher Rock) dicht neben Domgewand, im Msc. zum Zweiten Stück des Torso (1768): (In der Nähe von Herders Wohnung in Riga läuft der „Doms-" im Volksmunde „Domesgang." Mittheilung von Dr. Berkholz). Mit allen solchen Belegen wäre jedoch die barbarische Form „Reichsthum" selbst dann nicht gesichert, wenn der Aufsatz, in dem sie steht, schon in Riga verfaßt wäre.

5, Z. 3. „Möonische" kein Druckfehler. Vergl. die Bemerkung zu S. 307, 298 (Mönaden).

7. „Die in zerstreueten Heeren" Kleist, Der Frühling (Berlin 1756) S. 34. 35 (freies Citat).

11. Der „Neujahrswunsch des Nachtwächters zu Ternate" ist ein Gedicht von Uz. Sämmtl. Poet. Werke. Leipzig 1768. I, 114. (R.)

19. „Atheniensische Neulinge" nach Ap. Gesch. 17, 21. Vergl. Lebensbild I, 3, 1, 167. „So bildet man sich die ersten Patriarchen... als asce-

tische Frömmlinge, wenn man mir dies Wort erlaubt." (Versuch einer Geschichte der Dichtkunst. 1765). „Wohllüstling" Krit. Wäld. II, 188. 191.

20. „ohe jam satis!" nach Horat. Sat. I, 5, 13. 14, eins der Lieblingscitate Herders. Vgl. Krit. W. II, 229.

21. „vielleicht zerstückt es" — Hagedorn, Oden und Lieder 1747. S. 162.

26—28. Muster des Strophenbaues ist Ramlers Ode auf den Granatapfel. Vgl. S. 453. Lebensbild I, 2, 98.

34. „Zuerst: u. s. w." In der „Erläuterung" (vgl. Einleitung S. VIII) S. 20 heißt es: „Der Vater ist der einige selbständige Geist .., von welchem Jesus, Joh. 17, 3 bezeuget, daß er allein der wahre Gott ist. — Weil der Vater die Hauptperson in der Gottheit ist, so wird er auch in der h. Schr. nie als eine gesandte Person ... vorgestellet ... In dieser Einschrenkung spricht Jesus Joh. 14, 28. Der Vater ist größer denn ich." — „Noch weniger wird u. s. w." Gegen „Erläut." S. 21: „Dieses Bild zeuget Gott aus sich selbst, aus seinem unendlichen und ewigen Verstande, und zwar von Ewigkeit. Ps. 2 v. 7 „heute" d. i. von Ewigkeit, weil in Gott ... alles gegenwärtig ist."

35. „Am allerwenigsten u. s. w." Gegen „Erläut." S. 36: „1 Joh. 5 v. 7. 8. Durch den Himmel wird hier eben das verstanden, was Christus Matth. 3 v. 2 das Himmelreich nennet, nämlich das Gnadenreich auf Erden. Insonderheit ... die unsichtbare heil. Gemeine Gottes. In dieser sind drey Zeugen, durch welche die wahren Gläubigen ihrer Seligkeit versichert werden. 1) Der Vater, als die Quelle unseres Heils ... 2) Das selbständige Wort, das für uns Mensch geworden, ... 3) Der h. Geist, die in den Gläubigen würkende Kraft Gottes, die ihrem Geist ... durch innere Ueberzeugung Zeugniß giebt, daß sie Gottes Kinder sind. — Und diese drey sind eins. ... Durch die Erde wird hier die wahre sichtbare Kirche Christi verstanden, bey welcher drey .. Hauptkennzeichen sind. 1) Der Geist d. i. die reine Predigt des Evangelii, wie Paulus lehret, Röm. 1, 16 ... welches er 1 Cor. 2, 4 die Beweisung des Geistes und der Kraft ... nennet. 2) Das Wasser in der Taufe ... 3) Das Blut oder die Verkündigung des Blutes Jesu im Abendmahl. ... Diese drey sind beysammen, d. i. diese drey Kennzeichen zusammen sind der Beweiß der wahren sichtbaren Kirche Christi."

„Es ist zum Erstaunen u. s. w." Die „Erläuterung" beruft sich S. 19. 37 auf Röm. 1, 16 nicht 1, 20. — Ueber 1 Theß. 5, 23 sagt die Erläut. S. 19: „Geist und Kraft zeiget einerley an. Dieses ist die Ursache, warum Paulus .. Geist, Seele und Leib gedenket; ... durch den Geist verstehet er den geheiligten Trieb in der Seele zur Gottseligkeit."

36. „ich sage Ja!" Die Anspielung auf „jene berühmte Vertheidigungsrede des M. Aemilius Scaurus" (Quintil. Inst. Or. V, 12, 10) wider den Volkstribunen Q. Varius Hybrida (91 v. Chr. G.) kehrt in

diesem Bande wieder S. 130 und 302, 289. Herder entlehnte die, mehrfach überlieferte, Anekdote aus Valerius Maximus (III, 7, 8) — daher an der letzteren Stelle der Tribun selber Valerius genannt — doch muß ihm der Schlußsatz auch in der Form, wie ihn Asconius (zu Cic. p. Scauro p. 32 ed. Orelli) überliefert, bekannt gewesen sein.

37. *τί οὖν* etc. Ap. Gesch. 17, 18.

39, Z. 4 v. u. „Taufe und Einwohnung.“ In der Erläut. S. 35. 36. ist von Taufe und Abendmahl die Rede. Einwohnung in Bezug auf das Abendmahl (gebildet nach Ephes. 3, 17?) gebraucht Herder noch in seinen letzten theologischen Schriften. Vergl. „Einwohnung“ im Grimmschen W.B. — „im uneigentlichen Verstande.“ Erläut. 16: „Das Wort Sohn .. wird nicht allezeit fleischlicherweise . . . genommen. . . Vorzüglich wird der Heiland nach seiner Menschheit ein Sohn Gottes genannt.“

60. Lieberkühns Cantate „die Sendung des heiligen Geistes durch den aufgefahrenen Erlöser“ steht in seinen anonym erschienenen Sittlichen Gedichten zur Ermunterung des Gemüths, Berlin 1758. S. 217. (R.). — Die „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ erschienen von 1753 an in 12 Bänden (Frankfurt und Leipzig) herausgegeben von Johann Daniel Tietz (Titius). Vergl. Lessings Werke, Hempelsche Ausg. XII, 501 mit Redlichs Anmerkung.

61—67. Eine Umarbeitung der Cantate, welche von der früheren Gestalt sehr weniges beibehielt, nahm Herder in Bückeburg vor (1773). In dieser jüngeren Gestalt steht sie in den „Gedichten“ (1817) II, 256 fg. Vergl. Erinnerungen I, 197.

74. „Lehrgebäude der alten Nordischen Nationen.“ Nach Winkelmann (Vorrede zur Kunstgeschichte): „Ich nehme das Wort Geschichte in der weiteren Bedeutung, welche dasselbe in der Griechischen Sprache hat, und meine Absicht ist, einen Versuch eines Lehrgebäudes zu liefern.“ Vergl. S. 294, 274. „Vorredner geworden“ Briefe z. Bef. d. Hum. 8, 126 „zu Gleims Kriegsliedern war Leßing der Vorredner.“

75. „Ode Haralds“ — Vergl. die spätere Uebersetzung in den „Volksliedern“ II, 3, 12 Der verschmähete Jüngling.

81. Der Übersetzer des Schaw (Thomas Shaw, Travels and observations relating to several parts of Barbery and the Levant, Oxford, new edit. 1757) ist Merck. Vergl. Lebensbild III, 202.

82. Dudaim. Vergl. Herders „Lieder der Liebe“ 1778. S. 77. Anmerkung.

101. *Βάλλετε* etc. Anthol. Plan. I, 4. Vergl. Zerstreute Blätter I, Vorrede, wo Herder seines Jugendversuchs gedenkt, Epigramme der Anthologie in gereimten Versen zu übersetzen. Es ist gelungen, mehrere Proben dieser, wie Herder i. J. 1785 meinte, „längst vertilgten“ Übersetzungen zu

ermitteln. Zwei stehen in der kleinen Gedichtsammlung „Drei mal drei Berlocken“ in den Königsberg. Zeitungen. 1765. St. 97, Nummer 5 u. 6. „Trost für die Armen“ — „Etwas aus dem Lebensjournal des Dichters“ (vergl. Lebensbild I, 1, 267. 271); ein drittes Epigramm im Lebensbilde I, 1, 256; ein viertes im Wandsbecker Bothen 1774. No. 55. (Redlich, die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen. 1871. S. 45). Alle vier stehen wiederum, im Versmaße des Originals übersetzt, in den „Zerstreuten Blättern:“ II, 50 (Diogenes), I, 21 (Heraklitus und Demokritus), II, 25 (Der Kaiser und der flehende Arme), II, 89 (Alexander, im Bilde Lysippus).

106. „Freude, Göttin“ Hagedorn, Oden und Lieder, Buch II, 1. An die Freude.

114. „als Virgil singt“ Ecl. I, 24.

118. John Dyer (1700—1758). Vgl. S. 483, 234. Kritische Wäld. II, 106. und die zweite Recension von Duschs Briefen im Lebensbild I, 3, 2, 72.

126. *καὶ γάρ τ' ὄναρ* Hom. Iliad. I, 64.

127. Sit mihi fas etc. Verg. Aen. VI, 266.

133. „eines Deutschen Arabers.“ — Deutlicher die Abhandlung über die Elegie (vgl. Einleitung S. XXII): „unser Araber, der Wortgelehrte Reiske;“ und „Briefe zu Beförd. der Humanität“ 7, 90: „Das Zeugniß des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Reiske.“ —

134. „Unpartheiisch könnte ich u. s. w.“ In dem ersten Entwurfe lautet die Stelle: „Ich kann die Litteraturrichter versichern, daß ich weder unter ihrem Buchstaben C (Condemno) noch A (Absolvo) gestanden sey.“

136. *πολυδαιδαλον λοχευμα* etc. Anacreontea 54, 19 ss. Lyrici Graeci III, 1072. Bergk.

143, 10. „Virgils Gleichniß“ — Vergl. zu S. 114.

11. „Die Frage: Verstehst du auch u. s. w.“ Im ersten Entwurfe: „um nicht die Philippinische Frage an sich ergehen zu lassen: verstehest u. s. w.“ Anspielung auf Apostelgeschichte 8, 30.

145, 15. Herder schreibt *βουστροφεδον*, und ähnliche Fehler (*πολημικος, προτρηπτικος*) begegnen auch sonst in den Handschriften der früheren Jahre. Ich habe sie, auch wenn sie, wie hier, nachweislich vom Schriftsteller herrühren, nicht im Texte conserviert. Vgl. die Nachschrift der Dritten Sammlung (S. 531) und Lebensbild I, 2, 129.

147, 18. „Wie es dort von jenem Griechischen Orakel hieß u. s. w.“ Dieselbe Anspielung findet sich schon in dem ältesten Entwurfe der Abhandlung über die Lebensalter der Sprache. „Von dem Könige, dessen Orakel zu Delphis war, heißt es im Plutarch [De Pythiae oraculis 21]: Er redet nicht, er schweiget nicht: er spricht durch Zeichen.“ Vergl. Erste Sammlung, 2. Ausg. 178.

20. „Die Sprache, sagt Isokrates" — *Πρὸς Νικοκλέα* § 6. Herder gibt den Sinn der Stelle mit den Worten Blackwells an, bei dem er das Citat aufgelesen hat. (Lebensbild I, 3, 1, 251.) In der Vossischen Uebersetzung lauten Blackwells Worte (Untersuchung über Homers Leben und Schriften S. 48): „Die Alten hielten, wie es scheint, die Sprache für die erste Zähmerin der Menschen."

156, 34. Die angeführte Stelle aus Klopstocks Abhandlung steht im Nordischen Aufseher, Th. 1, 321.

162, 45. Zu der Stelle über die Idiotismen hat Herder in dem Rigenser Exemplar notiert: „Aepinus: man soll die Plattdeutsche Sprache nicht verachten p. 24. Gr(eifswalder) Beiträge." (M. Franc. Alb. Aepini Exercitatio de linguae Saxonicae inferioris neglectu atque contemtu injusto; abgedruckt in Gottscheds Beiträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit I, 229).

163, 46. „Wortspiele" — Dazu im Handexemplar die Randbemerkung: „Theokrits Wortspiel zwischen *πενθημα* und *Πενθηα* [Id. XXI (XXVI) 26]. 47. *Αμφοτερους* etc. Anthol. Gr. IX, 137 Jacobs.

165, 50. „Eine fleißige Seele in Liefland" Friederich Konrad Gadebusch, Bürgermeister zu Dorpat, hat in den Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen „Zusätze zu Johann Leonhard Frischens Deutschem Wörterbuch" erscheinen lassen, die zwölf Stücke in den Jahrgängen 1763—7 füllen. Ueber den Werth dieser lexikalischen Arbeit und ihren Einfluß auf Herder habe ich in dem Aufsatze „Die Rigischen Gelehrten Beyträge und Herders Antheil an denselben" (Zeitschrift für deutsche Philologie VI, 53 fgg.) berichtet.

51. Klopstock erklärt es an der angeführten Stelle des Nord. Aufsehers (Stück 26, 330) für „verdrießlichen" Eigensinn, an der Uebersetzung von fusus [Ovid. Metam. III, 438] mit „hingegossen" zu mäkeln.

166, 52. „Leibniz — Sprachforscher." — Randbemerkung des Rig. H. E.: „Leibnitii Collect. Etymolog. c. praef. Eccardi. Hannov. 1717. 8. Diss. de augenda ornandaque lingua nostra.

53. Die angezogene Stelle der Litt. Br. (15, 181) ist ein Citat aus Hamanns Kreuzzügen des Philologen. (Schriften 2, 151 Roth): „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit."

186, 88. Eine Übersetzung von Premontvals († 1764) Abhandlung „Gegen die Gallicomanie und den falsch-französischen Geschmack" (geles. in d. Akad. d. W. zu Berlin 1759, aufgenommen in das S. 173* angeführte Werk Préservatif contre la corruption de la langue Françoise en Allemagne 1759—64) hat Herder im 110. der Briefe z. Bef. d. Humanität (9, 27—41) gegeben. Ueber die deutsche Sprache: Seite 32 fgg.

188, 92. „Das Catullische Epigramm" Catull. Carm. LXXXIV.

199, 111. „Der Verfasser des Nimrods" (Ein Heldengedicht in 24 Büchern. 1752) ist Christian Nicolaus Naumann, einer von Lessings Leipziger Genossen.

201, 115. Der 283. Litteraturbrief (18, 119 fgg.) ist nicht von Ramler, wie Herder muthmaßt, sondern von Nicolai verfaßt. Lebensbild I, 2, 205. 220.

207, 125. „Jedes Naturgenie." Das Wort wurde in der zweiten Ausgabe getilgt wegen der Bemerkung Hamanns: „Es sind noch einige übel gegattete und zusammen gewachsene Wörter übrig geblieben, z. E. Naturgenie." (Lebensbild I, 2, 167).

212. O curas etc. Persii Sat. I, 1 ss. 30 ss. „Des Cedernöls werth" nach dem Ausdrucke cedro digna locutus in derselben Satire (v. 42).

213, 136. „verstehen sollten." Der Spott trifft Wegelin, den Verfasser der „Religiösen Gespräche der Todten," Lindau 1763, und der (S. 16. 47 citierten) „Moralischen und Politischen Betrachtungen über die spartanische Gesetzgebung des Lykurgus," Lindau 1763. In der Vorrede der ersteren Schrift erklärte Wegelin ausdrücklich, „daß es ihm überhaupt genug wäre, sich denen verständlich zu machen, die ihn verstehen sollten." (Hamanns Schriften 3, 279—86). Von Wegelin (1721—91) spricht Herder später mit größter Hochachtung. Briefe zu Bef. d. H. 5, II. Abth., S. 5 fgg. — „Obscurum etc." Ovid. Met. XIV, 58.

214, 136. „wie jenes Pferd" — vielmehr „jener Hirsch;" denn die Anspielung geht auf die Lessingische Fabel „Der Hirsch" (III. Buch, 28) Sämmtl. Schriften I, 165 Lachm. 196 Maltz.

215. Si qua Dea etc. Propert. IV, 24, 19.

217, 143. „nach dem Plinius" — Nat. Hist. Praef. 15.

219, 146. „nach dem Üblichen." Gadebusch in den zu S. 50. angeführten „Zusätzen" bemerkt: „Ueblich e das, le Costume, ein Kunstwort der Maler. Der Herr Graf von Caylus versteht dadurch alles dasjenige, was den Sitten, den Gesetzen und dem Ehrenstande der Personen, die man vorstellen will, angemessen ist, oder wenigstens sein soll." Vergl. Lessing 6, 413. (Lachm.) Der junge Göthe 3, 690—693.

220, 147. „ein Proxenides." — Nach Lucians *Ἡρόδοτος ἢ Ἀετίων* (I, 328 der Tauchnitzer Textausg.) stellte der Maler Aetion sein Gemälde, die Hochzeit des Alexander und der Roxane, in Olympia aus und erntete so großen Beifall, *ὥστε Προξενίδαν, Ἑλλανοδίκην τότε ὄντα, ἡσθέντα τῇ τέχνῃ γαμβρὸν ποιήσασθαι τὸν Ἀετίωνα.* Dieser Proxenides also dient an unserer Stelle als Typus eines kunstverständigen, hochgestellten Mannes. So figuriert er noch einmal in der umgearbeiteten II. Sammlung der Fragmente, zu Anfange des III. Capitels über Winkelmanns Kunstgeschichte.

Die Stelle lautet in der deutlicheren ersten Gestalt: „Ueber die Kunst der Griechen spricht er (Winkelmann), daß wenn noch ein Proxenides spräche, er das Gesetz geben würde: von ihr soll nur Winkelmann schreiben!"

148. Die in der zweiten Ausgabe hinzugefügte Anmerkung über Moser ist durch Nicolais Einspruch (Lebensbild I, 2, 254) veranlaßt.

221, 148. „Parrhasius." — Plin. Nat. Hist. XXXV, 69.

149. „einen andern Amphitruon." Anspielung auf Plautus Amphitruo I, 2, 196.

224. Infert se etc. Vergil. Aen. I, 439. Die Schrift Ackens, auf die Herder hier zielt, ist betitelt: Christliche Briefe über die Theorie der Opfer. (1766).

227, 159. Die Stelle, welche Herder glossiert: Hamanns Schriften 2, 307.

229, 161. „Plinius vom Eutykrates" — Nat. Hist. XXXIV, 8, 19. Das Rig. H. E. enthält die Randbemerkung: „Sein [Hamanns] Charackter nach dem Cassius Severus c. 26 de Oratt. [Dialogus].

162. „Ich hieb u. s. w." Karschin, Auserlesene Gedichte. Berlin 1764. S. 191. „An die Chartenspieler." (R.)

236, 173. „Weiberrathhaus." — Ein Auszug aus Saintfoix in einem Stüdienhefte (1765) enthält folgende (im Reisejournal, Lebensbild II, 288, wiederholte) Notiz: „Frauenzimmercollegium die höchste Obrigkeit [bei den Galliern] — wird von Druiden abgeschaft."

246, 185. „Nilschlamm" — vgl. Ovid. Met. I, 416—433. — „Needhams faulender Tropfen." In den Rigischen Gelehrten Beyträgen 1764 St. XXIII. S. 178 fg. ist aus Needhams Observations microscopiques, Paris 1750 (der französischen vermehrten Ausgabe der New microscopical discoveries, Lond. 1745.), folgendes mitgetheilt: „In dem brandigten Korn versichert Herr Needham viel kleine Schlangen durchs Vergrößerungsglas gesehen zu haben. Ist das Korn noch frisch und weich, so entwickeln sie sich durch Hinzuthuung eines Tropfen Wassers." Von Herders Interesse für John Needhams (1713—1781) Forschungen zeugen die Excerpte des Jahres 1765. Aus einem wissenschaftlichen Journal notiert sich Herder unter anderm folgendes: „Er sezzt in der Natur eine faculté productrice voraus; eine vegetativische Kraft sey der Grund aller Erzeugung: diese befindet sich in jedem Mikroscopischen Punkt und ist aus der sich ausdehnenden und wiederstehenden zusammengesezt. . . Die Mikrosc. Thiere entstehen also aus aufgelösten unbelebten Körpern, durch Feuchtigkeit und Wärme vermittelst Trennung und Zusammensezzung."

251, 194. „bei den Schulhandlungen" d. h. bei der Kritik, die Abbt von Lindners Beytrag zu Schulhandlungen (Königsberg 1762) im 231. u. 232. Litt. Briefe geliefert hatte. Auf diese Kritik beziehen sich Hamanns

„Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend" (Schriften 2, 413), welche Abbt zu einer Vertheidigung seines Urteils im 259. u. 260. Litt. Briefe nöthigten.

252, 197. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, von Abbt (Brief 160—164. 211); Trescho, Kleine Versuche im Denken u. Empfinden 1761. von Grillo (Br. 316); Lyrische, elegische und epische Poesien (Halle 1759) eines Anonymus, von Nicolai (Br. 187—189) kritisirt.

„Das Wort Deutsch." Mit dem übeln Nebensinne des Pöbelhaften, daher einerseits des Platten, Niedrigen, Plumpen, andrerseits des Rohen, Unverträglichen wird das Wort „Deutsch" mit seiner Ableitung „Deutschheit" von Herder, wie von den Zeitgenossen (über Goethe s. von Loeper in der Berliner Ausgabe von Goethes Werken XXII, 258) noch über das Ende des Jahrhunderts hinaus ohne Scheu gebraucht. Herders Widerwille gegen das verkommene Wort spricht sich am unholdesten aus in den „Briefen, den Charakter der D. Sprache betreffend," Adrastea VI, 176—208; besonders S. 188: „Unser Name verräth uns. Langsame Trochäen sind unsre liebste Versart" u. s. w. 192: „Welche Nation ists, die ihren eignen Namen als Schimpfwort nicht nur duldet, sondern selbst ausspricht. ‚Ich will es Dir Deutsch sagen' heißt: ‚Ich will es Dir platt und grob sagen, daß Du es fühlest.'" Das Gedicht „Germanien" in demselben Bande S. 152—155 (Gedichte 1817. I, 278) schließt mit dem Aufrufe: „Wirf die lähmende Deutschheit Weg und sei ein Germanien!"

„Die Titelvignette" der Litteraturbriefe ist der Kopf des Homer, welcher denn allerdings vor den meisten Theilen so matt ausgeprägt ist, daß er einem dormitans Homerus (Horat. A. P. 359) nicht unähnlich sieht.

256, 203. „Baumeister im Plutarch" *Πολιτικὰ παραγγέλματα* 5 p. 802 A (*ὡς οὗτος εἴρηκεν, ἐγὼ ποιήσω*). Mit dem fehlerhaften Zusatze „in der Republik Sparta" (Plut. *Ἀθήνησιν*) schon angeführt in der ältesten Rigischen Schulrede (Lebensbild I, 2, 59). — „quibus peiore" etc. Juvenal. Sat. XIV, 35.

257. *υμεις Αιγιεες* — Paroemiographi Gr. ed. Schneidewin-Leutsch. I, 19. 188. II, 5.

259. Poscere fata — Verg. A. VI, 45.

269, 227. Der „fromme und redliche Greis" ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Mohrunger Pfarrer Willamovius, Herders väterlicher Freund, von dem die „Erinnerungen" I, 13 fg. 35. erzählen. Ein dem „Mutter-Fadennackt" Herders nahe verwandtes „Splitter-fasel-nackt" findet man neben „Seelen-Mutter-Wind-allein" aufgeführt in der Abhandlung von Hoffheinz, Ueber den ostpreußischen hochdeutschen Dialekt, Altpreußische Monatsschrift, Band IX, 460.

270, 230. Roberti Lowth, De Sacra Poesi Hebraeorum Praelectiones Academicae Oxonii habitae. Die Noten und Epimetra des

„Deutschen Herausgebers" Michaelis benutzt Herder noch häufiger, als er sie citirt. Das Citat „Inter mulierum" etc. ist aus der Nota 3. ad Praelectionem II. (ed. Rosenmüller, Lips. 1835, p. 427.) genommen, auf deren einleitende Sätze schon der „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst" (1764. 5) Bezug nimmt. (Lebensbild I, 3, 1, 113).

276, 241. „Jeder urtheilt." Die verschiedenen Beurtheiler des Messias, auf welche dieser Satz mit seinen Citaten deutet, sind: Lessing (L. Br. 1, 117—128), Nicolai (10, 374), Mendelssohn (13, 15), von Moser (16, 84), Resewitz (17, 20—60).

277. Eine Fortsetzung des Gesprächs über den Messias findet sich skizziert auf einem Blatte, das Aufzeichnungen zur neuen Bearbeitung der Fragmente (1769) enthält. „Deutsche Litteratur. Fragmente zur Archäologie derselben. 1. Orient. — — Zweites Gespräch des Rabbi und Christen. Christ. Der Messias erscheint Menschlich. Sein Charakter. Wunderbares Gefühl mehr Menschlich. Liebe. Ahndung des Todes. Größe der Seele u. s. Rabbi. Aber Zeiten verfallen. — Diese Zeiten zu idealisiren, schwer. Engel — Teufel — Apostel — — Leiden: Orientalisch. Drittes Gespräch. Ueber Klopstocks Känntniß der Seele: der Affekten: der Charaktere u. s.

282, 254. „ein Philosoph" — Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Werke in chronol. Reihenfolge hg. v. Hartenstein II, 267 fg.

285, 258. „Wie Thucydides die Stadt Athen" u. s w. Nicht bei Thucydides findet sich der citierte Ausdruck, sondern in der Sammlung von Lobsprüchen auf Athen, die Athenäus (V, 187 d) aufbewahrt hat. Diese Stelle hat Herder wahrscheinlich in einem Commentar zu Thucydides II, 41 (*τὴν πᾶσαν πόλιν τῆς Ἑλλάδος παίδευσιν εἶναι*) gefunden und irrig mit dem Namen desselben notiert.

293. In tantis voluisse etc. klingt an Propert. II, 10, 6 an. — Pindarici fontis etc. Horat. Ep. I, 3, 10.

296, 277. Die beiden Parallelen: „Alciphron, Gerstenberg" und „Sappho, Karschin" erhielten in der Klotzischen Recension (Deutsche Bibliothek I, 1, 174. 178) scharfen Tadel. Herder sah ein, daß er sich besonders mit der ersteren eine Blöße gegeben hatte. Er strich beide; aber um den (allerdings nur zu berechtigten) Verdacht, er habe den Alciphron für einen lyrischen Dichter angesehen, abzuwehren, erklärte er sich in der Umarbeitung über Sinn und Absicht dieser wie aller sieben Parallelen ausführlich. Die bezügliche Stelle (vgl. Einleit. S. XXII) wird im 2. Bande mitgetheilt werden.

299, 283. *οιμαι δε* etc. Isocrat. Paneg. § 159.

300, 284. Plutarch. Alcib. 7. 285. Xenoph. Mem. I, 2, 59.

302, 289. Xenoph. Conviv. 3, 5.

304, 291. Diog. Laert. II, 6, 48. 292. Platon. Theages 122 E.

306, 296. ἐπιχειραγαθος ist kein Griechisches Wort. Getrennt ἐπιχειρ αγαθος zu lesen wäre annehmbar, wenn nicht αγαθος schon voraufgienge. Es muß also bei der fehlerhaften Form ebenso wie bei καλοκαγαθος sein Bewenden haben.

306, 297. „wenn Wieland auftritt." Mit äußerster Reserve hatte Mendelssohn (Litt. Br. 7, 4) die Vermuthung ausgesprochen, der Verfasser der in Zürich erschienenen „Letzten Gespräche Sokrates und seiner Freunde" sei Wieland. Herder griff den Namen unbedachtsam auf und verletzte Wieland durch eine sehr ungerechte Invective, die er (vergl. die Variante aus dem Rig. Handexemplar) alsbald gern getilgt hätte; wie er denn auch in den nächsten Jahren das Misverhältnis, in das er sich durch den ungerechten Angriff zu Wieland gebracht hatte, durch persönliche Vermittelung und ausdrückliche Zurücknahme zu heben bestrebt war. (Aus Herders Nachlaß III, 74. Von und an Herder I, 26. 28). Den unbekannten Verfasser der Gespräche hat M. Bernays entdeckt in Jakob Wegelin. (Vergl. die Anmerkung zu 213, 136). Wegelin nahm den Kampf gegen die Litt. Br. auf, indem er in den „Freymüthigen Nachrichten" 1761 Stück 19. 20 eine „Widerlegung der ‚Leßingischen' Recension von den letzten Gespr. d. S." veröffentlichte. Bernays, der mir seine Entdeckung freundlich migetheilt hat, machte mich zugleich auf die „Erklärung" aufmerksam, die Wieland in dem Zusatz zum Vorbericht vor dem „Geprüften Abraham" hinsichtlich der „Letzten Gespräche" abgegeben hat. (Poetische Schriften. Dritte Auflage 1770. Band 3. S. 210).

307, 297. „Wie Marcell dreust." Herder deutete sich die Worte in v. Mosers Treuherzigem Schreiben eines Layenbruders im Reich an den Magum im Norden: „Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin" (Litt. Br. 16, 69) sehr gezwungen auf „Marcellus, den stolzen Triumphirer in Rom u. s. w." (vergl. S. 439. 440 und Lebensbild I, 2, 214. 217), ohne zu ahnen, daß dort Marcel, célèbre maître à danser de Paris gemeint war. Durch Klotzens höhnische Berichtigung (Deutsche Bibl. I, 4, 177) wurde er erst mit dem „Tanz-Marcell" (Gedichte I, 228 vgl. Von Deutscher Art und Kunst S. 21) und mit dem Geschichtchen bekannt gemacht, das Helvetius De l'esprit Disc. II. Chap. I von dem Scharfblicke dieses Mannes erzählt. Diese Anekdote hat Herder später selbst in das Gedicht vom „Nationenruhm" (Briefe z. Bef. d. Humanität 9, 180. Brief 114.) eingewebt und die französische Quelle in einer Anmerkung angegeben.

Quid fures etc. Scherzhafte Umdrehung von Vergil. Bucol. III, 16.

298. Mönaden. Die Schreibung mit ö, die im ganzen Capitel durchgeführt war, und erst im Druckfehlerverzeichniß (531) mit geschraubtem Witze

berichtigt wird, ist kein bloßes Versehen. Herder schreibt mit dem gleichen Fehler: Phönomenon (Fragm. I, 158. sogar noch in der Schrift Auch eine Philosophie d. Gesch. S. 34. u. im Druckfehlerverzeichniß), Möonischer Sänger (S. 5.) und umgekehrt ä statt ö in Ethopäie, das er nachträglich in —pöie corrigiert.

308, 300. Grillo, der Recensent in den Litt. Br., spricht von „frostigen Reimen jenes Leipziger Professors (Gottsched?), die an ganz alltägliche Gedanken ... gleichsam angehackt werden," und die dieser „für pindarische Oden ausgebe." (21, 55).

311, 305. Auf die wichtige Stelle im Herodot (I, 23) wurde Herder durch Hamann aufmerksam gemacht. Lebensbild I, 2, 130.

306. *Διονυσοιο* etc. Archilochus. Lyrici Graeci II, 704, 77 Bergk.

„Parenthyrsus" als Kunstausdruck von Winkelmann eingeführt. „Alle Handlungen und Stellungen der griechischen Figuren, die mit diesem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsos nannten." (Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke 1755). Vergl. die Erklärung des allgemeiner angewandten Ausdrucks in den Briefen z. Bef. d. Hum. 8, 94 fg. („parenthyrsisch=beredt").

312. Immanis etc. Vergil. A. IV, 77.

313, 309. *Διθυραμβος εστι* etc. Procli *Χρηστομαθία Γραμματική* B. Scriptores Metrici Graeci ed. Westphal I, 245. Im Originaldruck ist das Citat durch sieben Fehler (nicht lediglich Druckfehler) fast unverständlich gemacht, daher die bezügliche Stelle im Druckfehlerverzeichniß (S. 531).

310. „Plato .... der .... das Gegentheil sagt." De Rep. III, 394 C. Bei dem folgenden Citat hat Herder wahrscheinlich De Rep. III, 397 A—C im Auge.

311. „Lesart im Cicero" — De Orat. III, 48, 185.

314, 312 than Jugglers etc. Butler, Hudibras Part. I Canto I. (R.)

315, 314. „mit zusammengeschlungenen Händen." Verständlicher der Ausdruck „mit brüderlich verschlungenen Händen" in dem „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst." Lebensbild I, 3, 1, 125.

316, 315. Das „Sinngedicht" in der Anthol. VI, 163. Jacobs.

317, 318. Hegesander bei Athenaeus IV, 162 B.

„Plan eines Freundes:" vielmehr einen eigenen Plan. Eine Abendmahls=, Weihnachts=, Oster=, Pfingst=, Neumond=Dithyrambe" hat Herder zu dichten beabsichtigt, wie sich aus Aufzeichnungen in seinen Studienheften (1763. 4) ergibt. Der „Ostergesang" ist in den Königsbergschen Zeitungen 1764, Stück 24 erschienen. Ein „Taufgesang der ersten Christen am Ostertage" (1765) ist in der Handschrift erhalten. Aus der Pfingstdithyrambe („Gebet — mitten drinn die Ausgießung selbst") ist schließlich die

Pfingstcantate (S. 61—67) geworden. — Ueber die „Deutschen" Dithyramben enthalten die Handschriften nichts näheres. Zwischen den „Plänen zu Dithyramben" steht: „Am Todtenfeste eines alten Deutschen; bei seinem Gastmahl der Seelen." „Das Reich Friedrichs nach dem 2ten Psalm" findet sich weiterhin als Überschrift verzeichnet.

319. Thou that with etc. Butler Hudibras I, 1. (R.)

320. *Διονυσον εριβρομον* Hymn. Orph. 30 „Hymne auf Bacchus" Hymn. Homer. VII, 19—21.

323. *Ου φιλονεικος* Pind. Ol. VI, 28.

324. „Platons Jo" 533 E—534 C.

325. „er glüht" u. s. w. Selbstgemachte Verse, ganz ähnlich einer Stelle aus Herders Lobgesang auf Peter den Großen (1765). Die leserlichsten Stücke dieser „Pindarischen Ode" habe ich in der Altpreuß. Monatsschrift (X, 105 fgg.) veröffentlicht. Die hier citierte Stelle derselben ist wieder eingeflochten in die Ode „Auf Katharinens Throngelangung" (1765). Gedichte I, 122.

326. *Το διδαξασθαι* Pind. Ol. VII, 77.

327. *Δοξαν εχω* Ol. VI, 140.

„Würde ich die Himmelsstürmer singen." Herder hat sich an dem Gegenstande nach dem Plane, den er hier angibt, versucht: Lebensbild I, 1, 167—169.

335, 346. Justin. Hist. Phil. III, 5.

336, 348. (Gleims) „Gespräche mit der Deutschen Muse." „Erstes. Am Tage der Einholung des Königs. Zu Berlin, den 30ten März 1763," und „Zweites" erschienen Berlin 1764. 8°, abgedruckt schon im 41. Stück der Königsbergschen Zeitungen desselben Jahres. (Sämmtliche Werke, Körte, 6, 224). Vom Zweiten Gespräche lautet die erste und die vorletzte Strophe:

Die Muse:

Du sagest, Friedrich höre nur Der Gallier Gesang,
Und find' in ihrem Witz Natur, In ihrer Sprache Klang.

Der Dichter:

Wenn Friedrich unsrer Lieder Klang Wie eurer Lieder hört
Dann schlagen wir euch mit Gesang Wie Er euch mit dem Schwerdt.

342. Qui metus etc. Vergil. Georg. II, 491.

350, 369. „ich habe mich nie fremder Musen bedienet." Theocrit. Epigr. XIV (XXII): *Μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφελκυσάμην.*

370. „Asopichus." Der Jüngling, den der vierzehnte Olympische Siegesgesang feiert, ist Sieger im Stadion, nicht Sänger, wozu ihn Herders absonderliche Auslegung macht. Die gleichzeitige Kritik hat an dem Sänger Asopichus ebenso wenig wie an dem silbernen „Cepheus" (Cephissus) Anstoß genommen.

355, 378. „Das Sentiment des Pindars" — Ol. I. 35. 52. nach der Steinbrüchelschen Uebersetzung, die Lessing als Probe im 31. Litt. Briefe mittheilt.

362, 4. „tritt nicht in eine Höle" — 2. Mos. 33, 22. 23. 1. Könige 19, 23.

374, 27. „Genius Seculi" 1760 von Klotz anonym herausgegeben. Hinter dem „so ziemlich" verbirgt sich wol schon etwas von dem Misbehagen, das Herder bei Klotzens „gelehrter Satyre" empfand, die er ein Jahr später als niedrigste Gattung („Studentensatyre") gänzlich verwirft.

375, 29. „Gottsched fgg." Der gleiche satirische Ton und fast dieselben Kraftworte wie in dem wenig älteren, unvollendet gelassenen Gedichte auf Gottsched. (Von und an Herder III, 305). — Goldfinder, „Kothfeger, Ausräumer." Vergl. Lebensbild I, 3, 1, 382.

376, 31. Joh. Mich. Heinze Soliloquium h. e. Quo consilio genitus sit homo, deliberatio ex Germanico (Spalding, Betrachtung über die Bestimmung des Menschen, 7. Auflage 1763.) Latine versa 1765. Heinze wurde 1770 Director des Weimarer Gymnasiums. Die Schriften Heinzes über Grammatik und Prosodie der Deutschen Sprache erwähnt Herder noch in späteren Jahren auf das beifälligste. (W. W. z. Ph. u. G. X, 134. 137.)

389, 56. Joh. Sam. Halle, Werkstätte der heutigen Künste. 1. Th. Brandenburg 1761.

390, 57. „Man muß ihn in die Schule schicken." Hagedorn, Oden und Lieder in fünf Büchern. Hamburg 1747. S. 154. „Die Schule." (R.)

392, 62. „Wo ist er?" u. s. w. Zeilen aus einem ungedruckten Jugendgedichte Herders, „Der Lehrer der Menschheit," (1763—5).

394, 65. „Algarotti, Fontenelle." Vergl. S. 79. Kant nennt in den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen „den artigen Fontenelle" als Verfasser von Lehrbüchern für Damen und neben ihm Algarotti, der sein Material zu gleichen Schriften dem Newton entnommen habe. (Schr. in chron. R., Hartenstein, II, 253.) Zusammengestellt sind beide auch im III. Krit. Wäldchen, S. 183. — Über Capitel 6 (65—76) vergl. den Brief Goethes an Herder (Juli 1772) im „Jungen Goethe" I, 308.

397, 69. „wie Shakespeares Freundinnen," Helena und Hermia im Sommernachtstraum. In Herders eigener Uebersetzung (sie ist ohngefähr gleichzeitig, oder doch wenig jünger als die Fragmente) lautet die Stelle, die ihm hier als Gleichnis dient (III, 2):

So wuchsen wir heran — ein Kirschenpaar
das wie getheilt und doch in Zween Eins ist!
Ein süßes Beerenpaar auf Einem Stengel
anreifend — So zwei Körper; nur ein Herz!
im ersten Anblick zwo! — zween Wapenschilde;
doch beide Eins — mit Einem Helm gekrönt!

399, 73. „Herkules im Torso." Über den von Klotz bemängelten Ausdruck vergl. Lessing, Briefe antiquarischen Inhalts XIII. (8, 41 L.)

407, 89. „jenes Virgilianische Mistrauen" — Bucol. IX, 32 ss.

413. patriae quid etc. Horat. A. P. 312.

414. tu quoque etc. Caesar bei Sueton. De Poetis Rom. p. 294 Teubn.

421, 115. εισι γαρ δη etc. Platon. Phaedo 69 C.

422, 116. „Antimachus zum Plato." Cicero Brut. 51, 191.

426, 123. Christ. Adolphi Klotzii Epistolae Homericae. Altenburgi. 1754.

432, 136. „Mecänas" (Mécène) schreibt Herder bis 1767 meistens mit dem auffälligen Fehler. Später findet sich die falsche Form noch vereinzelt. Krit. Wäld. II, 188. Vom Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften. S. 26.

443, 156. Christ. Fr. Daniel Schubart: Der Tod Franciscus des ersten: Römischen Kaisers: eine Pindarische Ode. 3 Bogen. Ulm 1766. Eine Recension, die dem Gedichte den Namen einer Pindarischen Ode, doch nicht poetischen Werth abspricht, befindet sich unter den Papieren Herders. Sie war jedenfalls für die Allg. Deutsche Bibliothek bestimmt.

157. „Honig, — damit ihr eure Augen wacker macht" — 1. Samuel. 14, 27.

„Nach jenem ekelhaften Gemälde." Vgl. Krit. Wäld. II, 101. Aelian. Var. Hist. 13, 21. *Γαλάτων ὁ ζωγράφος ἔγραψε τὸν μὲν Ὅμηρον αὐτὸν ἐμοῦντα, τοὺς δὲ ἄλλους ποιητὰς τὰ ἐμημεσμένα ἀρυομένους.*

445—46. „Aber ich dachte — einführen wollen." Parodie auf den Anfang des von Grillo verfaßten 316. Litt. Briefes (Th. 23, 3—5) mit einem Nebenstreiche gegen Abbt, der (20, 6) geschrieben hatte: „Der erste Theil der Lucianischen Schrift Wie die Geschichte abzufassen sey, ist ohnehin nur ein Berlinischer Litteraturbrief über die elenden Geschichtschreiber seiner Zeit. O wenn Lucian noch lebte! wie wollten wir seine Freundschaft suchen."

447, 165. „des Bärtchens, welches d. L. Br. . . . weggeküsset haben," — Lessing im 31. Litt. Br. (6, 73 L.). Vergl. Nicolai in der Anzeige der zweiten Ausgabe von Gerstenbergs Tändeleien (9, 161): „Es scheinet, daß dem Herrn v. G. die Kritik unsers Fll. zu Gesicht gekommen ist, wenigstens hat er alle getadelte Stellen . . . verbessert."

449. sacer est etc. Pers. Sat. I, 113. 114.

451, 173. Die „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" wurden von Sulzer, Ramler und Langemack herausgegeben. — „Nymphe Sprea" — Die Ode an die Stadt Berlin (I, 38 der Ausg. v. 1825) ist der Nymphe Sprea in den Mund gelegt.

465, 198. „Geschichte des Lyrischen Gesanges." Im Ostermeßkataloge von 1766 sind unter den „Schriften, welche künftig herauskommen sollen," angekündigt: „Beyträge zur Geschichte des lyrischen Gesanges. 8. Riga, bey J. F. Hartknoch." Herder ist es selbst, der sie hat ankündigen lassen. Die Arbeit blieb unvollendet, ein beträchtliches Stück derselben ist im Lebensbilde (I, 3, 1, 98—186) veröffentlicht worden. Auch zu der „vollständigen Theorie der Ode" hatte Herder selbst schon in Königsberg einen Anlauf genommen; die Ausführung des in Riga von neuem aufgenommenen Planes gerieth ins Stocken, als Herder sich den „Fragmenten" zuwandte. Das zu dieser Arbeit gehörige steht a. a. O. S. 61—98.

468, 204.*** Chr. A. Klotzii Vindiciae Q. Horatii Flacci. Accedit Commentarius in Carmina Poetae. Bremae 1764.

471, 210. „unter den G(ottschedi)anern" — Aus einem biographischen Werke, das er wahrscheinlich in Treschos Bibliothek vorfand, hat Herder in sein ältestes Collectaneenheft folgendes eingetragen: „Baron von Creuz .... Die erste Ode ist auf Gott; hatte das Glück, dem Hrn. Prof. Gottsched zu ge- und daher das Unglück, andern Dichtern zu mißfallen. Und es ist auch das magerste unter allen seinen Gedichten."

472, 211. Herder schreibt „Rhein" und „Reihn," Lessing „Rain."

473, 214. „Gileaditer." Irrthümlich statt „Gibeoniter." Buch Josua C. 9. Vergl. Briefe, das Studium der Theologie betreffend 3, 54 (Schluß des 28. Briefes).

474—76. „Aber die Philosophischen Erfahrungen über die Menschliche Seele" u. s. w. — „Plan zu einem Gedicht über die Seele (zu dem ich lange Versuche gemacht)" so skizziert Herder im Briefe an Hamann (Dec. 1766) den Inhalt dieses Fragments. (Lb. I, 2, 217, vgl. III, 368.) Hierauf weist noch manches in den ältesten Arbeitsheften. So die „Pläne:" a) „Versuch eines praktischen Gedichts über die Menschheit, wo man alle Arten der Affekte, der Silbenmaße, der Dichtarten durchginge; um zu versuchen, wie weit Ode Drama werden könnte." b) „Die Welt der Menschlichen Seele: im unmetr. Silbenmaß; ihre Tiefen der Gottheit." Dem ersteren Gedichte gehören zwei größere Bruchstücke an, 1762—3 entstanden, das ältere in Alexandrinern, das jüngere in Kleistschen Hexametern geschrieben. Von jedem stehe hier eine Probe:

O Roußeau, den die Welt, den Staar im Aug [im Vorurtheil] verkannt
Das wahre große Maas des Menschen in der Hand:
Wägst Du, was edel sey, wenns Priester gleich [wenns gleich das Volk] verdammet:
Du wägst das Kronengold, und was auf Kleidern flammet,
Was auf den Tafeln glänzt, bei Teraphinen (?) wohnt
Und auf den Märkten läuft, und in Statüen thront:

Du wägst es: es wird Staub! „Seht das sind eure Götter!"
Ein Mentor unsrer Zeit, wirst du der Tugend Retter;
Dringst in das Menschenherz, entlarvst den falschen Ruhm
Und wirfst, wie Dagon, ihn aus seinem Heiligthum.
— — — — — — — — — — — — — — —

„Sey, was du bist!" — so sprachst du Predger in der Wüste,
„Fühls, daß du edel bist, wenn niemand dich auch grüßte." u. s. w.

Dieses ist das „philosophische Lehrgedicht an Kant," das Herder im Briefe an Scheffner (1767) als „das Aufstoßen eines von Rousseau'schen Schriften überladenen Magens" entschuldigt (Lb. I, 2, 283. 290. 299.). Der zweite Entwurf ist überschrieben: „Mich selbst!"

Dich selbst! besinge die Welt der Menschheit! singe die Tiefen
Die Höhn, die Weiten der Menschennatur, durchsuche den Abgrund
Der Leidenschaften und fliege empor, wo Menschengedanken
Mit Dädals Flügel sich schwangen: denn sieh die Weiten der Schöpfung,
Die Menschenhände gebahnt: faß alle Räume zusammen
Und sing vom Menschen ein Lied. So sprach mein Genius — —

Bruchstücke des zweiten Gedichts (b) sind im Lebensbilde I, 1, 197 und in der Briefsammlung Von und an Herder 3, 308 fgg. veröffentlicht. Der Plan, den die Fragmente darlegen, schließt die beiden älteren Pläne in sich. Wie Herder an demselben festgehalten, zeigt sich noch im 102. der Briefe zu Beförderung der Humanität. (8, 123).

485, 238. „Das Klopstockische Stück im N. A.;" die Ode „Nicht in den Ocean Der Welten alle," hier noch ohne Ueberschrift (Die Frühlingsfeier).

488, 244. „aus den Locken" — eher ein Druck- als ein Übersetzungsfehler (Iliad. 17, 434: θαλερὴ δὲ μιαίνετο χαίτη ζεύγλης ἐξεριποῦσα).

491, 251. „Mich, o Doris" — Petrarchische Gedichte, Berlin 1764. S. 24. Gleims Sämmtliche Werke, Körte, I. 191. (R.)

493, 256. Fannius — Horat. Sat. I, 10, 79. 80. 91.

505, 279.* Spalding, Vom Werth der Gefühle im Christenthum 1761. S. 163 fg.

510. Nunc quoque — Ovid. Met. V, 677. 8.

513, 294. Ueber das homiletische Fragment vergl. die Einleitung S. XXVIII. Ein älterer Aufsatz, „Der Redner Gottes," nicht vor 1765 verfaßt, in welchem die Bezugnahme auf die Litteraturbriefe mehr verdeckt ist, ist aus Herders Nachlaß veröffentlicht: WW. z. Rel. u. Theol. 15, 306—318. Lebensbild I, 2, 75—88.

531, 331. „Druckort" — Leipzig, Breitkopfs Officin, aus der auch der „Torso" und die „Kritischen Wälder" hervorgegangen sind.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

[illegible]
[illegible]